

Die Horen

e i n e M o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Schiller

D r i t t e r B a n d.

T ü b i n g e n
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1 7 9 5.

A P
30
H 82
v. 3-4

Druckfehler im achten Stück.

S.	2.	3.	4.	Punkt statt Semicolon.
—	•	—	23.	Wie st. Nie.
—	3.	—	11.	wieder; st. , wieder.
—	4.	—	12.	nachgewiesen st. nach gewiesen.
—	6.	—	16.	Lajos st. Lajos.
—	7.	—	3.	v. unten Ungeſtümme st. Ungeſtümme.
—	9.	—	5.	v. unten flammen st. Flammen.
—	11.	—	13.	dürſt st. durſt.
—	12.	—	14.	menschl. st. Menſchl.
—	13.	—	15.	nach auf ein Comma.
—	•	—	6.	v. unten nach verheſſen ein Semicolon.
—	15.	—	4.	zu üben st. üben.
—	•	—	4.	v. unten das erſte noch iſt wegzustreichen.
—	18.	—	12.	werden st. wurden.
—	19.	—	5.	v. unten entſtehe st. entſtehn.
—	21.	—	3.	nehmen st. nahmen.
—	23.	—	8.	Ahdung st. Ahnung.
—	25.	—	3.	nach entwickeln ſeze einen Punkt.
—	•	—	18.	nach überall ſeze und
—	28.	—	16.	nach bebſt, nicht;

Die Horen

Jahrgang 1795

Siebentes Stück.

Tübingen

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1795

Inhalt des sechsten Stücks.

I	Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet.	Seite 1
II	Dante's Hölle. Fortsetzung.	— 31
III	Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.	— 50
IV	Die Dichtkunst.	— 77
V	Der Dorfkirchhof.	— 79
VI	Lethe.	— 82
VII	Saladin und der Sklave.	— 85
	Rufik zu: Weihe der Schönheit und Sängerklobn (s. Heft V.) und die Dichtkunst.	

Die Horen.

Erster Jahrgang. Siebentes Stück.

I

Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet.

Das höchste praktische Ziel der menschlichen Weisheit, das die Menschen in diesem Leben vermöge ihrer moralischen Natur zu erreichen hoffen können, ist, Ausbildung ihrer Kräfte ohne feindselige Kämpfe, und freyer Lebensgenuß ohne Verletzung der Gerechtigkeit. Die einzigen Mittel, die zu diesem Zweck führen können, sind Erziehung und Gesetzgebung. Die Vollendung dieser beyden Künste setzt daher allen menschlichen Bemühungen erst die Krone auf, und bevestigt das Reich der Weisheit auf immer.

Das Bedürfniß trieb die Menschen zur Kultur dieser beyden Künste, und die ersten Spuren eines Versuchs in der Ausübung derselben, sind gleich alt mit der ersten Entwicklung der Menschen. Solange aber beyde nur Töchter des Bedürfnisses sind, solange können sie auch mit keiner größern Kraft und Weisheit ausgestattet seyn, als zur Stillung desselben erforderlich ist. Das Vermögen im Menschen, dem Bedürfniß durch seine Veranstaltung abzuhelfen, muß aber nothwendig vorhanden seyn, ehe er von den Umständen zur Entwicklung desselben auf-

Die Horen. 1795. 7tes St.

gefordert werden kann, und jede Veränderung, jede Verbesserung, die nach und nach in der Erziehung und Gesetzgebung vorgenommen wurde, muß schon ihrer Möglichkeit nach in den sie bewirkenden Seelenkräften gelegen haben, ehe sie durch die Kultur zur Reife gelangte. Nur die Reflexion über die Aeußerungen dieses Vermögens leitet ihn auf Principien, denen alle Verfügungen und Vorschriften unterworfen seyn müssen, um von ihm uneigennützig gebilligt werden zu können. Erst wenn Erziehung und Gesetzgebung in gewissen Graden schon wirklich in der Welt waren, kann er sich die Aufgabe machen, die Möglichkeit ihrer Wirkungen, und die Uebereinstimmung mit seiner moralischen Natur einzusehen, kurz, eine Theorie beider Künste zu versuchen. Bey diesem Versuch sogleich systematisch verfahren zu wollen, und von Grundsätzen auszugehen, die sich noch nicht durch den ganzen Zusammenhang der bisherigen Entwicklung der Menschen bestätigt haben, sondern vielmehr diese Entwicklung selbst bestimmen sollen, ist, (wenn es nicht eine bloße Uebung der synthetisch verfahrenen Vernunft seyn soll, die ihre Resultate noch einer weitern Kritik unterwirft) ein verwegenes Unternehmen, das, wenn der Eifer für das System und die Eile es zu realisieren mit der Wichtigkeit seines Gegenstandes im Verhältnis steht, für den Menschen sehr verderbliche Folgen haben kann. Sicherer ist es an der Hand der Erfahrung, durch die Moralität orientiert, sich in der Reflexion über den Gang des menschlichen Geistes, insoferne er der großen Aufgabe der Erziehung und der Gesetzgebung für das Bedürfniß gewisser Zeiten, theils Genüge leistete, theils zu leisten glaubte, zu üben, und dadurch die Forderungen der Vernunft in ihrem Kampfe mit der Täuschung der

Vorurtheile, den Begierden und dem despotischen Stolze genau und zuversichtlich kennen zu lernen. Die Moralität (nicht die von gelehrter Wissenschaft abhängt, sondern die im Menschen unerkennbar sich äussert) ist das einzige allgemein geltende Princip, durch das sich die Menschen über philosophische Gegenstände verständigen können. Sie ist das einzige Ziel, das wir nie bei unsern Untersuchungen aus den Augen lassen dürfen, ohne Gefahr zu laufen, uns in leere Speculationen zu verlieren; und obgleich die Philosophen noch nicht über das Princip der Moral einig sind, so ist doch die Moralität das Einzige, wornach sie sich in der Untersuchung über ein Princip der Moral orientieren müssen.

Unter die vorzüglichsten Denkmale des Alterthums, die die Fortschritte des menschlichen Geistes in der Gesetzgebung auf einem Theil des angenehmsten Weges seiner Kultur darstellen, gehört gewiß Platos Republik. Der Zweck derselben ist, die Möglichkeit zu zeigen, wie die Idee der Gerechtigkeit realisiert werden könne. In den beiden ersten Gesprächen sollte anschaulich gemacht werden, wie unbestimmt und schwankend die Begriffe von Gerechtigkeit selbst bei denkenden Menschen seyen, und wie viel Schwierigkeit es habe, etwas, das sich nicht auf die positiven Verfügungen des Staates gründet, über die Gerechtigkeit festzusetzen. In dem ersten Buche bringt Sokrates den Sophisten Thrasymachus, welcher behauptet, die Gerechtigkeit sey weiter nichts als der Nutzen des Mächtigen, nach der ihm gewöhnlichen Methode zum Schweigen, indem er ihn in Widerspruch mit sich selbst setzt. Man sieht schon aus der Seichtigkeit des Angriffs, daß die Widerlegung keinen grossen Aufwand von Scharfsinn

finn erfordert haben kann. Sokrates scheint dieses selbst zu fühlen, indem er den Dialog mit folgender Anmerkung beschließt: „Mir ist es, sagt er, bey diesem Streit ergangen, wie dem wollüstigen Schlemmer, der an einer herrlich besetzten Tafel von jedem Leckerbissen kostet, aber darüber von keiner Speise ganz gesättigt wird.“

In dem zweiten Buche tritt Glaukon auf, und fordert Sokrates fernerlich auf, ihm zu sagen, was Gerechtigkeit sey. Es giebt, sagt Glaukon, dreyerley Arten des Guten. Eine Sache ist uns entweder wünschenswerth um ihrer selbst willen, wie die Vergnügungen der Sinne, oder sie ist es uns um ihrer selbst und zugleich auch um ihrer Folgen willen, wie die Gesundheit der Seele und des Körpers, oder sie ist uns nur angenehm um der Vortheile willen, die sie uns gewährt, von welcher Art alle Künste sind, welche wir des Gewinnstes wegen treiben. Nun fragt sichs, fuhr er fort, unter welche Art des Guten du die Gerechtigkeit sehest? Unter die vorzüglichste, antwortete Sokrates, nemlich unter die Art des Guten, welches wir um seiner selbst und um der Folgen willen zugleich lieben. Hierüber denkt der grose Haufe ganz anders, versetzte Glaukon: dieser setzt die Gerechtigkeit unter die Künste des Gewinnstes, welche man bloß des Nukens wegen liebt, den sie uns gewähren. Nun läßt sich Glaukon in eine nähere Untersuchung der Gerechtigkeit ein, zeigt zuerst die Natur und den Ursprung derselben und sucht alsdann zu beweisen, daß alle Menschen der Gerechtigkeit bloß gezwungen folgen, und daß sie hierinn der Natur der Sache gemäß handeln, weil das Leben des Ungerechten weit besser und glücklicher ist, als das Leben des Gerechten.

Anfangs, sagt er, vor Errichtung der bürgerlichen Gesellschaft, wußte man nichts von Gerechtigkeit. Ein jeder that, was er wollte, wenn er die Macht dazu hatte. Da aber der Schmerz, Unrecht zu leiden, noch weit das Vergnügen überwiegt, das uns das Unrechtthun gewährt, so traten die Menschen zusammen, machten den Vertrag unter sich, einander nicht mehr Unrecht zu erweisen, und schrieben sich gewisse Gesetze und Verordnungen vor, deren Befolgung mit dem Namen: Gerechtigkeit bezeichnet wurde; so entstand die Gerechtigkeit, welche also schon ihrem Ursprunge nach das Unangenehme der Einschränkung mit sich führt. Denn die Gerechtigkeit ist nichts gutes für den, der sie beobachten muß, sondern für den, gegen welchen sie beobachtet wird; so wie hingegen die Ungerechtigkeit etwas Gutes für den ist, der sie begeht, und etwas Böses für den, wider welchen sie begangen wird. Daß aber die Menschen nur gezwungen der Gerechtigkeit folgen, zeigt er aus folgendem Beispiel. Wenn, sagt er, beyde zugleich, der Gerechte und der Ungerechte, von Ungefähr den Ring des Gnges fänden, wodurch sie unsichtbar würden und daher ungestraft alles thun könnten, was ihnen nur beliebt, wie lange würde wohl der Gerechte seinen Grundsätzen treu bleiben? Würde er sich nicht bald auf die Seite des Ungerechten neigen, und am Ende auf einer Strafe mit ihm wandeln? Der Ungerechte ist auch weit glücklicher, als der Gerechte. Um dieß zu beweisen, nimmt er zwey Personen an, von welchen der eine höchst ungerecht und der andere in eben so hohem Grad gerecht ist. Der eine als vollkommen in seiner Art weiß allen seinen Ungerechtigkeiten den Anstrich der größten Gerechtigkeit zu geben, da hingegen der andre als ein schlichter und einfältiger Mann in der Bahn

der Gerechtigkeit mit festen Tritten wandelt, ohne sich um die Meinungen der Menschen zu bekümmern: und bey dem großen Haufen eben dadurch, weil er der gerechteste ist, in den Verdacht kommt, als wär er der ungerechteste. Was geschieht nun? Der Ungerechte, weil man ihn für das Gegentheil hält, wird überall geschätzt und verehrt; man ist stolz darauf mit ihm in nähere Verbindung zu kommen, man verschwendet Geschenke und Ehrenstellen an ihn. Er ist der Abgott des Volks. Der wirklich Gerechte im Gegentheil wird gehäßt und verfolgt. Gefängniß und Schmach erwarten ihn, und es ist ein Glück für ihn, wenn er unter so vielen Verfolgungen mit dem Leben davon kommt. Auf welcher Seite ist nun das Glück? Ueberdies hat auch der Ungerechte bey den Reichthümern, die er sich zuzueignen gewußt hat, die herrlichste Gelegenheit, sich bey den Göttern durch prächtige Opfer und Geschenke beliebt zu machen, und er ist daher weit mehr ein Liebling der Götter, als der Gerechte, der den Göttern nichts geben kann. Jener ist also mit den Göttern und Menschen wohl daran, da dieser von beyden verachtet und gehasset wird.

Adimantus, Bruder des Glaukons, welcher glaubte, daß jener noch nicht alles wider die Gerechtigkeit gesagt hätte, was sich wider sie vorbringen ließe, nimmt darauf das Wort: „Ich will, sagt er, wie du die Tadler der Gerechtigkeit vor uns hast sprechen lassen, nun auch diejenigen auftreten lassen, welche sie lobpreisen. Wenn der Vater dem Sohn oder der Lehrer dem Zögling die Tugend anpreißt, so zeigt er ihm von weitem Ehrenstellen und Belohnungen, welche den Gerechten erwarten. Nie loben sie ihm die Gerechtigkeit als Gerechtigkeit,

sondern nur in Rücksicht des Vortheils, den sie uns verschafft. Aber alle diese Vortheile werden eigentlich dem Ungerechten zu Theil, der sein Handwerk recht versteht, und nicht dem Gerechten. Ueberdies sind alle die Strafen, womit uns die Poeten im Unterreich bedrohen, bloß sinnlich und um nichts schlimmer als die Uebel, denen der Gerechte hier in diesem Leben, durch seine Gerechtigkeit ausgesetzt ist. Und noch oben darein sagen uns die Poeten, diese Söhne der Götter, welche am besten von der Natur derselben unterrichtet seyn müssen, daß die Götter sowohl bey unsern Lebzeiten, als nach unserm Tod, sich durch Opfer ausöhnen lassen. Wer also viel opfert, dem wird auch viel erlassen, wer aber nichts opfert, dem wird auch nichts erlassen. Auf welche Seite wird sich nun wohl der feurige Jüngling, wenn er dieß alles zusammenhält, hinneigen? Wird er nicht lieber mit Klugheit ungerecht seyn und im Ueberfluß und Reichthum leben, als gerecht in Armuth und Verachtung schmachten wollen? Man beweise uns, fährt Adimantus fort, daß die Gerechtigkeit an und für sich und nicht bloß in Rücksicht der Meinungen der Menschen etwas Gutes und Ungerechtigkeit schon an und für sich etwas Böses sey, und jeder, der das Gute liebt und das Böse haßt, wird von sich selbst über sich und seine Handlungen wachen, um an der Gerechtigkeit nicht treulos zu werden, ohne eines fremden Wächters nöthig zu haben. Wir fordern dich daher auf, Sokrates, uns diesen Beweis zu führen, denn niemand ist dazu geschickter als du, der du dein ganzes Leben dergleichen moralischen Untersuchungen gewidmet hast.

Dies alles ist nun bloß Vorbereitung zu der Republik,

deren sich Sokrates, oder vielmehr Plato bedient, um seinen Begriff von der Gerechtigkeit auszuführen. Aber ohne noch die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des platonischen Begriffs förmlich zu untersuchen, glaube ich im voraus beweisen zu können, daß Platos Begriff nicht richtig seyn kann; denn geht man bis zur Entstehung des Begriffes der Gerechtigkeit unter den Menschen zurück und bemerkt die verschiedenen Stufen seiner Entwicklung, so findet es sich, daß zu Platos Zeiten noch Ein oder mehrere Hauptmomente dieses Begriffes fehlten.

Alle Fähigkeiten unserer Seele werden durch sinnliche Eindrücke geweckt, und die Gesetze unsers Denkens selbst werden uns erst durch Reflexion über das Denken bekannt. Das Gemüth hat zwar an dieser Entwicklung schon von Anfange so viel Antheil als die Sinne, aber es wirkt dann uns unbewußt, seinen Gesetzen nach, und wir erwerben uns nur nach und nach die Freyheit in unsern Reflexionen, sie auf die Gesetze, nach welchen wir über Gegenstände reflektierten, selbst zu erstrecken. Dieser Fall findet nothwendig auch bey unsern moralischen Einsichten statt. Alles was durch den Menschen ist, ist auf zweyerley Art durch ihn; zuerst durch seine Natur und dann durch seine Freyheit. Jede Sache ist früher als ihr Begriff und jede Handlungsweise älter als ihre Regel. In dem Bestreben, das dem Menschen eigen ist, die Naturwirkungen durch Freyheit nachzuahmen, liegt der Grund seiner Entwicklung, die also immer von zwey Bedingungen abhängt, nemlich: von den Originalen, die ihm die Natur, sowohl die physische, die der Stoff seiner Handlungen ist, als die intellectueller in ihm, die diesen Stoff behandelt, aufstellt, und von dem Bestreben sie mit

seinem freyen Willen , durch Kunst zu kopieren. Das erste ist in Rücksicht auf seine willkührliche Thätigkeit zufällig , und nur das zweite hängt von ihm ab. Man hat bey der Erklärung der menschlichen Handlungen immer auf Natur und auf Freyheit zu sehen. Alles , was im gesetzlichen Zusammenhang steht, der nicht mit freyem Willen von uns selbst gesetzt wurde, gehört zur Natur im weitesten Sinne, und die Moralität selbst, insoferne ihr Gesetz in der Form unserer Vernunft nothwendig gegründet ist, gehört so lange zur Natur, als diese Form nicht durch uns selbst, nicht bloß erkannt, sondern auch anerkannt ist. Die Ausbildung des Menschen ist also von einer Seite immer zufällig, und er kann weder von Gesetzen des Denkens, noch des Handelns etwas wissen, ehe er veranlaßt wird, sie auszuüben, und ehe er mit Freyheit über das reflektiert, was er, durch seine bloße Natur getrieben, in Ausübung brachte. Seine moralischen Einsichten hängen daher vom Zufall ab, und er kann in seinem Zeitalter in dieser Rücksicht wohl hervorragen, aber es nicht überspringen. Das Verdienst, das der Mensch bey seinen Handlungen hat, hängt nicht von seinen Einsichten, sondern von seiner Gesinnung ab, und ist an kein Zeitalter gebunden. Bey gleicher Gesinnung kann er sehr verschieden, nach dem Maaß seiner Einsichten, handeln, ohne dadurch in dieser Rücksicht besser oder schlechter zu seyn. Nicht die Gesetze, die er erkennt, sondern die er anerkennt und freythätig für seine Handlungsweise festsetzt, bestimmen nächst der Beständigkeit, mit der er sie ausübt, seinen wahren moralischen Werth. Der Stoff, der den Menschen zur Entwicklung seiner moralischen Einsichten aufgedrungen wird, ist von zweyerley Art; nemlich er besteht aus dem gefühlten Bedürf-

nig nach erkannten Gesetzen zu handeln und aus dem Erfolg, den die Erfahrung giebt, wenn er nach gewissen von ihm bestimmten Regeln in der Wirklichkeit verfuhr. Das erste treibt ihn zur Spekulation, das zweite berichtigt seine Spekulationen durch die Erfahrung.

Die erste Stufe sowohl der moralischen Kultur als der Verstandesbildung fängt damit an, daß der Mensch sich gewöhnt etwas zu erwarten. In ersterer Rücksicht lernt er wünschen, und in zweyter vorhersehen. Auf was Art er zu dieser Gewohnheit etwas zu erwarten gelange, läßt sich schwerlich weiter erklären, und ich nehme sie als ein unbezweifeltes Faktum an. Der Wunsch ist der Zeit nach als die erste, und dem Werth nach als die geringste Entwicklung unserer Moralität anzusehen. Er beweist schon eine moralische Anlage in uns, denn wenn er auch noch keine moralische Kraftäußerung zeigt, so ist er doch schon eine Anzeige, daß wir uns als einen möglichen letzten Zweck der Naturbegebenheiten zu denken anfangen. Die Vorhersehung ist der größte Feind der Wünsche, und sie läßt sich als das Negative des Wunsches betrachten, denn sie hebt ihn auf. Solange der Mensch aber noch gar nichts erwartet, solange kann er auch nicht wünschen. Der Antagonismus zwischen Wünschen und Vorhersehen, ist der Ursprung aller intellektuellen Ausbildung des Menschen. Der zweyte Schritt besteht daher darinnen, zu suchen, seine Wünsche mit den Vorhersehungen in Einigkeit zu bringen, und sie durch diese zu beschränken. Von dieser zweyten Epoche an wird erst eine Geschichte der Menschheit möglich, da in ersterer der Mensch als moralisches Wesen noch gleichsam als Embryon zu betrachten ist, in dem die Triebe noch ganz

ungestört durch seine freie Thätigkeit wirken. In der zweiten Epoche fängt er an, das Mißverhältniß zu bemerken, das sich zwischen der Erwartung und dem Genuß bey vielen seiner Wünsche findet, und dadurch wird er auch auf den unangenehmen Zustand aufmerksam, der daraus entsteht, daß er ungewiß ist, wie ihm seine Mitmenschen begegnen werden. Daraus entwickeln sich die ersten Keime der Klugheitslehre, und die Bereitwilligkeit sich einer Gesetzgebung zu unterwerfen. Bey zunehmender Kultur mußte sich aber ein Widerspruch entdecken, der sich öfters zwischen seinen Klugheitslehren, die sich nur auf die Beförderung seines angenehmen Zustandes erstreckten, und dem Betragen fand, das er beobachten mußte, wenn eine allgemeine Gesetzgebung möglich seyn sollte. Durch die Ideen einer Gesetzgebung mußte er nehmlich sein Betragen nach einer Regel bestimmen, die der andere auch beobachtete, und wodurch es möglich wurde, daß die Menschen auf die Art ihres wechselseitigen Betragens gegeneinander rechnen konnten. Diese Regel konnte aber sehr oft für den einen lästig seyn; ohne daß er einsah, daß ihm die Klugheit verböte, sie zu übertreten. Klugheit und Gesetzgebung kamen nun in Collision, und es entstand die Frage, durch was die Lehren der Klugheit beschränkt werden müßten, um nicht mit der Möglichkeit einer Gesetzgebung im Widerspruch zu stehen. Dieß wurde mit dem Wort Gerechtigkeit bezeichnet, das ursprünglich, dem Wortsinne nach, diejenige Beschaffenheit eines Menschen bedeutet, wodurch andere auf seine Handlungsweise gegen sie sicher rechnen können. Das Princip der Gerechtigkeit mußte daher immer dem Princip der Gesetzgebung ähnlich seyn, und das Prädicat gerecht bezog sich auf den Begriff, den

man von dem, was gesetzmäßig sey, hatte. Recht war; was überhaupt; gerecht, was ohne Rücksicht auf möglichen Zwang: dem Gesetz gemäß geschah. Die Gesetzgebung konnte sich ursprünglich nicht auf das Recht, sondern dieses mußte sich auf die Gesetzgebung gründen. Das Recht kann nie den Gesetzen vorangehen, sondern hängt entweder von gegebenen oder von a priori erkannten Gesetzen ab, und ist also jederzeit ein Resultat der Gesetze, es mag positiv oder natürlich heißen. Die erste Entstehung hat also das Recht, so wie die Gesetzgebung, dem Bedürfniß zu danken, das der Mensch hat, auf das Betragen anderer gegen ihn zu rechnen. Die Klugheit befiehlt dem Menschen nur nach seinem größtmöglichen Vortheil zu streben, und also nur in so ferne Recht zu thun, als es nothwendig ist, um von den andern auch Recht fordern zu können. Dazu ist nun nicht nöthig, daß der Mensch gerecht sey, sondern nur, daß er es scheine. Aus dem Gesichtspunkt des Vortheils betrachtet, hat Thrasymachus völlig recht zu behaupten: die Gerechtigkeit sey nur ein Gut für den, gegen den sie ausgeübt wird, aber ein Nachtheil für den, der sie ausübt. Daß ein Staat im Ganzen um so glücklicher sey, je gerechter alle seine Mitbürger gegeneinander wären, mußte sehr früh von den Menschen erkannt werden, aber von dieser theoretischen Erkenntniß bis zur Einsicht der Verbindlichkeit, meinen einzelnen klar eingesehenen Vortheil der Idee eines Ganzen, wie der Staat ist, nachzusetzen, ist ein sehr grosser Sprung. So leicht die objectiven Vortheile der Gerechtigkeit einzusehen waren, so schwer waren ihre subjectiven Nachtheile zu widerlegen. Die Nothwendigkeit des Scheins der Gerechtigkeit wurde von allen zugestanden, aber über die Nothwendigkeit, es

wirklich zu seyn , mußten sich die Meinungen theilen. Diejenigen , welche die Gleichförmigkeit der Handlungsweise und die Uebereinstimmung mit sich selbst , als das größere Gut empfanden , waren für die Sache , diejenigen , welche das größere Gut in die einzelnen Genüsse und Vortheile setzten , waren für den Schein. Eigentliche Sittlichkeit zeigte sich bey den Menschen zwar schon in jeder Epoche als Thatsache , und sie konnten , ihrer Natur nach , ihr die Achtung nicht verweigern ; aber zu sehr noch mit dem , was ihnen ein glückliches oder lästiges Leben bereitete , beschäftigt , hatten sie noch nicht über das moralisch Gute an sich reflectiert.

Um ein Gesetzbuch zu verfassen , war diese Reflexion auch nicht nöthig , denn dieß braucht nur Rechte zu bestimmen. Um Rechte zu bestimmen , lassen sich zwey Wege denken : der eine gründet ein völlig positives , und der zweyte ein ursprünglich natürliches Recht , das erst durch die Gesetze positiv wird. Die ursprüngliche Idee eines Rechts ist , eine nach Regeln bestimmte und dadurch vorauszusetzende Handlungsweise , insoferne sie auf das wechselseitige Betragen der Menschen gegeneinander Bezug hat. Dieser Zweck kann auf den eben gedachten zwey verschiedenen Wegen erreicht werden , nemlich : man kann festsetzen , das Betragen , das sich Menschen einmal von einander gefallen ließen , müssen sie sich immer gefallen lassen , und dieß erzeugt das positive Recht im engsten Sinne des Wortes ; oder man setzt solche Regeln des Betragens fest , wodurch alle , wenn sie befolgt werden , gleiche Vortheile genießen , und dieß giebt ein natürliches Recht , weil dabey die Menschen , als völlig im Stande der Natur , ohne daß noch einer vor dem andern etwas voraus

oder ihn zu irgend einer Erwartung berechtigt hätte, vorausgesetzt werden. Die letztern Rechte werden durch die Gesetzgebung nur der Form nach positiv, an sich sind sie rational. Da aber die Menschen, ehe sie sich zur Idee einer allgemeinen Gesetzgebung erheben konnten, schon durch das Bedürfniß, mit einander zu leben, gezwungen wurden, die erste Art von Recht zu ehren, so war nie eine reine Gesetzgebung möglich, sondern jede Gesetzgebung in der Wirklichkeit kann nicht sowohl als ursprünglich Recht erzeugend, sondern vielmehr als die, durch Zufall entstandenen und für heilig gehaltenen, Rechte reinigend, betrachtet werden. Jede Gesetzgebung in der wirklichen Welt ist daher nicht sowohl constituirend, als vielmehr reformirend, indem sie die Mißbräuche abschafft, und dadurch die Menschen wieder der ursprünglichen Gleichheit näher bringt.

Dieser Widerspruch zwischen der Gesetzgebung im Ideal, von der erst alle Rechte anheben, und der Gesetzgebung in der Wirklichkeit, die schon Rechte antrifft, trennte bald die Philosophen von den Staatsmännern, und führte auf die uralte, aber, wie ich dafür halte, sehr unrichtige Behauptung: daß etwas in der Speculation vortreflich und in der Praxis sehr schlecht seyn könne. Was dieser Behauptung in dem gegenwärtigen Fall einen Schein von Richtigkeit gab, ist: daß das, was in der Speculation als die ursprüngliche Quelle aller Rechte erkannt wird, in der Praxis blos das Ziel seyn kann, dem man sich nähert. Unternimmt man daher die Grundsätze der Speculation in der Wirklichkeit unmittelbar in Ausübung zu bringen, so muß man nothwendig auf unübersteigliche Hindernisse stoßen, weil man handelt als

wäre der Zustand wirklich vorhanden, den die Speculation voraussetzte, da doch dieser Zustand erst hervorgebracht werden muß. In der Idee setzt die Gesetzgebung völlige Gleichheit der Menschen in Rücksicht auf die Gültigkeit der aus ihren Kräften und Bedürfnissen entspringenden Ansprüche voraus, und sucht diese Gleichheit für immer zu bewahren; in der Wirklichkeit trifft der Gesetzgeber auf eine auffallende Ungleichheit in der Schätzung der Gültigkeit der Ansprüche, die die Menschen im Verhältniß ihrer Kräfte und Bedürfnisse machen können, und muß jene Gleichheit, ehe er sie bewahren kann, erst zu bewirken suchen.

Aus diesem Unterschied der Gesetzgebung in der Speculation und in der Praxis entsteht nun ein doppelter Gesichtspunkt der Gerechtigkeit: sie kann nemlich als ein Betragen betrachtet werden, das sich ohne Rücksicht auf möglichen äußern Zwang den Regeln unterwirft, die für Gesetze gelten; und als ein ähnliches Betragen, das sich nach den Regeln richtet, die durch ein Ideal der Gesetzgebung für die menschlichen Handlungen bestimmt werden. Dieß erzeugte den Unterschied zwischen dem Betragen des gemeinen Bürgers und des Weisen. Die Nothwendigkeit mit andern Menschen umzugehen, zwang die Philosophen, sich im gemeinen Leben nach der gewöhnlichen Meinung zu richten; die Richtung ihrer Speculation aber leitete sie darauf, die gewöhnliche Meinung als Richtschnur dessen, was an sich für wahrhaft gut gehalten werden sollte, zu verwerfen, und so wurde die Speculation gänzlich von der Praxis getrennt. Durch die Trennung sank sie zur Sophistik herab, und machte gleich andern unterhaltenden Künsten fast gar nichts als einen Zeitvertreib aus,

So fand sie Sokrates. Ihm entgieng der Widerspruch nicht, in dem sich dadurch die meisten Menschen mit sich selbst, über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit befanden, und er suchte ihn, soviel an ihm lag, zu heben. Das auffallendste war, daß die Menschen zu wissen glaubten, was Gerechtigkeit, Schönheit und Tugend u. s. w. an sich seyen, und doch im praktischen ganz anders urtheilten und handelten. Um diesen Widerspruch zu zeigen, und auf Einheit im Menschen zu dringen ohne sich doch in seinem eigenen Betragen eines ähnlichen Widerspruchs schuldig zu machen, mußten zwei Klippen von ihm vermieden werden. Er mußte das, was im gemeinen Leben für Recht galt, und es doch nicht nach der Vernunft war, in seiner Blöße darstellen, und sich doch im Umgange mit Menschen darnach bequemen können. Er mußte die Wahrheit besitzen, und durch sie doch nicht genöthigt werden, sich von den andern Menschen abzusondern. Der Mittelweg, den Sokrates hier einschlug, war eine vorgegebene Unwissenheit über diese Gegenstände; dadurch wich er dem Vorwurf aus: wenn du das, was wir glauben, für wahr hältst, warum suchst du weitere Erkenntnis, und wenn du bessere Erkenntnisse besitzt, warum lebst du nach unserer Weise? Er konnte mit Hilfe seiner vorgegebenen Unwissenheit jedem, der ihn belehren wollte, zeigen, daß er im Widerspruch mit sich selbst sey, also auch nichts wisse. Die Unwissenheit des Sokrates erkläre ich mir so. Ich sehe ein, daß ich in Rücksicht auf die Resultate meiner Speculation, und die Vorschriften, die ich befolgen muß, um unter Menschen leben zu können, in Widerspruch mit mir selbst bin; da ich nun das eine nicht befolgen, und das andere nicht für recht erkennen kann, so muß ich,

weil es unmöglich ist, daß der Mensch durch Nothwendigkeit zu etwas gezwungen seyn kann, von dem seiner Einsicht nach das Gegentheil nothwendig seyn sollte, mich in dieser Einsicht irren, und also bin ich unwissend. Ob dieß wirklich sein Fall war, oder ob er es nur, um andere belehren zu können vorgab, lasse ich für jetzt dahin gestellt seyn. Aus dieser Quelle floß aber nothwendig die Art, auf welche Plato den Sokrates seine Meinung über Gerechtigkeit vortragen läßt. Er mußte ihn eine ganz eigene Republik aufstellen lassen, damit er nicht, nach seiner eigenen Methode, welche darinn bestand, die philosophischen Definitionen der Menschen nach den Urtheilen, die eben diese Menschen in dem gemeinen Leben fällen, zu prüfen, widerlegt werden könnte.

Der Gesichtspunkt, aus dem aber Sokrates und nach ihm Plato die Gerechtigkeit betrachteten, konnte kein anderer seyn, als der des Bedürfnisses der Gerechtigkeit und der daraus gebildeten Behauptung, daß sie ein Gut sey. Kein Staat kann ohne Gerechtigkeit bestehen, war eine Einsicht, die die Erfahrung den Menschen aufgedrungen hatte; aber weiter konnte ihn bloße Erfahrung auch nicht bringen. Die Unentbehrlichkeit der bürgerlichen Verfassung hatte er gleichfalls eingesehen, und daraus bildete sich für die Spekulation die Aufgabe: ob die Gerechtigkeit ein wahres Gut oder ein nothwendiges Uebel für den Menschen sey, dem er sich, um anderer ihm unentbehrlicher Güter willen, unterwerfen mußte? Die bloß für die Klugheit kultivierte Vernunft entschied für das letzte, seine moralische Natur für das erste. Um beide Aussprüche zu vereinigen, mußte der letztere Ausspruch entweder als Aberglaube verworfen, oder der erste

Die Hören. 1795. 7tes St.

ihm aufgeopfert, oder es mußte gezeigt werden, daß beide einander nur scheinbar widersprechen. Die Entstehung der Idee von Gerechtigkeit hatte der Mensch, wie ich gezeigt habe, dem Bedürfnis zu danken, das ihm dieselbe als zu seiner Glückseligkeit nothwendig darstellte. Sie machte also einen Bestandtheil seiner Idee von Glückseligkeit aus. Er konnte daher, zumal da das moralische Gefühl laut für sie sprach, sie nicht für eine Täuschung und nicht nothwendiges Uebel erklären, aber eben so wenig, da sie aus der Klugheit entsprang, diese ihr unterordnen. Er mußte, wenn er nicht einseitig zu Werke gehen wollte, nothwendig versuchen, Gerechtigkeit und Klugheit in Harmonie zu bringen und die Gerechtigkeit als einen Bestandtheil des höchsten Gutes darzustellen. Als höchstes Gut kann sie aber nur insoferne gut seyn, als sie erreicht wird. Alles, was dazu gehört sie zu erlangen, ist nur ein Mittel zu einem Gut, aber eben deswegen nicht selbst ein Gut, und dadurch wird die Gerechtigkeit zu etwas, das keine Eigenschaft der einzelnen Handlungen der Menschen, sondern der durchgängigen Einhelligkeit aller zu ihrer Realisirung erforderlichen Handlungen ist. Dieß ist ein neuer Grund, warum er seine Idee von der Gerechtigkeit nur in dem Ideal einer Republik darstellen konnte. Dadurch wurde aber auch der Gesichtspunkt auf das gerichtet, was die Gerechtigkeit bewirkt, und davon abgelenkt, in welcher Gesinnung sie eigentlich besteht, oder woraus sie hervorgeht. Auch wurde die Gerechtigkeit nur von ihrer thätigen Seite betrachtet, insoferne sie wirklich das Gesetzmäßige einem jeden ertheilt (*Justitia distributiva*) und in soferne sie wechselseitig für die Forderungen, die die Menschen aneinander machen und für die Dienste, die sie einander leisten, das rechte

Maas bestimmt (*Justitia commutativa*) fast ganz übersehen.

Um sich bey dem Begriff der Gerechtigkeit nicht zu verwirren, muß man die Gerechtigkeit in der Gesinnung und die Gerechtigkeit, in soferne sie sich in Handlungen zeigt, unterscheiden. In der Erfahrung wird die Gerechtigkeit eines Menschen aus seinen Handlungen erkannt, in der Speculation heißt die Handlung gerecht, weil sie aus der gerechten Gesinnung entspringt. Die gerechte Gesinnung läßt sich aber wieder auf zweyerley Art denken, nemlich: als der Vorsatz alles das zu thun, was für recht unter den Menschen, unter welchen man lebt, gilt, und als der Vorsatz alles das zu thun, was an sich recht ist. In erster Rücksicht ist die Gerechtigkeit ein aus der Erfahrung abstrahierter Begriff, im zweyten eine Idee. Plato suchte die Idee der Gerechtigkeit, aber da er sie nicht in dem, was sie im Menschen ist, sondern in dem, was sie für den Menschen ist, aufsuchte, so mußte er anstatt der Idee der Gerechtigkeit ein Ideal eines gerecht handelnden Staates aufstellen, das aber, weil die Idee noch nicht richtig gefaßt war, auch nicht das beste Ideal seyn konnte.

Um sich von der Unvollkommenheit dieser Betrachtungsart der Gerechtigkeit zu überzeugen, war die Erfahrung nothwendig, daß die Menschen nie das Ideal der Gerechtigkeit als ein Produkt der politischen Kunst darstellen werden, sondern daß sie einzig durch die freye Befolgung des Sittengesetzes durch jeden einzelnen Menschen realisiert werden könne, und daß sie also nur durch einen ethischen Staat oder durch eine Kirche auf der

Welt möglich ist. Die Politik kann nur eine Analogie der Gerechtigkeit bewirken, die den Gerechten sichert; durch seine Gerechtigkeit in Rücksicht auf zeitliche Vortheile nicht ganz verlohren zu geben. Der Mensch, der gerecht ist, weil es gut ist, gerecht zu seyn, muß mit eigensinnigem Entschluß handeln, denn er kann unmöglich sich davon überzeugen, daß er sich nicht sehr oft andern Menschen dadurch aufopfert; nur wenn er überzeugt ist, daß er schlechtthin gerecht seyn soll, kann er mit wahrer Seelenruhe gerecht handeln. Diese innere Verbindlichkeit, oder die Pflicht gerecht zu seyn, lehrte aber am ersten Christus.

Wenn die Frage nicht davon ist, was für gerecht gilt, sondern was dafür gelten soll, so muß die Idee der Gerechtigkeit der Bestimmung, welche Handlungen gerecht sind, vorausgehen. Die Gerechtigkeit muß auch nicht in einer Menge von Handlungen gesucht werden, sondern sie muß einer jeden Handlung ihren ganzen Charakter geben können; denn sonst wäre gar keine Gerechtigkeit möglich, weil sie in einer vollendeten Rede von Handlungen bestehen müßte, und also in keiner gegebenen Zeit gefunden werden könnte. Sie ist also nicht in dem, was die Handlungen hervorbringen, in der Materie derselben, sondern einzig in der Art der Handlung, in der Form derselben, zu finden. In Rücksicht auf die Gerechtigkeit einer Handlung muß die Handlung immer durch ein und das nehmliche gerecht seyn. Soll die Gerechtigkeit von der Sittlichkeit überhaupt verschieden seyn, und dieß ist sie nach allen Bedeutungen, die noch diesem Wort gegeben wurden, und selbst nach der ursprünglichen einfachen Bedeutung des Wortes Recht, so

muß sie eine besondere Bestimmung einer sittlichen Handlung seyn. Die Worterläuterung ist: Gerechtigkeit ist diejenige lebendige Gesinnung, wodurch wir einem jeden sein Recht angedeihen lassen, ohne daß wir auf einen möglichen Zwang dabei Rücksicht nehmen.

Diese Erklärung verträgt sich sowohl mit dem Verstandesbegriff (*conceptus*), als mit dem Vernunftbegriff (der *Idee*) der Gerechtigkeit, denn sie ist von der Art unabhängig, nach der wir uns das Recht eines jeden bestimmt denken, ob durch eine wirkliche oder durch das Ideal einer Gesetzgebung. Gerechtigkeit als *Idee* ist also die uneigennützig lebendige Gesinnung, einem jeden das Recht angedeihen zu lassen, das ihm durch das reine Ideal der Gesetzgebung zukommt. Das Ideal einer Gesetzgebung besteht aber darin, daß einem jeden Gerechtigkeit widerfährt, und diese Erklärung führt uns also in einen Zirkel. Sie zeigt uns aber doch, worauf es bei der Bestimmung der *Idee* der Gerechtigkeit ankommt, nemlich: sie mag das Princip einer uneigennützig Gesetzgebung seyn können, und wir haben dadurch wenigstens ein negatives Kennzeichen derselben gefunden. Von welcher Handlungsweise sich zeigen läßt, daß sie sich nicht mit einer uneigennützig Gesetzgebung verträgt, die kann nicht gerecht seyn. Uneigennützig ist eine Gesetzgebung, wenn der Gesetzgeber durch keinen äußern Vortheil sich in seiner Wahl bestimmen könnte, welchen Rang er selbst in seiner eigenen Gesetzgebung haben wollte. Einen positiven Charakter der Gerechtigkeit haben wir aber oben schon darin gefunden, daß jede Handlung durch ein und das nemliche gerecht seyn muß; die Form der Handlungen muß also immer die nemliche seyn. Die Form der

Handlung besteht in der Maxime, nach der sie geschieht. Diese Maxime muß also um ihrer selbst willen befolgt werden, wenn die Handlung gerecht seyn soll, denn wäre das, was die Handlung bewirkt, der Beweggrund, so wäre jede Handlung durch etwas anders gerecht. Auch die Maximen können nicht verschieden seyn, denn wenn sie nicht unter einer einzigen stünden, von der sie nur besondere Anwendungen seyn dürfen, so würde sich nicht durch sie selbst, sondern nur aus dem Erfolg bestimmen lassen, ob sie gerecht wären. Die Gerechtigkeit muß also bey jeder Handlung die nehmliche Maxime befolgen, und die Maxime muß zu einer uneigennütigen Gesetzgebung tauglich seyn. Diese Maxime muß außer den Kennzeichen der Moralität noch die nähere Bestimmung haben, daß sie ein Recht auf der andern Seite, nicht bloß eine Verbindlichkeit auf der andern anerkennt. Daraus entsteht folgende Bestimmung der Idee der Gerechtigkeit: sie ist die lebendige Gesinnung alle Handlungen einer solchen Maxime unterzuordnen, die zur Begründung eines Rechts in einer uneigennütigen Gesetzgebung tauglich ist. Ein Recht kann in einer solchen Gesetzgebung aber nur das werden, was schlechthin als Pflicht von den andern gefordert werden kann, und dazu wird erfordert, daß keine andre Kenntniß nöthig sey, um über die Verpflchtung des andern zu urtheilen, als die ich mir erwerben kann, ohne an seiner Stelle zu seyn. Daraus ergibt sich nun der Charakter der Gerechtigkeit, in soferne sie von der Sittlichkeit überhaupt unterschieden ist, sie ist die Ausübung aller der Pflichten, die objectiv erkannt werden können. Die Gerechtigkeit ist von Sittlichkeit überhaupt daher nur in Rücksicht auf menschliche Erkenntniß verschieden, in Rücksicht auf eine göttliche Erkenntniß oder

Allwissenheit, sind alle Pflichten als zur Gerechtigkeit gehörig anzusehen. Da man das Gute, was der Mensch ausübt, ohne daß man es nach den Vorschriften der bloßen Gerechtigkeit von ihm fordern kann, Verdienst nennt, so findet in Beziehung auf einen allwissenden Richter kein Verdienst statt.

Der Unterschied zwischen dem Gang der Untersuchungen, den Kant bey moralischen Gegenständen einschlägt, und dem, welchen Plato befolgt, wird nunmehr, wie ich glaube, einleuchtend seyn. Auf dem Weg der Deutlichkeit führen uns Plato und alle ältere Philosophen nur zur Klugheit und zum Begriff der Gerechtigkeit; die Moralität lehren sie nur, durch ihr moralisches Gefühl geleitet, und der Idee der Gerechtigkeit nähern sie sich nur, insoferne sie nicht das Glück einzelner Menschen, sondern einer gesellschaftlichen Verbindung von Menschen zu begründen suchen. In diesem Siege der moralischen Natur des Menschen über seine theoretischen Kenntnisse, liegt aber auch der Reiz, den die Schriften der alten Classiker vor Kant voraus haben. So wie die Mittagssonne zu unsern Geschäften am besten leuchtet, und uns auf allen Wegen die größte Sicherheit gewährt, aber selbst kein angenehmer Gegenstand für unser Auge ist; die Morgenröthe aber uns das entzückendste Vergnügen gewährt, ohne soviel Nutzen zu stiften; eben so ist auch Kants Philosophie eine sichere Leiterinn in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, ermüdet aber, an sich betrachtet, unsern Geist sehr bald, da hingegen die Philosophie der alten Classiker bey diesen wichtigen Gegenständen uns bloß einen dunkeln Schimmer, dafür aber um so mehr Unterhaltung für unsern Geist und die

fürste Hoffnung der gänzlichen Erleuchtung verschafft. Kants Philosophie muß solange verkannt, ja sogar ver-
schmähet werden, bis der Wahn verschwindet, daß die
Philosophie selbst eine Beschäftigung für uns, und nicht
blosse Gesetzgebung für unsere Handlungen seyn müsse.

Die Gerechtigkeit als Princip der Gesetzgebung for-
dert nach der gegebenen Erklärung nur objectiv zu er-
kennende Pflichten und erkennt die ihnen entsprechenden
Rechte an. Sie giebt als Gerechtigkeit nicht was gut
ist, daß es jemand habe, sondern nur was er fordern
kann. Die Folgen, die es für die Gesetzgebung hat,
wenn die Gerechtigkeit nicht bloß als formale Bestim-
mung der Handlungen, sondern als ein Gut, das nur
durch die Uebereinstimmung vieler Menschen erreicht wer-
den kann, betrachte ich jetzt nur ganz kurz
an, da sie sich sehr leicht aus den vorhergehenden Be-
trachtungen ergeben. 1) Wenn durch die Gerechtigkeit
einem jeden gegeben werden soll, was ihm gehört, und
darunter nicht bloß das verstanden wird, was man ihm
nach einem positiven Recht schuldig ist, sondern auch
was er zu seiner größtmöglichen Ausbildung braucht,
so setzt sie eine Kenntniß voraus, deren kein Mensch fähig
ist, und eine Gewalt, die beständig nach individuellen
Umständen handeln müßte, und sich also mit keiner uni-
versellen Gesetzgebung vertrüge. 2) Eine solche Gesetz-
gebung würde gegen den einzelnen Menschen einen un-
nöthigen Zwang ausüben, indem sie sich zum Zweck setzte,
ihn wirklich glücklich zu machen, welches widerspre-
chend ist; weil der Mensch sich nur durch Uebereinstim-
mung seiner äußern Lage mit seinen Wünschen glück-
lich fühlt. Der Staat als gesetzgebend hat nur dafür

zu sorgen, die äufsern, in der Macht des Menschen stehenden, Hindernisse hinwegzuschaffen, damit jedermann nach seinem Willen glücklich werden könne. 3) Dadurch würde der Gesetzgebung die Vorsorge für alle Bedürfnisse des Bürgers auferlegt werden, welches wohl ein Gegenstand des Staats überhaupt, aber nicht der Gesetzgebung seyn kann. 4) Es läßt sich aus diesem Gesichtspunkt wohl darstellen, was der Staat zum Wohl seiner Bürger thun kann, wenn er sie nicht dadurch an ihren Rechten kränkt; aber nicht, was er von ihnen als eine Schuldigkeit fordern soll. 5) Platos Republik kann also kein Ideal der besten Gesetzgebung sondern nur eine Beschreibung eines glücklichen Staats seyn, der es aber doch nur unter der Bedingung ist, daß die Wünsche der Bürger, mit dem, was ihnen die Regierung ertheilt; von Jugend auf in Harmonie gebracht wurden.

Warum er gerade das Bild einer Republik gewählt habe, um den objectiven Werth der Gerechtigkeit zu erweisen, darüber rechtfertigt sich Plato durch folgendes Gleichniß. Wenn man, sagt Sokrates, einem, der kein gar scharfes Gesicht hat, aufgabe, eine kleine Schrift von weitem zu lesen, und dieser nun die uehmliche Schrift, nur vergrößert und auf einem grösseren Raum geschrieben fände, so würde ihm dieß gewiß eine willkommene Entdeckung seyn. Diesem Beyspiel wollen wir folgen. Ein ganzer Staat ist weit grösser als ein einzelner Mensch; nothwendig muß sich also in demselben auch die Gerechtigkeit mehr im Großen und in weit hervorstechenderen Formen zeigen, und wir werden sie von da aus im Kleinen und Einzelnen desto leichter beurtheilen können.

Diese Vorstellung ist dem Begriff ganz gemäß, welchen sich Plato von der Gerechtigkeit bildet. Um diese als ein Gut darzustellen, mußte er ihre Unentbehrlichkeit zu demjenigen zeigen, was die Menschen am meisten schätzen, und dieß ist nichts anders als gesellschaftlicher, möglichst freyer Genuß im Verhältniß des ganzen Umfangs ihrer sowohl sinnlichen als geistigen Bedürfnisse. Wenn einmal nach Urtheil und Recht in der Welt gerichtet wird, so scheint es freylich, als wenn es der Vortheil der Menschen wäre, das Recht selbst zum Dienste ihres Eigennuzes zu gebrauchen, aber wenn noch kein Recht vorausgesetzt wird, so ist es klar, daß der Mensch nicht einmal mit der geringsten Sicherheit auf eine Befriedigung seiner eigennützigen Begierden rechnen könne. So zwenedeutig der Nutzen der Gerechtigkeit für den einzelnen Menschen ist, so offenbar zeigt er sich in einem ganzen Staat. Es wird dadurch erwiesen, daß niemand die Vortheile eines Staats wollen könne, ohne das einzige dazu führende Mittel, die Gerechtigkeit zu wollen, und daß er also, wenn er diese verletzt, zugleich auch die Gesetze der Vernunft verletzt. Der Nutzen der Gerechtigkeit ist dadurch als objectiv gültig erwiesen, und die Vortheile, welche die Uebertretung ihrer Vorschriften verspricht, sind in ihrer Blöße als subjectiver Schein dargestellt; wenn nun gleich daraus noch keine Verbindlichkeit erhellt, dem objectiv Nützlichen mehr nachzustreben, als dem subjectiven, so ist doch gezeigt, daß man, sobald man in bürgerliche Gesellschaft tritt, nicht zugleich ungerecht und rein vernünftig handeln kann. Alles, was man für die Gerechtigkeit als ein Gut sagen kann, ist daher durch Plato erschöpft, und es läßt sich nichts bessers zur Empfehlung der Gerechtigkeit sagen, als er ge-

sagt hat. Allein nun bleibt noch übrig zu untersuchen, was die Gerechtigkeit an sich ohne Rücksicht auf ihren Nutzen in der Gesellschaft sey, und ob sie um der Gesellschaft willen, oder die Gesellschaft um ihrentwillen da sey. Daß sich dieß durch Platos Methode nicht finden lasse, habe ich zu zeigen gesucht, so wie auch, daß sich keine bürgerliche Gesellschaft als eine Vereinigung der Menschen die Gerechtigkeit auszuüben, in der Wirklichkeit denken lasse, sondern daß sie nur die einzig mögliche Verbindung der Menschen ist, in welche die Gerechtigkeit eingeführt werden kann. Die Speculation abstrahirt daher von aller wirklichen Einrichtung der bürgerlichen Gesellschaften, und stellt das Ideal auf, das sie erreichen müssen, wenn sie der Moralität völlig Genüge leisten sollen. In der Wirklichkeit ist die Gerechtigkeit der Zweck der bürgerlichen Verfassung, in der Speculation das Princip. Die Gesetzgebung als eine philosophische Wissenschaft muß von der Idee der Gerechtigkeit ausgehen und daraus bestimmen, was seyn soll. Die Gesetzgebung als Kunst muß den wirklichen Zustand nehmen, wie sie ihn findet, und ihn dem Ideal so weit zu nähern suchen, als es möglich ist. Gesetzgebung als eine philosophische Wissenschaft kann aber, weil wir nie unsere äußere Lage durch Ideen bestimmen können, sondern durch Natur in sie versetzt werden, nie praktisch werden. Um dieß zu seyn, müßte der Staat und alle Verhältnisse seiner Individuen aus der Gesetzgebung hervorgehen, und nicht schon von ihr gefunden werden, wo sie dann nur bestimmen kann, was in gewissen Lagen gerecht ist, aber die Lage selbst nicht zu ändern vermag. Die Idee der Gerechtigkeit, die bloß formal ist, bleibt daher auch in ihrem Gebrauch nur formal, und kann nur gerechte Men-

schen, aber keinen gerechten Staat hervorbringen. Ein gerechter Staat ist daher nur durch gerechte Individuen möglich, doch mit der Erleichterung, daß er, um als Staat den Menschen die Vortheile der Gerechtigkeit zu verschaffen, nur Handlungen den Vorschriften der Gerechtigkeit gemäß hervorbringen darf, ohne daß er die gerechte Gesinnung voraussetzen brauchte. Die Aufgabe ist also: auf welche Art erreicht ein Staat die äußere Vortheile der Gerechtigkeit? Die Antwort ist: durch eine diesem Zweck entsprechende Gesetzgebung; und diese führt dann auf die Aufgabe: wie ist Gesetzgebung möglich? Da die Erklärung der Möglichkeit, daß etwas geschehe, Theorie heißt, so müssen wir uns also mit einer Theorie der Gesetzgebung begnügen, deren Anwendung dann noch eine besondere Kunst erfordert. Die Theorie der Gesetzgebung hat die Idee der Gerechtigkeit durchaus zu ihrem regulativen Princip; was ihr widerspricht, muß verworfen werden. Da aber die Gesetzgebung auch über Gegenstände entscheiden muß, die nicht allzeit eine Frage von Recht oder Unrecht betreffen, sondern auch öfters vom Nützlichen und Schädlichen, so ist die Idee der Gerechtigkeit nur in so weit zugleich konstitutiv, als sich über den Gegenstand aus dem Gesichtspunkt des Rechts etwas entscheiden läßt. Praktisch im eigentlichen Sinne kann, wie ich oben schon bemerkt habe, die Idee der Gerechtigkeit gar nicht bei der Gesetzgebung, sondern nur bei dem einzelnen Bürger sein. Daß es nur eine Theorie der Gesetzgebung geben könne, und sie keine rein philosophische Wissenschaft sei, läßt sich auch daraus zeigen, daß von der einen Seite die Gesetzgebung nothwendig und als Bedürfnis gefordert wird, von der andern die Tugend nur durch Freiheit möglich ist. Die Aufgabe ist also fol-

gende: wie ist es möglich, daß sich freye moralische Wesen ohne Verlust ihrer Würde gegebenen Gesetzen unterwerfen? Diese Möglichkeit kann nur darinn bestehen, daß gegebene Gesetze denjenigen, welche sich der Mensch als moralisches Wesen selbst geben muß, gleichlauten. Von der Beschaffenheit dieser gegebenen Gesetze hängt also die Möglichkeit der Gesetzgebung für moralische Wesen ab, und diese Beschaffenheit bestimmt die Theorie der Gesetzgebung. Da die Veranlassung zum Gesetz jederzeit gegeben ist, und das Gesetz durch sie erst aufgesucht wird, so entscheidet die Theorie eigentlich nicht, was Gesetz seyn muß, sondern was es seyn kann, welches Können aber dadurch ein Müssen wird, wenn es einzig moralisch möglich ist.

Die Gesetzgebung als Kunst gieng, wie jede Kunst, ihrer Theorie voraus. Darinn hat sie aber vor andern Künsten einen eigenen Charakter, daß eine Idee a priori ihr Princip ist, und daß sie ihr Produkt einer Kritik unterwerfen muß, deren Principien in einer, der Gesetzgebung als Kunst ganz fremden, Region in der Moral liegen. Die Theorie der Gesetzgebung hat daher vor jeder andern Theorie das Eigene, daß sie sich nicht durch das, was die Kunst je leisten konnte, beschränkt, sondern daß sie ihre Ansprüche auf die Kunst in dem Grad erweitert, als sie sich erweitert. Jede Theorie der Gesetzgebung muß aber, wie jede andere, so lange mangelhaft oder gar falsch bleiben, als das, dessen Möglichkeit sie zeigen soll, noch nicht genau bestimmt ist. So lange man glaubte, nur erklären zu müssen, auf welche Art die Menschen am glücklichsten in Verbindung seyn können, solange hatte man sich die Aufgabe noch falsch

vorgelegt, und sich eine praktische Aufgabe gemacht, da man sich doch, wie ich eben gezeigt habe, mit einer theoretischen begnügen muß. Nicht wie die Menschen glücklich werden, sondern wie sich gegebene durch das Bedürfnis veranlaßte Vorschriften mit den unabhängigen selbst bestimmten und frey anerkannten Gesetzen freyer Wesen vertragen können, hat die Theorie der Gesetzgebung zu erklären.

Ist meine Entwicklung der Idee der Gerechtigkeit richtig, so muß sie zum Princip dienen, die Platonische Republik, insoferne sie ein Ideal der Gesetzgebung aufstellen soll, zu beurtheilen.

II

Dante's Hölle.

Fortsetzung.

(Man sehe das vierte Stück der Hören.)

Wer vom epischen Dichter nicht bloß in seinem eignen Vortrage, auch in den Reden und Handlungen aller aufgeführten Personen Anstand und Würde verlangt, wird unfehlbar die hier beschriebene, mit furchtbarer Lebendigkeit, ohne alle Schonung für schwache Nerven dramatisirte Teufelbeze sehr tadelhaft finden. Dante aber argwohnte nicht, daß er eine Epopöe schriebe; * alles irgend Darstellbare hielt er sich befugt, darzustellen, und es war seiner Phantasie eigen, sich keinem wirklichen oder möglichen Gegenstande, wie hoch oder tief er auch liegen mochte, zu entziehen. Tief liegen nun allerdings die gemeinen Volkabegriffe von bösen Geistern, denen der Ton jener Schilderungen entspricht; doch enthalten sie das Wahre, daß sittliche Ausartung sich immer in Häßlichkeit und Unadel offenbart. Selbst die menschliche Gestalt, unter der wir uns natürlicher Weise alle Wirksamkeit der Geister versinnlichen, ist dem Erz-

* Dieß erhellt unter andern auch daraus, daß er die Aeneis, das einzige Gedicht dieser Gattung, welches er kannte, im Gegensatz mit dem Styl seiner Komödie eine hohe Tragödie nennt. Inf. XX, 113.

feinde der Menschen nicht ohne entstellende Zusätze gegönnt worden.

Unsre Einbildungskraft, wenn sie außerirdische Wesen schafft, kann dieselben zwar mit physischen Vorzügen wunderbar ausrüsten; sie kann ihnen auch in unbestimmten Angaben ein übermenschliches Maaß geistiger Kräfte leihen; aber zu den wesentlichen Bestandtheilen unsrer innern Natur kann sie durchaus nichts hinzufügen, und folglich auch, sobald es zur näheren Ausführung kommt, keinen Gedanken, keine Empfindung eines guten oder bösen Engels erfinden, dessen ein Mensch, das Zufällige abgerechnet, nicht ebenfalls fähig wäre. Da wir also den Teufel nicht über die menschliche Natur erheben können, so erfordert es das Interesse unsrer Ehre, ihn unter sie hinabzustossen. Dies geschieht, wenn die Vorstellungen von Vernunft und Freyheit, und aus ihrem Mißbrauch entsprungener Verderbniß entfernt, und an ihre Stelle wilde Thierheit, ursprüngliche Bösartigkeit gesetzt wird, wie Dante bey *Barbaricchio's* Kotte gethan hat. Man kann dabey unmöglich an gefallne Engel denken; diese Geister sind zu unsauber, als daß sie nicht in jedem, noch so weit von ihrem jezigen verschiednen Zustande den Himmel sollten verunziert haben: es sind gebohrne Teufel.

Wie es dem Dichter gelingen mag, die Theologie mit dieser Vorstellungsart auszuföhnen, das kümmert uns hier nicht: aus der Naturgeschichte liesse sich manches für sie anführen. Es giebt keine unedle oder feindselige Eigenschaft des Menschen, von der die Natur nicht an irgend einem Thiergeschlechte eine instinktmäßige Nachahmung lieferte; wie zum Bespieler die menschenähnlichsten

Thiere, die Affen, gleichsam als thierische Schauspieler der menschlichen Narrheit, recht uns zum Spotte in die Welt gesetzt scheinen. Auch hat ein allgemeiner Gebrauch viele Laster (freylich auch viele Tugenden) mit irgend einem Thiernamen bennah sprichwörtlich verknüpft. Indessen unterscheidet unser Gefühl den Instinkt auch in seinen widrigsten oder schrecklichsten Aeußerungen sehr wesentlich von dem empörenden Eindrucke grober Unsittlichkeit. Jener bleibt immer eine unterhaltende Naturerscheinung; in seiner Unfehlbarkeit ist Uebereinstimmung des Mittels mit dem Zweck, also Vollkommenheit, sichtbar; und seine schädliche Macht wendet sich nie nach innen gegen das Daseyn, dem er zur Beschützung gegeben ist. Hingegen an dem tugendfähigen, aber entarteten, Geschöpfe ist alles Verzerrung, innerliche Zwietracht, unselige Verworrenheit. Es bestätigt die Richtigkeit des vorhin angegebenen Gesichtspunktes, daß man solche innre Qual und Selbstverdammniß an den Malebranche durchaus nicht wahrnimmt, daß sie vielmehr ihre Hecyterrolle mit rohem zügellosem Behagen spielen.

Spätere Dichter haben versucht, wo nicht den Pöbel der Hölle geister, von welchem hier die Rede ist, doch wenigstens den obersten Dämon, trotz seiner uralten Widerspenstigkeit, zur heroischen Person heraufzuadeln und zu idealisiren*. Im befrenten Jeru-

- * Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
 Hat auf den Teufel sich erstreckt;
 Das nordische Fantom ist nun nicht mehr zu schauen:
 Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?
 Göthe im Faust.

Die Horen. 1795. 7tes Et.

sa Lem erscheint er in grauser Hoheit und mit kunstvoller Rhetorik, neben welcher zwar die großen Hörner, die noch nicht von seiner großen Stirn weggeräumt sind, * eine etwas abstechende Wirkung thun. Milton ist in diesem Stücke dem Tadel der Kunstrichter glücklich ausgewichen. Die Bildung seines Satans ist gigantisch, aber durchaus edel. Auch spricht er in der That wie ein Cato: ** wer könnte seinem Heldenmuth, seiner Standhaftigkeit im Unglück, seiner innern Unabhängigkeit von der äußern Lage Beifall und Bewunderung versagen? Der Dichter selbst verräth ganz offenherzig den Kunstgriff, wodurch er die Bewohner der Hölle, die sonst aus der Poesie eben sowohl wie aus dem Himmel verbannt seyn müßten, einer schönen Darstellung fähiger gemacht hat. Die verworfnen Geister, sagt er, verlieren ihre Tugend nicht ganz: *** eine Behausung, die nothwendig mehr oder weniger auffallende Inkonsistenzen

* Si la gran, fronte e le gran corna estolle.

** Im ersten Buche:

— to be weak is miserable

Doing or suffering; —

The mind is its own place, and in itself

Can make a Heav'n of Hell, a Hell of Heav'n.

What matter where, if I be still the same?

— here at least

We shall be free. —

*** Im zehnten Buche:

— for neither do the Spirits damn'd

Lose all their virtue. —

mit sich führt, die indessen auch Dante stillschweigend auf die verdammten Menschenseelen angewandt hat. Die Charaktere Satans und Adramelechs * im Messias nähern sich weit mehr dem Begriffe ächter Teufelen, aber ihre Unglaublichkeit steigt in eben dem Grade. Wenn reine unbedingte Bosheit, die Gesinnung eines Wesens, welches nicht nur uneigennützig, sondern allem Eigennutze entgegen, ja mit der gewissen Aussicht auf ewiges Elend zum Lohne, alles Böse liebt und verrichtet, und dieß bey einem ursprünglich freyem Willen, nicht im Wahnsinne, sondern bey voller Besonnenheit; wenn solch eine Gesinnung nicht ganz undenkbar ist, so findet ihre Wahrheit wenigstens in unserm Innern nicht die geringste Beglaubigung: denn sie widerspricht sowohl der Sinnlichkeit als der Vernunft; allen Trieben wie allen Grundsätzen.

Virgil und Dante (hier verließen wir die Geschichte) retten sich eilig vor den Unholden, die, ergrimmt über den durch sie veranlaßten Unfall, ihnen nachsetzen, sobald sie ihre Gefährten aus dem Pfuble gezogen; indem jener seinen Freund in die Arme schließt, und an der steilen Felsenwand in den nächsten Bezirk hinabgleitet. Hier schleichen die Heuchler unter dem Druck blenerner, von

* Doch heißt es von diesem, da die Schwärze seines Charakters geschildert werden soll:

„Wenn er was that; er that's nicht Satans Reiche
zu schützen;

„Seinentwegen verübr' er es.“ —

Kann ein unter Menschen so allgemeiner Eigennuß an einem Teufel außerordentlich scheinen?

aufen vergoldeter Mäntel und Rappen mühselig einher. Von ihnen erfahren sie Malacoda's Betrug, und sind genöthigt bey der nächsten, aber hier wie alle übrigen unterbrochnen Brückenreihe über die zertrümmerten Felsen hinaufzuklettern.

Die siebente Vertiefung, die Wohnung der Diebe und solcher Räuber, die List mit Gewalt verbunden, bietet ein entsetzliches Schauspiel dar. Unzählige Drachen und Schlangen, die alle Geburten der Wüsten Lybiens an Mannichfaltigkeit und giftiger Art weit hinter sich lassen, verfolgen die Verdammten, umschlingen ihre Glieder, peinigten sie mit Bissen. Hier büßt Cacus seinen Diebstahl an den Heerden des Herkules. Die beyden Dichter sehen ihn als Centauren: * tausend Nattern auf dem Pferderücken; im Nacken einen flammenhauchenden Drachen. Ein anderer Verbrecher zerlodert durch einen Schlangensstich in Asche, aus welcher sein voriger Körper sogleich wieder ersteht. Nichts beharrt hier in eigener Form: Schlangenbildungen, worein sich oft die Seelen Verdammter kleiden, werden mit menschlichen, diese wieder mit jenen vertauscht. In der abentheuerlichen Willkühr!, womit diese Verwandlungen zu erfolgen scheinen, waltet dennoch ein furchtbares Gesetz, welches die Schrecken der Hölle ewig wechseln, aber nie sich verringern läßt.

Bist du, o Leser! auf mein Wort zu bauen

Jetzt ungeneigt, so wird's kein Wunder seyn.

Ich, der es sah, mag kaum mir selbst vertrauen.

* Dieß ist ein Mißverstand Dante's, den vermuthlich seines Führers Ausdruck: Semihominis Caci facies, veranlaßt hat

Als so mein Aug' auf sie * erhoben war,
 Da schleudert, sieh! ein Drache ** mit sechs Füßen
 Sich vorn dem Einen *** an, und packt ihn gar.
 Derweil den Leib die Mittelfüß' umfassen,
 Greift er die Arme mit den Vordern ihm;
 Dann schlägt er ihm die Zähn' in beyde Wangen.
 Die Hinterpfoten schmiegen ausgestreckt
 Sich um die Schenkel, zwischen die sich windend
 Sein Schweif hinauf sich an den Nieren reckt.
 Kein Efeu rankte je so drang und feste
 Sich um den Baum, als dieser grimme Wurm
 Des Mannes Glieder rings mit seinen preßte.
 Als ob ihr Leib von heißem Wachs war',
 Verschmolzen sie und mischten ihre Farben:
 Noch der, noch jener schien derselbe mehr.
 So sieht man von der Blut Papier sich färben
 Und vor ihr her, so wie sie weiter greift,
 Es sich's vollkommen schwärzt, das Weiß ersterben.
 „Weh! wie verwandelt, Angelo, wirst du!
 „Schon bist du nicht mehr Zwen und auch nicht
 Einer!“
 So rufend schauten jene Benden zu.
 Die benden Köpfe drängten sich in Einen;
 In einem Antlitz sahen wir nunmehr
 Zwen neue Zwitterbildungen erscheinen.

* Auf drey Schatten, die eben vor ihnen still stehen.

** Der Schatte des Gianfa Donati.

*** Angelo Brunelleschi.

Mit Streifen zeichneten die Arme sich,
 Und Bauch und Brust und Bein und Schenkel
 wurden

Zu Gliedern, denen nie noch etwas glich.

Vom vor'gen Scheine wurd' ich nichts mehr innen;
 Zwen und auch keiner schien das Misgebild,
 Und wandte so den trägen Schritt von hinnen.

So wie, gezeißelt von des Hundsterns Hitze,
 Die Eidechs, die den durren Zaun verläßt,
 Den Weg hinüberfährt gleich einem Blitze:

So kam ein Lindwurm, * heiß entglüht von Zorn,
 Dem Bauch der beiden Andern angesprungen,
 Verschrumpft und schwärzlich wie ein Pfefferkorn.

Die Stelle, wo zuerst in unsre Glieder
 Die Nahrung dringt, bohrt' er dem einen ** durch;
 Dann fiel er ihm gestreckt zu Füßen nieder.

Stillschweigend starrt' auf ihn der, den er traf,
 That weiter keinen Schritt und gähnte so,
 Als überfiel ihn Fieber oder Schlaf.

Er sah den Drachen an, der ihn dagegen:
 Dem dampfte stark die Wunde, dem der Schlund,
 Und hier und dort kam sich der Dampf entgegen.
 Nun schweige nun Lucan, da, wo er lehrt

* Dießmahl nicht wie vorhin ein sechsfüßiges, sondern ein vierfüßiges Geschöpf. Unter dieser Gestalt ist Francesco Guercio Cavalcanti verborgen.

** Buoso Abati.

Was einst Sabellus und Nasidius * litten:
 Denn seine Wunder sind nicht diese werth,
 Vom Kadmus schweig' Ovid, und Arethusen!
 Es regt sich mir, wenn er in Schlange den,
 In Quelle die verkehrt, kein Neid im Busen:
 Denn so verschuf er zwey Naturen nie,
 Daß Bildung, gegen Bildung umgewandelt,
 Den Stoff einander wechselnd nahm und lieh. —
 Sie hielten Ebenmaaß im Umgestalten.
 Des Menschen Fersen zogen sich in eins,
 Der Schweif des Drachen wurde zwiegespalten.
 Die Beine samt den Schenkeln wuchsen so
 Dem Sünder in einander, daß dazwischen
 Die Fuge bald dem Auge ganz entfloh.
 Dem Doppelschweif ward die Gestalt gegeben,
 Die dort verschwand, und rauhe Schuppenhaut
 Erstarrte dort, und ward hier weich und eben.
 Und wie sich, in die Achseln eingedrängt,
 Die Arme kürzten, wurd' in gleichem Maaße
 Der Vorderfüße Paar dem Thier verlängert.

* Römische Krieger, die bey Cato's Zuge durch die Afrikanischen Wüsten von Schlangen gebissen wurden, deren Gift nicht nur tödtet, sondern den Körper aufs fürchterlichste entstellt und fast verwandelt. C. Pharsal. IX, 763—804. Man möchte den Rhetor Lucanus noch aus einem andern Grunde schweigen heißen. Seine Beschreibungen, mit denen er niemals ruht, bis er sie über die Gränzen des Wahren nicht nur, sondern des Möglichen hinausgetrieben, sind hier unaussprechlich eckelhaft und scheuslich.

Die hintern Klauen wurden dann verschlungen,
 Den Theil zu bilden, den der Mensch verhehlt,
 Indessen dort zween Füße draus entsprungen.
 Indem der Dampf in Wirbeln um sie schwimmt,
 In fremde Farbe den und jenen hüllend,
 Hier Haare pflanzt und dort hinweg sie nimmt,
 Steht dieser auf, der Andre fällt zur Erden;
 Der Augen Schalkheit funkelt unverwandt,
 Obschon vertauscht die beiden Köpfe werden.
 Die Schnauze dessen, der erstanden war,
 Zog sich zum Schlaf zurück; und von dem Stoffe,
 Der dort sich häuft*, erwuchs ein Ohrenpaar.
 Ein Theil davon ward nicht zurückgeschoben,
 Wovon die Nas hervor ins Antlitz trat,
 Und um den Mund die Lippen sich erhoben.
 Gebiß und Mund des Hingefallnen reckt
 Zum Drachenumaul sich aus; die Ohren werden
 Wie Schneckenhörner in den Kopf versteckt.
 Die Doppelzunge wird in eins verbunden;
 Die, so zuvor der Rede fähig war,
 Zerspaltet sich; auch ist der Dampf verschwunden.
 Der Schatte, der zum wilden Thier nunmehr
 Geworden ist, flieht zischend durch die Klüfte,
 Und jener spent und redet * hinterher.
 Dann kehrt er ihm den Rücken, spricht zum Andern,

* Zwen dem Menschen ausschließend eigenthümliche Handlungen.

Der bey ihm steht: * Ha! nun mag Brosso auch,
Wie ich, auf seinem Bauch das Thal durchwandern. —

Es giebt Verwandlungen, die nur eine flüchtige Erwähnung leiden, weil man die Phantasie mit ihnen überraschen muß, wenn sie sich nicht, sobald sie bey mehrerer Muse den Abstand der Gestalten unermesslich, und die Schwierigkeiten ihres Uebergangs unübersteiglich findet, gegen die Zumuthung, die ihr geschieht, auslehnen soll. Dabin gehört es zum Beispiele, wenn aus einem Riesen ein Berg, wenn aus Schiffen Nymphen werden. ** Hier, wo der Formenwechsel sich auf den Kreis analogisch organisirter Körper beschränkt, brauchte der Dichter keinen raschen Zauberschlag, um seine Wunder vor der Prüfung zu retten. Er durfte sie dem Auge nahe rücken, und durch die Ausführlichkeit seiner Beschreibung den allmählichen Gang bezeichnen und nachahmen, womit sich Metamorphosen in der wirklichen Natur entwickeln. Was hierinn die täuschende Kunst vermag, hat er geleistet, ohne doch weder ins Kleinliche noch ins Weitschweifige zu fallen. Allein der eigentliche Nachdruck der Stelle beruht auf etwas mehr, als auf der Anschaulichkeit oder Neuheit des sinnlichen Schauspiels,

Puccio Sciancato, der einzige von den Fünfen, der unverwandelt geblieben.

Ovid. Metam. IV, 656—660. Virg. Aeneid. IX, 117—122. Beyde gleiten geschickt über den entscheidenden Augenblick weg; nur hätte jener etwa die Schatten der Nacht zu Hülfe nehmen mögen, wie dieser seine Schiffe unter die Wellen taucht.

wie sehr auch diese dem Dichter selbst gefallen mag, der sich in ihr des unabhängigen Reichthums seiner Einbildungskraft bewußt wird. Der ganze Vorgang, besonders bei dem letzten Gestaltentausch, hat ein Ansehen von schwarzer, feindseliger Zaubererei. Ob sich gleich die Umstände, die zu allegorischer Deutung gleichsam einladen, nicht mit Sicherheit deuten lassen, so wirken sie doch eben dadurch als Mysterien der Hölle. Zugleich ahnet man etwas peinlich Zwendentiges in dem Zustande der Seelen, die an den Körpern oder Schatten ihrer Mitverdammten wüste Willkühr verüben, und im nächsten Augenblicke zu ohnmächtig sind, sich im Besitz ihres eignen gegen ähnlichen Raub zu schützen.

Ueber den Umstand, daß die fünf zuletzt erblickten Schatten allesamt Florentiner, und zwar aus angesehenen Geschlechtern sind, bricht Dante in eine sarkastische Lobrede aus:

Freu dich, Florenz! denn du bist hoch und hehr.

Du regst die Flügel über See und Land,

Und in der Hölle prangt dein Name sehr.

Von deinen Bürgern fand ich fünf der größten

Beym. Räubervolk: daß ich erröthen muß,

Und deinem Ruhm gereicht es nicht zum besten. —

Darauf sieht er in dem achten Theile keine Bewohner, sondern nur eine Menge irrender Feuer, deren jedes einen Arglistigen einschließt und versteckt. Diomedes und Ulysses brennen, weil sie ihre schlaunen Anschläge, besonders die Entwendung des Palladium, gemeinschaftlich

vollführt, * in einer einzigen Flamme, die sich aber nach oben zu theilt und zwey Gipfel bildet, wie jene, welche einst vom Scheiterhaufen des Eteokles und Polynikes emporstieg. Virgil befragt den Ulysses über seinen Tod.

Der Flamme größ'res Horn ** begann nun
 Mit Murmeln sich zu neigen und zu schwingen,
 So wie vom Wind geschürte Flammen thun.
 Es wägte sich die Zunge hin und her,
 Aus der vernehmlich diese Worte kamen,
 Als ob's die Zunge eines Menschen wär':
 Kaum daß mich Circe's Macht nicht länger bannte,
 Die mich ein Jahr lang bey Cajeta hielt,
 Eh noch Aeneas so den Ort benannte: ***
 So konnte nicht das Sehnen nach dem Sohn,
 Des alten Vaters Gram, die stete Liebe
 Penelope's und ihr verdienter Lohn,
 In mir die heisse Leidenschaft besiegen,

* Virg. Aen. II, 163—168. Auch Ovidius konnte ihm diese Vorstellung leihen.

At sua Tydides mecum communicat acta;

Me probat et socio semper confidit Ulix.

** Die Spitze, welche dem Schatten des Ulysses zugehörte.

*** Von seiner Amme, die daselbst gestorben war. Es stimmt mit der Chronologie der Mythen (wenn anders diese Begriffe neben einander gestellt werden dürfen) überein, daß Ulysses die dortigen Gegenden früher verließ, als Aeneas dahin kam. Man vergleiche nur die Odyssee und Aeneide.

Des Menschen Thun und Tichten zu erschauen,
 Und alle Länder forschend zu durchfliegen;
 So daß ich kühn ins weite Meer mich trieb,
 Mit Einem Schiff und kleiner Zahl Gefährten,
 Die mir, allein aus vielen, treu verblieb.
 Nun fuhr ich an des Mittelmeers Gestaden
 Bis Spanien und bis Marokko hin,
 Und wo die Fluten Garbo's Insel baden.
 Ich und mein Volk, wir waren alt und grau,
 Eh wir die Enge * sahn, wo Herkul's Hände
 Ein Denkmahl aufgestellt zu ew'ger Schau,
 Daß Menschen nie sich fürder wagen möchten. —
 Zur linken Hand blieb Ceuta schon zurück;
 Jetzt ließen wir Sevilla uns zur Rechten.
 „O Brüder!“ sagt' ich, „die zum fernen West
 „Sich hingekämpft durch tausend Abentheuer!
 „Weil das Geschick so wen'ge Tag' euch läßt,
 „Auf! leidet nicht, daß sie vergebens fliehen!
 „Gönnt eurem Geist die Luft, der Sonne nach
 „Zum unbewohnten Theil der Welt ** zu ziehet
 „Send eingedenk, zu welchem End' ihr lebt!
 „Das sondert euch von unvernünft'gen Thieren,
 „Wenn ihr nach Tugend und Erkenntniß strebt.“

* Die Straße von Gibraltar.

** Er meynt entweder die heiße Zone, die nach den Vorstellungen der Alten nicht bewohnt werden konnte, oder die uns westlich liegende Hemisphäre, die er sich ganz vom Ozean eingenommen dachte.

*** Die Seelengröße des Ulysses, der in der Aeneide fast im-

Ich spornte so zur Reise die Genossen
 Durch diesen kurzen Ruf: hätt' ich nachher
 Auch nicht gewollt, sie blieben doch entschlossen.
 Das Steuer ward dem Osten zugewandt;
 Dann schwangen wir zum tollen Flug die Ruder,
 Doch lenkten wir ihn stets zur linken Hand.*
 Ich sah bey Nacht des andern Poles Gestirne
 Schon insgesamt, und unser Angelftern**
 Enthob dem Dyeon nicht mehr die Stirne.
 Nun war des Mondes untre Scheib*** in Schatten
 Fünfmahl erloschen, fünfmahl neu entglüht,
 Seit wir die große Fahrt begonnen hatten.
 Da schien sich fern am blauen Rand der See
 Ein dämmernd grauer Berg empor zu thürmen;
 Von solcher Höhe sahn wir keinen ie.
 Wir jubelten, doch Wehe folgte bald.
 Ein Wirbelwind blies von dem neuen Lande,
 Und traf das Schiff mit brausender Gewalt.
 Er trieb es dremahl um mit allen Wogen.
 Da schlug es über sich; sein Schnabel schoß
 Tief in den Grund, von höh'rer Macht gezogen,
 Bis über uns das Meer sich wieder schloß.

mer nur sulerum inventor und fandi fictor heißt, hat Dante
 vielleicht aus dem Horatius geschöpft:

aspera multa

Pertulit, adversis rerum immersabilis undis.

* Also südwestlich, und zwar bis jenseit des Aequator.

** Der nördliche.

*** Die nach der Erde zugekehrte Seite. Eine astronomische
 Genauigkeit!

Vermuthlich ist es mehr eine beabsichtigte Ergänzung der alten Fabel, die Dante aus einigen Römischen Dichtern nicht vollständig lernen konnte, als eine wissentliche Abweichung von ihr, daß er den Helden von Ithaka nicht heimkehren, sondern auf dem Ocean den Tod eines Weltumseglers finden läßt. Er kannte Homers Gedichte nicht; dieser kurze Abriß einer Odyssee ist von seiner eigenen Erfindung gleichsam eine Weissagung von den Unternehmungen künftiger Seefahrer. Wenn Colombo sie jemahls las, so mochte er daraus für sich dasjenige nehmen, wozu ihn sein Bewußtseyn berechtigte: den hohen Muth, die Standhaftigkeit, die edlen Triebfedern jenes fabelhaften Helden. Sollte die Katastrophe ihn geschreckt haben?

Die Erzählung steht im Zusammenhange mit andern Dichtungen der göttlichen Komödie, für die sie vorbereitende Winke giebt; denn die Szene des ganzen zweyten Theils liegt eben auf dieser unzugänglichen Insel, auf dieser Atlantis, vor welcher Ulysses durch eine Anstalt der Vorsehung Schiffbruch litt, damit nicht die Scheidewand zwischen Lebenden und Todten eingerissen, und die Wohnung frommer, sich reinigender Seelen von einem Sterblichen erforscht würde. *

Noch bleiben uns die zwen letzten Abtheilungen des Kreises zu durchlaufen übrig. Eine davon ist den Zwietrachtstiftern, besonders auch den Schismatikern, bestimmt, unter denen (seltsame Klassifikation!) Mahomet vor allen bemerkt wird. Wie sie lebend die Gesinnungen andrer

* Jupiter illa pia secrevit litora genti.

Horat.

Menschen zu trennen und zu zerreißen gesucht haben, so wird in der Hölle ihr Leib von grausamen Wunden aller Art, die stets wieder zuheilen, unaufhörlich zerfleischt. Die andre Vertiefung gleicht einem Siechhause, einem Sammelplatze der ärgsten Krankheiten und Plagen, mit denen die Verfälscher behaftet sind; ein Mahme, welchen der Dichter braucht, um sehr ungleichartige Verbrecher: falsche Münzer, Alchemisten (angebliche), und solche Betrüger, die eine fremde Person gespielt, zusammenzuordnen. Dante hat, auch in der Darstellung so widriger Gegenstände, seinen Charakter nicht verläugnet. Nur zu oft giebt er dem Leser Gelegenheit, die ergreifende Wahrheit, die unwiderstehliche Kraft, wodurch er anderswo entzückt, hier wegzuwünschen.

Jetzt lassen die Reisenden das innwendige Ufer der letzten Vertiefung hinter sich, und durchwandern den noch zum achten Kreise gehörigen Raum von da bis an den senkrechten Abhang des engsten und tiefsten Abgrundes der Hölle.

Hier war ein Zwielicht, weder Tag noch Nacht,
 So daß nicht weit mein Auge tragen konnte;
 Doch plötzlich scholl ein Horn mit großer Macht.
 Des Klang, vor welchem Donner würden schweigen,
 Trieb mich alsbald, den angespannten Blick
 Des Weges, wo er herkam, hinzuneigen.
 An jenem Schreckenstag', als Karl dem großen
 Die heilige Fahrt mislang, * hat Roland einst
 So furchtbar laut nicht in sein Horn gestoßen.

* When Charlemain whit all his peerage fell
 By Fontarabbia. —

Das Haupt empor gewendet, schritt ich fort;

Da schien mir's bald, ich sah viel hoher Thürme,
Und sprach: O Meister! welche Stadt liegt dort?

Die vermennten Thürme sind Riesen, die auf dem Boden des neunten Kreises, und zwar in bestimmten Entfernungen von einander stehen, und nur mit dem Oberleibe über den Rand des achten hinausragen. Hier sehen die beyden Dichter, neben den Giganten der Fabelwelt, den Nimrod mit einem großen von der Schulter herabhängenden Horne, wohl demselben, welches eben ihre Ankunft verkündigt hat. Gelegentlich läßt er sie eine kleine Probe von der Babylonischen Verwirrung der Sprachen hören; * doch unterhalten sie sich nicht sonderlich mit ihm: „Denn,“ sagt Virgil, „es ergeht ihm mit den Sprachen Andern, wie Andern mit der seinigen, welche kein Mensch versteht.“ Dante sieht mit Entsetzen den Ephialtes seine Ketten schütteln, die ihm, zur Strafe dafür, daß er einst den Himmel zu erstürmen versucht, Brust und Arme fünffach umwinden. Anteus, weniger wild, versteht sich auf Virgils ziemlich schmeichelhafte Anrede zu der verlangten Dienstleistung. Dieser schließt also seinen Freund in die Arme, der

Die Vergleichung könnte uns weit hergehohlt scheinen; Dante's Zeitgenossen gewiß nicht. Sie spielte auf ein allgemein gelesenes Buch an.

Rafel mai amech zabi almi.

Es sind Worte ohne Sinn: der Dichter scheint nur dem Klang des Hebräischen, als der ältesten Sprache des Menschengeschlechts, nachgeahmt zu haben. Indessen hat auch dieser Vers seine Ausleger gefunden.

Riese faßt beyde mit den Händen, und setzt sie unversehrt zu seinen Füßen nieder, obgleich Dante unterwegs eine andre Art zu reisen wohl vorgezogen hätte.

Der Boden, worauf er nunmehr steht, ist ein mit Eis bedeckter oder ganz daraus bestehender See, Cocytus genannt, der zwar eine ununterbrochene Fläche ausmacht, aber doch nach den Unterarten von Verbrechern, welche verschiedene Theile desselben einnehmen, vier verschiedene Nahmen trägt. Beim Eintritt in diese kalte Region, in die Tiefen der Tiefen, wo man nur Heulen und Zähnklopfen vernimmt, befällt den Dichter ein ungewohnter Schauer: denn der Anblick der hier vor ihm liegenden Qual, ist grade der einzige erdenkliche, welcher ihm nach allem, was er schon gesehen, noch neu und unerhört scheinen kann. Der äußerste Raum, von Verräthern ihrer Verwandten bewohnt, heißt nach dem Nahmen des ersten Brudermörders Caina. Darauf folgt nach innen zu Antenora, wo die Verräther des Vaterlandes ihre Strafe finden: Antenor soll nehmlich treulos an Troja gehandelt haben. Beide Ordnungen von Verdammten sind mit dem ganzen Kumpfe im Eise festgefroren. Nur die Köpfe erheben sich über die Fläche des Sees; ihre Blicke sind gesenkt; die Thränen, welche sie vergießen, gefrieren ihnen zwischen den Wimpern. Die meisten Verbrecher des zwoyten Bezirkes, welche Dante bemerkt, gehören in die Geschichte der Feuden zwischen Guelfen und Gibellinen: sehr natürlich, weil ja eben die damalige Parthenwuth politische Verrätherereyen so häufig in der Wirklichkeit veranlaßte, oder in der Meynung erschuf. Dieß gilt auch Ugolino und Ruggieri.

Die Fortsetzung folgt.

III

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

F o r t s e t z u n g.

Man muß Ihren Procurator loben, sagte die Baronesse, er ist zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; so sollten alle diejenigen seyn, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurück bringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsre Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen.

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihren Beifall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm, doch thut mir's leid, wenn Sie mehr moralische Erzählungen wünschen, denn es ist die erste und letzte.

Luise. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der besten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verstehn mich unrecht. Es ist nicht die einzige moralische Geschichte, die ich erzählen kann, sondern alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint.

Luise. Sie sollten sich doch endlich diese Paradoxen

abgewöhnen, die das Gespräch nur verwirren; erklären Sie sich deutlicher.

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Bessern, selbst gegen seine Neigung, zu handeln. Dieses lehrt uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann was anders lehren.

Luise. Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luise. Auch wenn sie gut ist?

Der Alte. Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur in so fern sie etwas gutes wirkt.

Luise. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So soll man sich verbiethen, wohlthätig zu seyn, sobald man sieht, daß man sein eigen Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.

Luise. Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte.

Der Alte. Dafür ist bey den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bey ihnen niemals zum Triebe

werden kann. Doch gesetzt auch, so würde der zu schätzen seyn, der sich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.

Luise. So könnte es denn also doch unzählige moralische Geschichten geben.

Der Alte. In diesem Sinne, ja; doch würden sie alle nichts weiter sagen, als was mein Procurator gesagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiste nach nennen, denn darin haben Sie recht, der Stoff kann sehr verschieden seyn.

Luise. Hätten Sie sich eigentlicher ausgedrückt, so hätten wir nicht gestritten.

Der Alte. Aber auch nicht gesprochen. Verwirrungen und Mißverständnisse sind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luise. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig seyn. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr seines eigenen Lebens andere rettet, ist das keine moralische Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken nicht. Wenn aber ein furchtsamer Mensch seine Furcht überwindet und eben dasselbe thut, dann ist es eine moralische Handlung.

Die Baronesß. Ich wollte, lieber Freund, Sie

gäben uns noch einige Beispiele, und verglichen sich gelegentlich mit Luise über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber schöneres ist nichts in der Welt als Neigung durch Vernunft und Gewissen geleitet. Haben Sie noch eine Geschichte dieser Art, so wünschen wir sie zu hören. Ich liebe mir sehr Parallelgeschichten. Eine deutet auf die andere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wohl noch einige, die hieher gehören, vorbringen, denn ich habe auf diese Eigenschaften des menschlichen Geistes besonders acht gegeben.

Luise. Nur eins möchte ich mir ausbitten. Ich läugne nicht, daß ich die Geschichten nicht liebe, die unsre Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn alles in Italien und Sicilien geschehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmärchen nach Samarcand und Ormus versetzen, um unsre Einbildungskraft zu verwirren. Wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familiengemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen, und wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen willfahrt werden. Doch ist es mit den Familiengemälden eine eigene Sache. Sie sehen einander alle so gleich, und wir haben

fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ichs wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas ähnliches bekannt ist, und die nur durch eine genaue Darstellung dessen was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder, sowohl der Gestalt als dem Geiste nach, bald vom Vater bald von der Mutter Eigenschaften zu haben scheinen, und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwundernswürdige Weise verbindet.

Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb den Augenblick zu genießen und eine gewisse leidenschaftliche Art bey manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft sich für andere aufzuopfern, und man sieht hieraus leicht, daß diejenigen, die mit ihm umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wohl zwey Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherley Scenen, die in seiner Jugend vorkamen, und erzähle nur eine Begebenheit, die

seinen ganzen Charakter ins Licht setzt, und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen, denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder wie es solchen Leuten geziemt, und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr als billig war ausgab, so wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande solche Grenzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Daben war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Speculationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beyhülfe zu erfreuen.

Die Kinder, als strebende Naturen, wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel dessen, der am meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich wohl seyn läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben, und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistentheils ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistens nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter niemanden zurück bleiben, er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von jedermann geschätzt und geliebt wurde.

Ferdinand hatte hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode seyn wollte. So wuchs er heran und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz ausser Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht, denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Aeußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen, oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise war in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, verflochten in größere Gesellschaft, sich andern nicht allein gleich zu stellen, sondern vor andern sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, die Mutter in ihrer Haushaltung ge-

drängter als jemals, und anstatt seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugete aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte ohne alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegen gewachsen; er war mit allem, was ihn umgab, zusammen gewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das schlimmste war, seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselsweise auf die Ketten stolz zu seyn, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besitz sey.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdi-

nanden mehr Aufwand als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherley Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß und die sie jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz andern Pflichten aufgefordert zu werden; von dieser Seite keine Hülfe zu sehen, den lebhaftesten Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben, dabei von jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden, und das tägliche und dringende Bedürfnis des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorüber gingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdriessliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler. Von allem, was der Sohn wünschte, war jener im Besitz; alles, worüber dieser sich ängstigte, ward jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem was jeder hätte entbehren können. Da

glaubte denn der Sohn, daß der Vater wohl auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gefinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben und die deswegen in den Fall kommen denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft ja eine regelmässige Rechnung von ihm darüber.

Nichts scharft das Auge des Menschen mehr als wenn man ihn einschränkt, darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer, und auf niemand sind Untergebene aufmerksamer, als auf den, der befehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel voraus zu gehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf die, die Geldausgaben betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen, er beurtheilte ihn strenger, wenn jener sich etwas willkürlich kostspieliges erlaubte.

Ist es nicht sonderbar, sagte er zu sich selbst, daß Eltern, indem sie sich mit Genuß allerley Art überfüllen, indem sie blos nach Willkühr ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuße ausschließen, da die Jugend am empfänglichsten dafür ist! Und mit welchem Rechte thun sie es? Und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde mir es nicht am Nothwendigen fehlen lassen; denn ist

nns das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und gebohren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch werth ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte, und so hat vielleicht blos der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirthschaften fortfährt, wohl gar auf immer verlieren kann.

Mit diesen und andern Sophistereyen über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und in wiefern es dem Menschen erlaubt sey im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Lustparthie oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte. Denn schon hatte er kleine Sachen von Werth, die er besaß, vertrödelt und sein gewöhnliches Taschengeld wollte keineswegs hinreichen.

Sein Gemüth verschloß sich und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm überall im Wege zu stehen schien.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war. Denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an zu zählen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Cassé nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur willkürlich in das Geld hinein griff, einen entschiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsart traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durch zu sehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Cassé enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt, und wollte ihn einen Augenblick absetzen, oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hinein geschielte hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken oder zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder

zu und versuchte den Seitenstoß, der Deckel flog jedesmal auf und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Hefigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; alles was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges ja beynabe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch niemanden wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns ein Uebermaaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, destomehr häufte Ferdinand künstliche Argumente an einander und desto muthiger und freyer schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerley Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke

und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hinein gelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke, die sie erhalten hatte, von Ferdinanden kamen; sie setzte ihn darüber zu Rede und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet seyn würde. Sie liebte ihn, sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küffen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowohl Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die

Casse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bey ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut und wie die Rubriken alle heißen mochten, bey sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth machen, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschämen, indem ein anderer sie entweder umgehen, oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen eh diese wahren und guten Begriffe bey ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen, und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fing es klug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah. Sie untersuchten beyde das

Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward alles reparirt und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dieß war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fing nun an aufs genaueste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war zu sparen. Freylich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte, indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Contoir zu errichten, einen Compagnon dorthin zu setzen, den Vortheil, den man gegenwärtig andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen, und durch Geld und Credit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben

Die Hören. 1795. 7tes St.

Damit auszukommen; es war reichlich und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem übrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie. Denn die Gelegenheit ist eine gleichgültige Göttinn, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilten hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Capital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Großen, mit Aulegung von Maschinen durch die Hülfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Thätigkeit sehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an diesen Platz setzen, ihm das neue Etablissement anvertrauen und so auf eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

Er sah alles mit größrer Aufmerksamkeit, weil er

alles schon als das seinige ansah. Er hatte zum erstenmal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend sowohl als die Gegenstände interessirten ihn aufs höchste, sie waren Labfal und Heilung für sein verwundetes Herz, denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnsinn eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu seyn schien.

Ein Freund seines Hauses, ein wackerer aber kränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt, und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder, eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugebracht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Capitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurück hielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm dieser sein Mann zu seyn schien, und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für

ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg, oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschlieferin begeben zu können. Er erwiderte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung und sowohl sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von allem unterrichtet. Er hatte mit Hülfe des Oheims einen Plan gemacht, und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft vieles von diesem Plaze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wieder erstat-

ten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Speculation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte, und ihm alle mögliche Beihilfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde alles auf Credit verschaffen, das dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegelds bezahlte, und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen, mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich gedenken. Denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigene Kraft erhebt und los macht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen lobenswürdigen Bürger, da hingegen jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient, und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu seyn, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe, als an neun und neunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth außs neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinands Vater war, wie wir wissen, was seine Privatcasse betraf, nicht der ordentlichste, die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associe sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, ausser daß unglücklicherweise darunter ein Paquet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Diese vermigte er und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein was ihn äusserst beunruhigte war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dufaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wieder erhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtisch sonst durch einen Stoß aufgegangen war, er sah als gewiß an, daß er beraubt sey, und gerieth darüber in die äufferste Hestigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen, niemand blieb von seinem Argwohn frey. Die gute Frau that ihr möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Discredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde, daß niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme, als nur um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen, daß bey einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts heraus käme, daß man vielleicht den Thäter entdecken, und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wieder erhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen

Bewog sie ihn endlich ruhig zu bleiben, und durch stille Nachforschungen der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurückkommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinand zu hoffen sey, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte. Sie erschrock, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verberg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Parthie halte, und daß es nicht unmöglich sey, ihren Sohn nächstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzu-

klären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe? Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt: er müsse sie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine solche Commission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann behauptete nein! zeigte die Preise genau an und sagte dabei: man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinands Verirrung war zu deutlich, die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen, sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünschte sich aufzuklären, und fürchtete das Schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für sein Geschäft erwarten, und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beyfall auf, wie er hoffte, denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrick-

lich, um so mehr als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblick zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche; er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen, und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bey Seite nahm und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt, und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Reuigen offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter tausend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Verzeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine andere Laster zu diesem jemals gesellt hätten. Er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsehlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Ersparnis auf der Reise und durch eine glückliche Speculation sich im Stande sehe, alles wieder zu ersetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand darauf zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen sey, denn die Geschenke betrügen den geringsten Theil. Sie zeigte ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung dessen, was dem Vater fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer schwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerst zornig. Sie

verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue seine Besserung und Bekehrung wahrscheinlich machen sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und Märchen aufzuhalten gedenke, daß sie gar wohl wisse, wer des einen fähig sey, sey auch des übrigen alles fähig. Wahrscheinlich habe er unter seinen liederlichen Kameraden Mitschuldige, wahrscheinlich sey der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstoßung, doch nichts kränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und zwischen Ottilien sey eben zur Sprache gekommen. Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von allem dem, was er seyn konnte. Die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig, und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet,

gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient hatte, so ward er durch diese aufs innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens seyn sollte, machte ihn weich; er wünschte nicht mehr zu leben.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beystand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thränen benetzte, und forderte Hülfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines erhörens-werthen Inhalts: der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hülfe, derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beystand des Vaters im Himmel berufen.

In dieser Ueberzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrete er eine Zeitlang und bemerkte kaum, daß seine Thüre sich öffnete und jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Gesichte auf ihn zukam, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. Wie glücklich bin ich, sagte sie, daß ich dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich deine Reue für wahr halten kann. Das Gold hat sich gefunden, der Vater, als er es von einem Freunde wieder erhielt, gab es dem Cassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt deine Angabe ziemlich zusammen,

die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen, und versprach dem Vater die fehlende Summe wieder zu verschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verspräche.

Ferdinand ging sogleich zur größten Freude über. Er eilte sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst das, was er nicht genommen hatte, was er wußte, daß bloß durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermist wurde. Er war fröhlich und heiter, doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernsthafte Wirkung bey ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen, er glaubte nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessiren und sich dessen Beystand versprechen könne, den er so eben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinands zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.

(Die Fortsetzung folgt.)

IV

Die Dichtkunst.

Nicht schämet euch zu singen,
 Ob Dünkel höhnt und grollt!
 Noch goldner ist, als Gold,
 Gesang von edlen Dingen!
 Gesang ward anvertraut,
 Den starren Geist zu lindern
 Uns armen Menschenkindern
 Ein holder Ammenlaut.

Wer wars, der dich, Hellene,
 Zur Menschlichkeit so hoch
 Vom Wildling auferzog?
 Des Mäoniden Töne!
 Wer schuf dich, Römer, fein?
 Wer weckte Wälsch' und Franken
 Und Angeln zu Gedanken?
 Des Liedes Ruf allein!

Durch fremder Lieder Halle
 Entwacht' in Deutschland kaum
 Ein Häuflein dumpfem Traum:
 Tief träumen noch fast alle.

Der wähnt vom Mutterschooß
 Sich edler, der verengelt;
 Der lallt und spielt gegängelt,
 Der faum der Windeln los.

Wo späht ein freier Späher?
 Befehlt lahmt Vernunft
 Durch Machtgebot und Zunft
 Der Herscherling' und Seher.
 Was Ehre sei, was gut,
 Was schön und herzerhebend:
 Der Ausspruch hängt schwebend
 An Wahn und Uebermut.

O Dichter, lehrt die Menge,
 Verachtend Groll und Hohn,
 Durch süßen Ammenton
 Begeisterter Gesänge!
 Bald flieht von Herz und Ohr
 Des Ungeföhles Nebel;
 Der hoch' und niedre Pöbel
 Vernimmt, und staunt empor.

V

Der Dorfkirchhof.

Nie goß das Abendroth den Purpurschein
 Auf eine Aehrenflur mit solcher Milde,
 Nie sank die Nacht auf einen Blütenhain
 So lieblich, wie auf diese Schneegebilde.

Wie zauberisch sich Dämmerung und Licht
 Um die Natur im Winterkleide streiten,
 Und zum Gesträuch, wo kaum ein Lüftchen spricht,
 Die Schatten sanft ergrauend niedergleiten:

Wo magischer als je der Elfen Chor
 Im Tanz dahin auf glatter Erde säuselt,
 Und geistiger als je ein Nebelflor,
 Wie ihre Tänze gehn, sich folgsam kräuselt.

Sie hören nicht, wie dumpf die nahe Nacht
 Vom weißen Thurm der Glocken Klana verkündet,
 Indes ihr Blick von leichter Freude lacht,
 Und sich ihr Reihentanz um Gräber windet.

Sie schauen nicht das längst bemooste Mahl,
 Das dort gebückt den Schnee vor sich verdüstert,
 Vernehmen nicht, wie hier im Abendstral
 Ein Band der Jungfrau Todtenkreuz umflüstert.

D stille Pracht! hier schlummert die Natur
 Auf Grüften sanft bei frommer Menschen Seelen,
 Die ferne von der Leidenschaften Spur
 Sich hier verloren in die düstern Höhlen.

Sie schlummern tief im kalten Erdengrund,
 Wie sonst am Winterabend in der Hütte
 Beim Heerde, wo der Hinterlassnen Bund
 Jetzt ihrer denkt, die Flammi' in seiner Mitte.

Zum wohlbekanntem lenkt sich ihr Gespräch,
 Dem dennoch alles lauscht mit stillen Zähnen,
 Wie jener Greis auf herblich odem Weg,
 Und diese Jungfrau starb zur Zeit der Aehren:

Wie jenen Mann der schwarze Leichenzug
 Beim Nachtigallenlied in Blütengängen,
 Und seine Frau durch Schnee zum Kirchhof trug,
 Begleitet von der Schule Grabgesängen.

Und mancher Zug aus ihrem Leben zeigt,
 Wie oft der Genius den Aetherflügel
 Zu Hütten senkt, von Dörfern aufwärts steigt,
 Hinan der Phantasie besonnte Hügel.

Wie Mancher, der hier schläft, erblickt im Hain
 Entherens Heiligthum, der Musen Tänze,
 Wie mancher, unverführt vom irren Schein,
 Sand unbewußt sich an des Wissens Gränze.

Die Glücklichen! sie fühlten nur die Lust
 Vom Hauch des Genius! kein Ehrgeiz störte
 Der Harmonieen Spiel in ihrer Brust,
 Fern war der Neid, der ihr Gefühl verheerte.

Jetzt ruhn sie, wie in langer Winternacht,
 Als wenn des Sonntags Licht sie wecken würde,
 Daß mit dem Liederbuch sie froh erwacht
 Zur Kirche gehn, voll Demuth und voll Würde.

Sie hören in der Gruft der Orgel Klang,
 Der rarschend in des Himmels blauen Räumen
 Sich fortwälzt, sie vernehmen den Gesang
 Der Engel unter Edens Lebensbäumen,

Und ihres Heilands Ruf: erwacht, erwacht
 Des Dorfes Kinder, kommt zur Himmelspforte!
 Ihr hättet mich gespeist, wär' in der Tracht
 Des Pilgers ich gesehn an euerm Orte.

VI

L e t h e.

Du rollst, o Bach, mit stillem Stolz die Flut,
 Und düsterngrün umhüllen dich Gesträuche;
 In deiner Well' erstirbt die Rosenglut,
 Die lieblich glänzt vom fernen Geisterreiche.

Dir bietet nie die Gunst der Gegenwart
 Den Blütenduft, des Zephyrs kühles Säufeln,
 Kein Glück, das in der Zukunft Schleier harrt,
 Wird deine Wog' in holden Spielen kränzeln:

Erhebend schaut es die Vergangenheit,
 Wann deine Flut der Schatten Heer' umweben,
 Wie die Gebilde der entflohenen Zeit
 Zum öden Nichts auf deiner Well' entschweben.

Du wallest stolz! des Helden Lorbeerkranz,
 Die Myrte, durch Entherens Hand erzogen,
 Der Tugend Palm' in des Olympus Glanz
 Verlieren sich in deine düstern Wogen:

Entführt durch sie, dahin wo Zeit und Raum
 Verschwinden, wo in trüber Nebelferne
 Dein dumpfer Fall ertönt, dein weißer Schaum
 Im Chaos stralt statt lichtbegabter Sterne.

Hinweg von dir! die blütenreiche Luft,
 Der Zauber in Elysiums Gefilden
 Verführt mich nicht, der rosenfarbne Duft
 Mag sich umsonst an jenem Ufer bilden.

Vergebens weht hier magisch süß ein Ton
 Zu mir herab aus sel'ger Geister Chören:
 Erschiene selbst Latonens großer Sohn,
 Zu Lethe's Thau würd' er mich nicht bethören.

Für Seeligkeit, die ich noch nie genos,
 Sollt' ich in Lethe meine Lust versenken?
 Und Schmerzen, die ich lang' in mir verschloß,
 Für unbefannte Freuden hier verschenken?

Nein, jegliches Gefühl zur Qual und Lust
 Vom Hauch der Erdenluft in mir geboren,
 Des Lasters Spur, bekämpft in dieser Brust,
 Der Tugend Stolz sei stets mir unverloren.

Was hilft es mir, wenn eine fremde Macht
 Mir Gottheit giebt? sie giebt mir keine Würde!
 Mit höherm Stolz, als wie in solcher Pracht,
 Erschein' ich unter meiner Erdenbürde.

Kann ich die Seeligkeit auf jener Flur
 Nur durch den Tod von diesem Ich erringen,
 So führe fern von ihrer Zauberspür
 Mich die Erinnerung auf zarten Schwingen.

Ich trag' im Busen mein Elysium,
 Und dieses blühe mir auf Blumenmatten
 Elysischer Gefild'! ich bringe stumm
 Es sonst zum Styr zu ungeweihten Schatten.

Dich aber fleh' ich dann, Erinnerung:
 O Göttinn, die den Gram um Freuden tauschet,
 Und wie im Lilienduft mit leisem Schwung
 Durch der Verzweiflung Nacht zum Troste rauschet,

Nimm deinen Wunderstab und schlage kühn
 Der stolzen Lethe Flut, daß ihre Wellen
 Zum Reich des Nichts auf ewig bebend fliehn
 Und vor Elysium nicht spottend schwellen.

Die Schatten jauchzen dann! ein Götterglanz
 Umschwebt nun hehr selbst ihrer Schwächen Bürde;
 Wo Lethe floß, erscheinen nun im Kranz
 Der Ewigkeit die Anmuth und die Würde!

VII

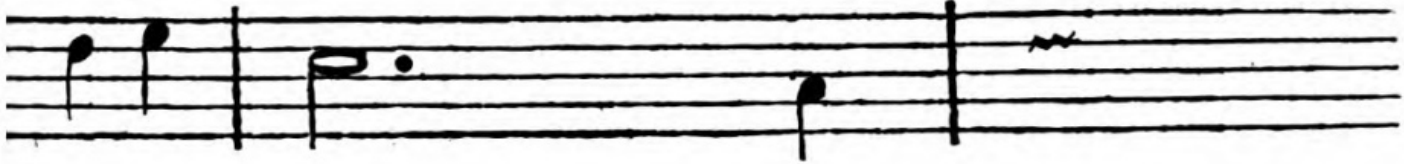
Saladin und der Sklave.

Zur Zeit des großen Saladin
 Empörte die verworfne Rotte
 Der Ruderklaven seiner Flotte
 Sich in der Stille gegen ihn.
 Die Meuter, welche meist Corsaren,
 Banditen oder Zöllner waren,
 Vereinten sich und hatten schon
 Die schweren Ketten durchgefeilet;
 Schon wurden zur Rebellion
 Die Heldenrollen ausgetheilet;
 Als einer vor der frevlen Schaar,
 Der ohne Schuld in Banden war,
 Sich wegstahl und den Streich entdeckte.
 Wie kam es, daß nur dich allein,
 Sprach der Monarch, die Unthat schreckte?
 Verachtest du die Freyheit? Nein;
 Doch lieber will ich stets sie missen,
 Als frey mit Bösewichtern seyn,
 Die sie nicht zu gebrauchen wissen.
 Du bist, versetzte Saladin,
 Der Freyheit werth. Fahr hin im Frieden!
 Die Meuter soll mein Heer umziehn
 Und in noch härtere Fesseln schmieden.

S. J. Reichardt.



Ge = = = sang von ed = = len



ein hol = der Am = men = = = laut.



S. J. Reichardt.



und Ho = mer! Ein altes Lied zu oft ge = sungen, ent =



= haßt wird neu = e Tref = lichkeit! gehaßt wird neu = e Treflichkeit.

begleiten, so geschieht daß überall nur in Unifono.)

Mit Ruhe.

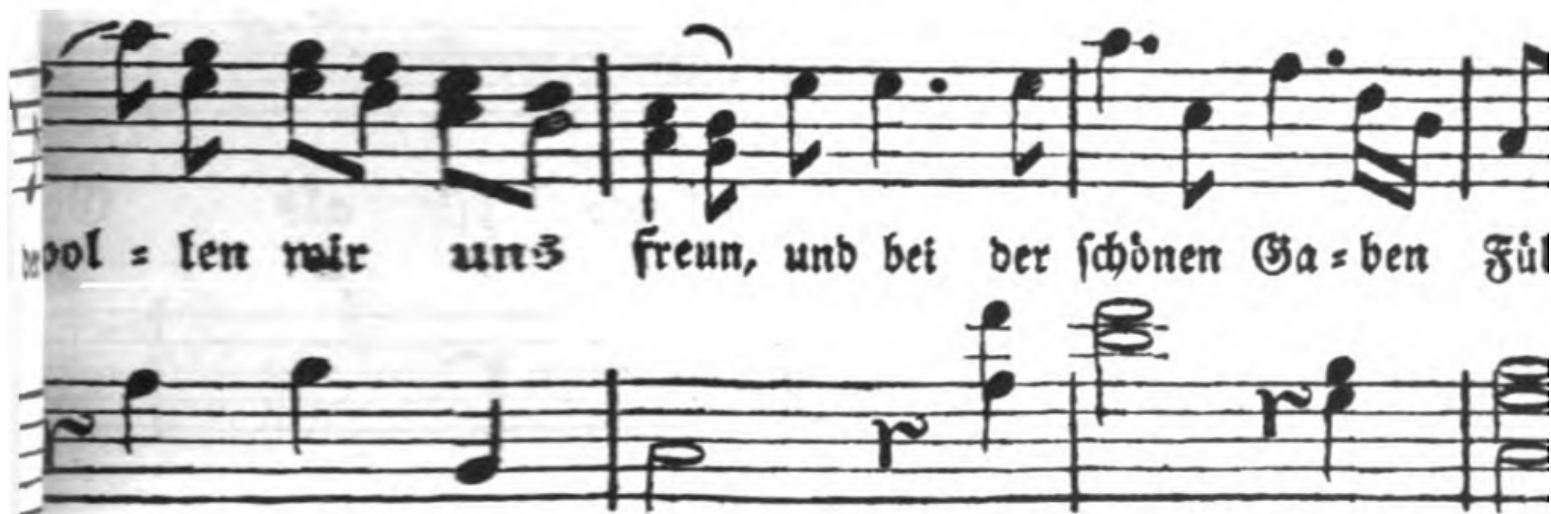
Die Schönheit ist des Gu = ten Hülle; der Schönhe

Etwas lebhafter, aber ja
nicht geschwind.

Du, Blume, sollst uns krän = zen; du, edler Wein, und

pf.

Weibe der Schönheit.



ool = len wir uns freun, und bei der schönen Ga = ben Zül



glän = zen! schent ein, o Mädchen! schall', o Chor! das f



nicht Menschen nur, auch menschlich seyn.



ne Mädchen singt uns vor.

dim. *mf.*

Das Chor
wiederholt
den letzten
Theil.

Die Horen

Jahrgang 1795

Achtes Stück.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1795

Innhalt des achten Stück.

I	Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde.	Seite 1
II	Ugolino und Ruggieri. Fortsetzung von Dantes Hölle.	— 35
III	Ueber die Idee der Alten vom Schicksal.	— 75
IV	Ueber griechische und gothische Baukunst.	87

Die Horen.

Erster Jahrgang. Achtes Stück.

I

Zufällige Ergießungen
eines einsamen Denkers
in Briefen an vertraute Freunde.

Erster Brief.
an Ernestine F * * *

* * * den 21sten Februar 1793.

Seit Montag vor acht Tagen, liebste Ernestine, da ich deinen köstlichen Brief vom fünften erhielt, bin ich wie mit der Feder in der Hand herum gegangen um dir zu antworten, ohne sie ansehen zu können. Unvermögender den eigenen Willen zu vollbringen, als ich es in hundert Fällen bin, giebt es wenige andre Menschen, und vielleicht keinen unter diesen wenigen, der es so schmerzlich gewahr wird, es mit so tiefem Gram empfindet. Es haben in meiner innern Verfassung Volk und Stände eine solche übermäßige Gewalt in Händen, daß ihnen das Monarchische Ich beständig nach den Augen sehen, und zu allerhand Mitteln sich verstehen muß, um sie auf seine Seite zu bringen. Dennoch möchte ich meine Verfassung weder in eine reine Aristokratie noch Demokratie, um des Ungehorsams und der Widerspenstigkeiten weniger

gewahr zu werden, umgeschaffen sehen, und muß also fortfahren, mich durchzuquälen, wie ich kann.

Zuerst von deiner Trauer über König Ludwig. Ich finde dich darin so ganz nach meinem Herzen; Am meisten hat mich das gerührt, als treffend, groß und wahr, und ist tief in mich gedrungen, was du von seinem entblößten Haupte sagst, von dem Glanz, der sich auf seiner Stirne unerwartet sehen ließ, nachdem die goldene Königskrone weggenommen war. Ich pflegte ihn vor diesem Zeitpunkt *Lear* zu nennen; aber *Lear* den Unschuldigen, der keine *Cordelia* verstieß, keinen edlen *Kent* verbannte. Nun ist er mir der im heiligen Wetter zum Grabe hinabsteigende, sich verklärende *Dei-
pus* geworden.

Niemals werde ich den Tag vergessen, an dem ich sein erstes Verhör las. Er war mir noch *Lear*, da er vor jene Schranken geführt wurde, wo die Geister *Gonerills* und *Regans*, vornehmlich *Edmunds* zur Legion gewordener Dämonen wider ihn zu Gericht saßen. Ich erwartete nicht, daß hier auf einmal seine Gestalt sich so verwandeln würde. Auch seine Richter waren nicht darauf gefaßt. Ich fühlte mit ihnen, fühlte mit dem Könige, und mit mir selbst. Nie war ich erschüttert, zerrissen, und bewegt! *Lear's* Worte: „Wer kann mir hier sagen wer ich bin?“ — „Ich gab Euch alles!“ — „Ein so gütiger Vater!“ . . . sie mußten in Ludwigs Herzen seyn diese nagenden Worte, mußten sein Herz ihm um und um gewendet haben im Busen — wie oft, und seit wie lange schon! Dennoch war dies Herz milde geblieben; Wehmuth er-

griff den Mann, und seine Festigkeit schien ednen Augenblick zu wanken, da man ihm Verrätheren darum anschuldigte, weil er ein so gütiger Vater gewesen, und man ihn fragen durfte: In welcher Absicht das?

Lies es einmal wieder, ich bitte dich, Shakespears grosses Meisterwerk, diesen Lear! Ich rede mit jedem, der zu mir kommt, davon, lese jedem, der mich hören will, daraus vor. Alles was in diesen Tagen vor unseren Augen geschehen ist findest du hier, als schon vor Jahrhunderten begegnet, wieder dargestellt in Gesichten voll Weissagung für alle Zeiten. Dein Gedächtniß, da ich dich erinnere habe, wird dem Lesen zuvor eilen und die Hauptzüge des Drama dir vor die Seele bringen.

Armer Lear! für eine Liebe, die über alles gehen sollte, verschenktest du dein Königreich, und fodertest nur Lebensunterhalt für dich und hundert Ritter, deine Freunde! das schien den Königinnen bald zu viel. Gonerill, die Eine Tochter, hieß dich fünfzig deiner Begleiter ab danken; von den fünfzig übrigen wollte Regan die Hälfte dir noch einmal nehmen — Und wozu hast du nur die Uebrigen, die fünf und zwanzig, nöthig? Wozu nur zwölf? Wozu nur Einen? — Endlich: wozu athmest du, wozu lebst du noch, Thor, Wahnsinniger, Aufrührer, und Verräther? — „Ich gab Euch alles!“ sprach der Unglückliche. Darauf ward ihm zur Antwort: „Und es war hohe Zeit, daß du es gabst!“ — Tödlich gekränkt, mit zerbrochenem Herzen stürzt der Greis hinaus bey tobendem Ungewitter. — „Laßt ihn gehen, schreien die Töchter,

„er läßt sich ja nicht bedeuten; es ist seine
 „Schuld, daß er keine Ruhe hat, er mag die
 „Folgen seiner Thorheit fühlen.“ — Zuletzt
 gefangen mit Cordelia; gefesselt; in der Gewalt des
 scheuslichen Edmunds, der ihn vor Gericht stellen soll!
 . . . Vor dasselbe Gericht, mit dem man vorhin den
 treuen Gloster schon bedroht hatte, da es hieß: „Bin-
 det ihn wie einen Dieb und bringt ihn vor uns; wir
 können ihm zwar ohne gerichtliche Form das Leben nicht
 absprechen; indeß soll unsre Gewalt unserem Zorn will-
 fahren, den man zwar tadeln, aber nicht verhindern kann.“

Wie auffallend jeder Zug! wie so ganz getroffen, nach
 gewiesen alles bis zum Sitze der kleinsten Bewegungen
 im Minenspiel!

Aber was am meisten ergreift: Alles steht zugleich
 auch wieder da, nur wie Allegorie und Gleichniß. Nicht
 was Einmal geschah, und Einmal wieder geschieht; son-
 dern was immer da ist und vorgeht erblicken wir. Der
 Geist wird weggezogen unvermerkt vom Einzelnen zum
 Allgemeinen; jede zufällige Beziehung verschwindet, wird
 vergessen; und es steht allein der fürchterliche Umriss einer
 allgemeinen Welt- und Menschengeschichte da. Welch
 ein Anblick! Siehe, die ganze Natur, leblose und be-
 lebte, vernünftige und unvernünftige, wie aufgethürmte
 Wolken durcheinander wogend, hierhin und dorthin,
 über sich, unter sich, sich entformend und formend, kaum
 noch schwebend: eine schwarze, schwere, stumme Nacht;
 und nur hie und da ein Wetterleuchten Gottes; Blitze
 der Vorsehung, welche das Gewölk zerreißen . . . Siehest
 du das?

Unter einem Haufen von Ungeheuern und Scheusalen, den wüsten Werkzeugen eines wüsten Schicksals, glänzt eine Cordelia, erhebt sich ein Kent, wird man einen Edgar gewahr. Hier ist Wohlthun! Es waltet ein guter Geist! Hier hat ein Gott geschaffen! Ein Gott, dem Natur und Schicksal müssen unterworfen seyn. — Edelr Kent! „In deiner Verhüllung, wenn du deinen Feind, den herumirrenden Lear, der als König dich verbannt hatte, unerkannt begleitest, und ihm Dienste thust, wozu sich kaum ein Slav verstanden hätte, weil er etwas in seinen Minen hatte, was du gern deinen Herrn nennen mochtest;“ du erscheinst als ein Bote des Himmels! In deinen Augen sind Winke, die uns mit Zuversicht, Geduld und Muth erfüllen; wir verzagen nicht mehr, murren nicht mehr; wir entdecken Züge, Minen, ein Etwas im Angesicht der Schöpfung, das wir gern unsren Herrn nennen, dem wir gern durch die Mächte des Schicksals mit Ergebung folgen mögen.

Der mir Lear gewesen, sagte ich vorhin, wäre mir der im Wetter zum Grabe hinab steigende, sich verklärende Oedipus geworden.

Vor Jahren sprach ich einmal mit dir von einer Aehnlichkeit des Eindrucks, den der Lear des Britischen, und der Oedipus des Griechischen Sehers jedesmal in mir zurückließen. Du verstandest mich nicht gleich, und ich wollte mich auf keine Zergliederung bey einer Sache, die nicht dafür gemacht war, einlassen. Hierin hatte ich recht, und will darum auch heute dies

allein dir noch darüber zu Gemüth führen: daß Shakespears nur Einen Lear; Sofokles aber zwey Oedipus gedichtet hat: und daß die zwey Gedichte des Griechen zusammen gehören, wie Anfang und Ende; beyde sich gegenseitig bedürfen, wie die beyden Schwingen des Adlers. So betrachtet, in dieser Vereinigung zweyer Begebenheiten zu Einer großen Offenbarung, flößt mir das Werk des Griechen eine Ehrfurcht ein, die mir die Kniee beugt. Dem Britten waren die Gesichte, die er hatte, selbst zum Theil noch dunkel; der Grieche hingegen offenbarte in Gleichnissen, was er selbst ganz durchschaut hatte:

Zeus, Allherrscher des ewig,

Ewig dauernden Reichs!

Blicke herab! schon welkt des Götterspruches

Ehre, der Lajos drohte! Ach schon sinket

Jöbos Ruhm, und im Staube

Liegt die Religion!

Dies ist das Thema des ersten Oedipus, des Königs. — Hörte der Mensch nur sich selbst, schaute er — das Auge nicht mehr empor gerichtet — nur auf Lebendiges der Erde: „wo bliebe die Unschuld? wo das unablässige Bestreben, rein zu seyn in jedem Wort, in jeder That?“ — Feste Zusage, heilige Treue, wo bliebest du, wenn die Olimpier nicht mehr walteten, nicht mehr, als Leiter der Schicksale, der Tugend Gewähr leisteten für ihre Frucht, wenn auch nicht für ihren Lohn? Wenn nun jeder Mensch sich an Zeus Stelle drängen, eine Vorsehung einsetzen, und der Weisere seyn müste mit Gewalt? — Ty-

rannen würde die Menschheit vertilgen, das Gewissen sich selbst zerstören; Friede und Vertrauen würden ohne Stätte seyn.

Darum mußte Oedipus „ein Zeugniß zeugen für der Götter Wort,“ das durch Muth und Gehör dränge allen die es vernähmen.

Schon waren die frevelnden Worte an Jokasta aus des Königs Munde gegangen:

Und uns gebürte noch zu achten auf
Den Schicksalehrenden Altar, o Weib!
— — — — — Mein Vater
Liegt im Grab, und hat mit sich den Götterspruch
Genommen, der nicht werth der Achtung ist.

Triumphirend hatte Jokasta ausgerufen:

— — — — — O, du Götterspruch;
Wo bist du? — — — — —
Was soll der Mensch wohl fürchten? Zufall
Nur beherrscht die Welt!

Da tritt plötzlich Erfüllung, allen andern noch unsichtbar, der Schmähenden ins Angesicht. Sie bebt, sie verstummt — sie ist verschwunden.

Oedipus weilt. Der Ungestümme muß, hartnäckig forschend, noch verziehen, damit Alles Allen offenbar werde; damit er das lauteste Zeugniß zeuge vor

seinem Volk — einst vor allen Völkern! — für der
Götter Wort.

Unglückseligster der Menschen!

Du, dessen Pfeil der Ziele höchstes überflog,

Du, der du schöpfst aus der vollen Quelle des
Glücks!

Ach, wer ist nun wie du

Unglückselig und jammervertieft;

Wie du, ein Genosse des Rachefluchs?

Auf ihn, den Schuldlosen, kam von seinen Vätern
her der Fluch und das Weh. Allen Menschen und sich
selbst ein Gräuel stand er da — mit reinem Her-
zen! Wuth, Verzweiflung, Wahnsinn mußten, über
sein Verhängniß, ihn ergreifen... Er beraubt, grau-
sam, sich auf immer des Lichts; wünscht, „alle Thore
seines Lebens eben so auf immer verschließen zu können“...

Da neigen die Himmlischen sich zu ihm, ziehen ihn
in ihren Rath:

Gott, der ihn niederschlug, hebt ihn empor —

— — Ihn lohnet Gott, der Gerechte.

Eine Majestät, wie kein Thron sie gewährt, umgiebt
den blinden Bettler; Seherkraft erfüllt den Geweihten,
Apollons Gesandten, den keine Menschenhand ver-
letzen darf. Drohend und verheißend schwebt der Götter
Macht auf seinen Lippen. Aus Delphi war ein Spruch,
daß ihm die Eumeniden, die Allschauenden, Rächerinnen,
Helferinnen werden sollten. Herumirrend an der from-

men Antigone Hand gelangt er, auf unbekanntem Pfade,
in der furchtbaren Göttinnen Hain zu Kolonos, setzt sich,
unwissend wo er war, um auszuruhn, auf einen Stein,
ruht und erquickt sich, wo sonst schauernd jeder Fuß zu-
rück bebt. Da er den Namen des Orts vernimmt, er-
hebt er froh die Stimme:

Nun weiß ich, daß kein Ungefähr mich führt,
Daß ich nicht ohne Gottes Hand mich Euch,
Ihr Reinen, Keuschen! nahe, selber keusch
Und nüchtern, und mich hier auf euren Sitz,
Den heiligen, kunstlosen, lagerte.

Hier war ihm das Ende seiner Wanderung, die letzte
Entwicklung seines wundervollen Schicksals verheißen;
hier sollte der Fluch, der ihn getroffen, sich in Heil und
Segen ihm verwandeln: er war am Ziel!

Um den verbannten Laios Sohn versammeln sich nun
bald Kolonos Greise, und mit König Theseus, dem edel-
sten der Menschen, Volk und Krieger aus Athen. The-
seus, um ein unterbrochnes Opfer zu vollenden, entfernt
sich. — Es tobt in der Luft.

Gewaltig, gewaltig ertönt
Zeus Geschoss, mit des Schreckens Schall!
Blitze des Himmels, o seht! Flammen umher!
Und wieder! — Was kündet uns an
Diese Stunde des Grauns? Sie stürmt
Nicht umsonst! — — — —
Wehe! Wehe! wieder umhüllt

Uns des Donners schrecklicher Ruf!

Schiltst du im Zorn die Erd, unsre Mutter, Gott?

O erbarme unser dich!

Oedipus allein steht da mit ungebeugtem Geist; ihm winkt ein Bote des Himmels. — Er sendet nach Theseus; Theseus erscheint.

Keines Führers bedarf der Augenlose mehr. Er geht voran und zeigt dem Könige den Weg zum heiligen Ort, zum Siegeshügel, wo auf ihn Verklärung wartet.

„Meine Töchter, folgt!

Ihr war't des Vaters Leiterinnen, nun

Bin euer Führer ich! — — — —

Dorthin! Dorthin geht! dorthin treibet mich

Hermäs, der Schattensführer, und der Gruft

Schutzgöttinn! — O wo warst, wo warst du

Vordem, o du der blinden Augen Licht,

Das nun im Tode meinen Leib bestrahlt?“

Angelangt am heiligen Hügel, umarmt er mit Inbrunst seine Töchter, Antigone und Ismene, segnet sie mit heiligem Dank.

Plötzlich scholl eine Stimme, rufte laut

Ihm; alle bebten, aller Haare stand hoch

Vor Graun empor; und abermal erscholl

Die Stimme, Gottes Stimme, und abermal.

Sie rufte: Komm!

Oedipus gebietet den Jungfrauen, sich mit ihren Begleitern zu entfernen; Theseus muß ihm schwören, daß er sie beschützen will. Dieser allein darf bleiben: ein Zeuge dessen, was geschehen soll.

Mit lautem Angstgeschrey und Thränengüssen gehen — werden weggeführt die Töchter. Einer der Begleiter, ein Bote nach Athen, erzählt:

Wir sahn

Nach kurzer Zeit uns um; verschwunden war
Der Greis! Der König stand, und schirmte mit
Der Hand das Aug', und stützte sich das Haupt,
Als ob ein Schauer ihn ergriff, und er
Aus Furcht nicht wagen durft emporzuschau.
Bald drauf erblickten wir, daß in den Staub
Gesenkt, mit eifrigen Gebeten er
Anbetete die Erd' und Gottes Himmel. —
Durch welchen Tod er starb? — der Sterb-
lichen.

Verkündets, ausser Theseus, keiner Euch.
Nicht Gottes Blitzgeschos hat ihn verbrannt,
Kein Meersturm — keiner fauste! — ihn entführt,
Ein Bote Gottes hat ihn abgeholt!

Gewiß steht, wenn du dieses liest, mit glänzendem Angesicht, der Bote Gottes an Oedipus vor dir, wie er vor mir in diesem Augenblicke steht. — Du begehrst nicht, daß ich heute weiter schreibe. Ich lege meine Feder nieder auf dieses Blatt, wo ich sie morgen wieder finden werde.

Sonntag den 22sten Februar.

Ich glaubte mich weit weg von der Beantwortung deines Briefes verlohren zu haben, und finde jetzt, daß ich mir nur einen Uebergang gemacht habe, dahin, wo du von Ehrenburg sprichst, und mich in seinem Nahmen auffoderst, mit ihm zu eifern wider jenen verderblichen Eifer, der der Geist unserer Tage ist, und im Menschen alles Menschliche vertilgen — einen neuen Himmel, eine neue Erde schaffen will — durch die Kraft seines wohlgespaltenen beredten Gänsekiels.

Ich gebe dem edeln Manne in seinen Gesinnungen vollkommen recht; spreche von ganzem Herzen ihm die Worte nach: „Nicht Gold, nicht Silber: unsre Gefühle, „Tugend, Religion vor den Feinden des Menschlichen Geschlechts zu retten ist Gefahr! Laßt uns hiemit ins innere Heiligthum unserer Seele flüchten!“ — Aber, liebe Ernestine! lieber Ehrenburg! Wohin sollen diejenigen flüchten, welche jenes innere Heiligthum schon lange zu einem offenen Tempel für die Gottheiten des neuen Himmels und der neuen Erde verwandelt haben? diese Gottheiten vertragen, wie Ihr wißt, kein inneres Heiligthum; ihren Priestern und Profeten ist dieser bloße Nahme schon ein Gräuel, wegen der Götzen, die, nach ihrer Meinung, zu allen Zeiten sich darin verborgen haben. Zu wem sollen wir denn reden? Sollen wir uns an jene Priester und Profeten selbst, dort an jenen Prediger auf den Dächern wenden? Oder nur an ihre liebe Andacht auf den Gassen? O, laßt sie reden und hören! Jene, so lange bis sie ausgeredet sind; diese, bis der Hunger in ihren Ohren Eckel geworden ist.

Ich wundre mich über Ehrenburg, über dich, und über mich selbst, daß wir zugleich so einig und so uneinig miteinander seyn können. „Für ein Wesen“, sagt Ihr, „das nicht weiß woher es kommt, noch wohin es geht, „ist Glaube das größte Bedürfniß.“ Dieses fühlt Ihr jetzt mehr, stärker, inniger als jemals; seht es jetzt weniger als jemals andre fühlen, und ruft deswegen aus: „Wer keine Religion hat, der schaffe sich „jetzt eine!“

Ja, Freunde, wenn das angieng! wenn es nur einer Ermahnung dazu bedürfte! denn könnte Euer Zuruf wenigstens bei denen fruchten, welche sich in diesen trüben Zeiten ihren verlohrnen Glauben zurück wünschen, um sich daran aufzurichten. Leider kommt Religion am schwersten da wieder auf wo ihre größte Nothdurft entstanden ist; am schwersten gerade in solchen Zeiten wie die unsrigen; und am schwersten gerade bey denen, welche die Größe des Uebels nun am klaresten einsehen, am lebhaftesten empfinden. Die Ursache davon ist, weil das Vermögen des Menschen Religion zu haben, genau wie sein Vermögen ist, von einer weisen und gütigen Regierung der Welt durch ein höchstes Wesen, von einer allgemeinen und bejondern Vorsehung gewiß zu werden. Weder die alltägliche Erfahrung, denke ich, noch ihre Annalen, können uns zu einer solchen Gewisheit leicht verhelfen, wir brauchen, dünkt mich, in dieser Absicht vielmehr eines Gegenmittels wider die alltägliche Erfahrung, wider ihre Geschichte, und wider die Resultate des ernstlichern Nachdenkens über beyde. Könnet Ihr nun dem bekannten alten Gegenmittel seine volle Wirkung wieder geben; positive Religion in ihrer

ganzen lebendigen Kraft bey Euern Zeitgenossen wieder herstellen, so ist die Sache Euers Eifers werth. Könnt Ihr dieses nicht: Was wollt Ihr können? Besänftiget Euch! der Schaden sitzt gewiß da nicht wo Ihr ihn seht, und wo Ihr helfen — schneiden oder brennen möchtet. Sittlichkeit und Religion stehen und fallen mit keinem philosophischen System, mit keiner zufälligen Denkungsart eines Zeitalters. Vorstellungsarten und herrschende Systeme — überall weniger Ursache als Wirkung des Geistes der Zeit, den sie jedesmal nur offenbaren, darstellen; freylich auch entwickeln und befördern — gehen auf und gehen unter vor dem unveränderlichen Geiste der Wahrheit, den sie weder leiten noch verführen können. Laßt uns auf die Stimme, auf die Winke dieses Geistes merken, und nicht hadern. Besserer Rath, sagt ein altes deutsches Sprichwort, Besserer Rath kommt über Nacht!

Ein religiöser und zugleich sehr aufgeklärter Mann — ich darf ihn nennen: Mein Freund Kleuker, schrieb mir vor einiger Zeit: „Eine gewisse Zuversicht des Herzens ist allerdings die nothwendigste Bedingung zum „Glauben an Dinge einer andern Welt. Sie selbst aber „ist keine Sache, die man sich geben kann, wenn man „will. Sympathie mit gewissen Nichtglaubenden ist mir „eben so natürlich, als Antipathie und tiefe Verachtung gegen die Schwärzer und Radoteurs, die uns nach „der Seichtheit ihres eigenen Bewußtseyns weis machen „wollen, man bedürfe dieser oder jener Stütze nicht, weil „man alles aus sich selbst haben, selbst seinen Gott sich „machen, ganz sein eigener Gott seyn könne.“

Dies, liebe Ernestine, sind meine eigensten Gefinnungen! Aber wie groß auch meine Antipathie gegen die selbstgenügsamen Schwärzer ist, so heißt mich doch mein Gewissen Sanftmuth gegen sie üben, und, immer demüthiger, so lange zu schweigen, bis ich etwas zu sagen habe, das mehr als nur ein Geschwätz anderer Art sey.

Ich muß dir bekennen, beste Freundin, und du magst es Ehrenburgen wieder sagen, daß ich überhaupt zwischen seiner und meiner Ansicht des gegenwärtigen Zustandes der Dinge eine Verschiedenheit je mehr und mehr gewahr werde, die es nicht zulassen wird, daß wir uns auf dieselbe Weise in Absicht dieses Zustandes, offensiv und defensiv, verhalten. Er sieht lauter widernatürliche Ereignisse, Wechselbälge, Ungeheuer, Geburten der abscheulichsten Lüsternheit und Willkür. Ich sehe die nothwendige Entwicklung einer neuen Epoche der Natur. Gesetzmäßige Kinder der Zeit stehen in der Geburt, drängen sich zur Geburt, wie es scheint, in sehr verkehrten Lagen; wie sie zur Welt kommen werden, ist ungewiß. Aber die Mutter ist unsterblich.

Ueberall ist es schwer das Nothwendige von dem Zufälligen in den Dingen die geschehen abzusondern; am allerschwersten aber in denen Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zutragen. Dieses oder jenes unveränderliche Naturgesetz mag uns noch so bekannt seyn, wir mögen was noch nach ihm erfolgen muß noch so deutlich im Begriffe vor uns haben; in der wirklichen Erscheinung übersehen wir es darum nicht weniger, und bleiben mit unsern Gedanken am Zufälligen und Veränderlichen hängen.

Es scheint unmöglich und ist doch wahr, daß wir beständig fortdauernde Erscheinungen in dem sie charakterisirenden Verhältnisse von Ursache und Wirkung, und wie sie von jeher eben so verknüpft gewesen, im allgemeinen wahrnehmen, und dieser Wahrnehmung uns dergestalt bewußt seyn können, daß wir sie unaufhörlich anführen; und denn doch in jedem besondern Falle, wenn sich Eine dieser Erscheinungen als gegenwärtig auffallender ankündigt, uns einzubilden vermögen, und beinaß unfehlbar uns einbilden, daß hier nicht jene längst ausgemachte Verknüpfung von Ursache und Wirkung, sondern eine ganz andre statt finde; also von dem allgemeinen Satz der uns erleuchtet niemals, weder im Urtheilen noch im Handeln, Gebrauch machen, und seine Wahrheit in der eigenen gegenwärtigen Erfahrung nie erfahren.

Zur Erläuterung und zum Beweise kann ein Beispiel dienen, welches wir beständig vor uns haben, und mir das auffallendste von allen zu seyn scheint: Der theoretisch allgemeine Glaube, und practisch allgemeine Unglaube der Menschen an die Gewalt der Meinung.

Die Meinung, sagen wir, beherrscht als Königin die Welt; jedem Menschen ist die seine lieber als sein Leben; man lehnt sich wider die unbegranzte Gewalt dieser Herrscherinn vergebens auf; sie fodert und gebietet mit einem Nachdrucke, der allen Widerstand vereitelt:

Coutume, opinion, reines de notre sort,
 Vous reglez des mortels, et la vie, et la mort!

Und zugleich mit allen diesen Sprüchen im Munde

massen wir uns doch alles nur ersinnliche an wider eben diese Herrscherinn; hoffen, bald durch List, bald durch Gewalt sie uns zu unterwerfen, und sehen Unternehmungen dieser Art für das eigentliche Geschäft der Weisheit an.

Dieser Widerspruch wäre unmöglich, wenn wir ihn, indem wir ihn entstehen lassen, gewahr würden; wir werden ihn aber nicht gewahr, weil wir von dem Dinge, welches wir die Gewalt der Meinung nennen, nur eine höchst verworrene Erkenntniß aus nie untersuchten Beispielen haben. Zufolge dieser verworrenen Erkenntniß sind wir geneigt die Gewalt der Meinung aus der Menge der Meinenden zu erklären, die Meinung selbst aber als etwas an sich leeres und unkräftiges zu verachten. Der oft schnelle Wechsel der Meinungen, und der sonderbare Umstand, daß sich die gedankenlosesten gewöhnlich als die hartnäckigsten, die zufälligsten, als die heftigsten beweisen, scheint diese Verachtung und das Urtheil, welches die Meinungen überhaupt in die Classe der Gespenster oder Zauberwesen setzt, zu rechtfertigen. Für sich selbst sind diese Wesen, sind Gespenster, nichts; aber der Wahn, der Aberglaube, die Schwärmeren, die sie zu Etwas für Andre machen — von diesen giebt man zu, daß sie die größte Aufmerksamkeit verdienen.

Einigen Grund hat diese Ansicht allerdings. Aber es ist weit gefehlt daß alle Meinungen die gewaltig wurden Gespenster waren, und nicht Eine davon ist bloßes Gespenst gewesen. Die ursprüngliche Energie der Meinung ist die Energie des Lebens selbst; ihre Gewalt die Gewalt der Wahrheit, die, in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich die Zeiten regiert.

Ich hatte das Blatt weggeschoben, liebe Ernestine, das bedeutet dieser Strich. Ich wurde gewahr daß ich daran war eine Theorie der Wirksamkeit der Meinungen auszuspinnen, und erschrak über die Versuchung. Dies begegnete mir vorgestern, und gestern den ganzen Tag habe ich mich besonnen, wie ich, ohne dies unermessliche Vorgebürge zu umschiffen, zu der Stelle mit dir käme, wo ich so gern dich hätte. Laß uns einen Versuch mit Fliegen machen; mit Fliegen und Laufen. Wir steigen auf wo wir anschwammen, da ich die Segel plötzlich einzog.

Alle Meinungen wurden im Schoosse der Wahrheit empfangen; alle Wahrheiten im Schoosse der Meinung. Vor den Begriffen sind die Vorstellungen und Empfindungen; vor den Beweisen die Urtheile. Die wichtigsten Lehrsätze hatten lange gegolten, ehe Philosophie sie nachbuchstabierte, und die Gründe, warum sie gelten mußten, gewahr wurde. Die höchsten Grundsätze, worauf sich alle Beweise stützen, sind, unverkleidet, bloße Machtprüche, denen wir — blindlings? Wie dem Gefühl unseres Daseyns! — glauben. Man könnte sie, ungeschickt und verkehrt genug, aber doch nicht ganz unphilosophisch, ursprüngliche, allgemeine, unüberwindliche Vorurtheile nennen: als solche wären sie das reine Licht der Wahrheit, oder gäben vielmehr der Wahrheit das Geseß.

Daß Begriffe, Urtheile und Regeln, die wir durch Beweis empfangen, wenn sie wirksam in uns seyn, sich als eine Kraft in uns beweisen sollen, erst die Natur

des Vorurtheils annehmen oder wieder erhalten, eine persönliche Meinung oder Fertigkeit in uns werden müssen, ist eine alte Bemerkung. — Weiter!

„Von dem was Allen scheint, behaupten wir, daß „es ist“ — lehrt Aristoteles; denn: der Mensch ist das Maas aller Dinge. Was seine Vorstellungen von den Dingen enthalten, schreibt er ihnen zu; das sind die Dinge ihm. Was sie ausser dem seyn mögen, kann er nicht erfahren; er kann aus seinen Empfindungen, Wahrnehmungen und Urtheilen nicht herausgehen, und die Gegenstände prüfen ausserhalb seinem Verstande, sich selbst ausserhalb sich selbst berichtigen, sich erleuchten mit einer Wahrheit, die er nicht verstehen würde. Darum ist überhaupt jedem Menschen seine Meinung, mit Recht, die Wahrheit; und er behauptet sie mit Recht, weil die Wahrheit jedes Menschen sein Leben ist.

Hierin: daß jeder Mensch in dem was ihm Wahrheit ist sein Leben hat, hat die Gewalt der Meinung ihren Ursprung.

Durch Anregung von außen gelangt die schon vorhandene Seele in sich erst zum Leben, zum Bewußtseyn. Die bloße leere Form des Lebens hätte keinen Werth, aus Mangel der Empfindung. Man könnte sagen, sie wäre das Leben selbst und hätte doch kein Leben. Damit Genuß des Lebens entstehen, muß es zu etwas angewendet, muß es gebraucht werden, einen Inhalt bekommen. Durch Anwendung, Inhalt und Gebrauch, wird das Leben erst lebendig; es entwickelt sich in ihm ein Daseyn; es entsteht eine Person.

Gehe nur gerade in dich selbst zurück; entäußere dich in Gedanken für einen Augenblick aller deiner sinnlichen Vorstellungen, aller der Erfahrungen, Empfindungen, Urtheile und Neigungen, die auf jene Vorstellungen sich beziehen: — Was bleibt dir nach einer solchen Ausleerung von deinem Wesen übrig? Nichts als eine ganz unbestimmte Vorstellung eines reinen Lebensprincips, ohne Eigenheit, ohne Individualität, ohne irgend ein Merkmal des Wesens, von dem du gegenwärtig die Empfindung hast, daß es deine Person, daß es Ernestine ist.

Was dir also deine Vorstellungen, Begriffe, Urtheile und Neigungen sichert, das sichert dir dein persönliches, dein eigentliches Daseyn; und was sie in Gefahr bringt, bringt dein Daseyn in Gefahr, rührt dich wie dem Tode an.

Persönliches Bewußtseyn ist ein aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammengesetzter Begriff. Zudem wir diesen Begriff erzeugen, erzeugen wir uns selbst; indem wir ihn festhalten und fortsetzen, erhalten wir uns. Von einem nicht also bedingtem, nicht zeitlichem Leben; von einem Leben ohne Erinnerung, das ist, ohne Besinnung; von einem Leben ohne Dichten und Trachten, haben wir keine Vorstellung. Auch das bloß thierische Bewußtseyn erfordert diese Verknüpfung, obgleich das Thier sich damit nie bis zur Persönlichkeit erheben kann, weil ihm die Gabe allgemeiner Vorstellungen und sie besonders zu betrachten, weil ihm Vernunft, und mit ihr das Vermögen der Sprache mangelt.

So wie Vernunft bey dem sinnlichen Wesen eintritt:

übermannet die sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen — Gedanke; er verwandelt, er verschlingt sie. Triebe und Leidenschaften nahmen ihre Richtung nach Begriffen, mit denen über alles geurtheilt, nach denen alles bestimmt wird. Da aber Begriffe nur vermittelt der, mit ihnen verknüpften, Zeichen festgehalten, fortgeleitet, ausgebreitet werden können; so sind die Zeichen von Natur im Besitz eines gefährlichen Einflusses, der sich vermehrt, so wie sie selbst sich vermehren, und immer willkürlicher werden. Allmählich gewinnen sie die Oberhand; Worte gelten für Begriffe, es entsteht eine Fertigkeit zu denken ohne zu verstehen, und eben so zu wünschen und zu wollen; eine Fertigkeit der willkürlichsten Verknüpfungen im ganzen Gebiete des Denkens und Begehrens.

Eine Regierungskunst der Zeichen und Worte, würde die größte und wichtigste der Künste seyn; denn alle Empfindungen, Urtheile, Meinungen und Leidenschaften der Menschen, ihr Haß und ihre Liebe hängen nothwendig an diesen Fäden, werden damit zusammen, auseinander, dann wieder anders zusammen gezogen auf eine unendlich mannigfaltige Weise. Wem ist es unbekannt, daß Menschen an Zeichen, an äußerlichen Gebräuchen, an einem Worte, wie an ihrem Leben hängen?

Jedes Zeichen aber bezieht sich nothwendig doch auf etwas bezeichnetes; jeder Gebrauch muß einen von ihm selbst verschiedenen Ursprung haben; jedes Wort irgend einen Sinn. Ein ganz leeres Wort ist ein Unding; nicht einmal ein ganz leerer Schall ist möglich. Offenbar also entspringt die Gewalt der Worte und Zeichen jedes-

mal, näher oder entfernter, aus einem Begriffe; ihre Kraft ist die Kraft des Begriffes. Der Begriff selbst hingegen kann seine Kraft unmittelbar nicht äußern; er muß sie einem Zeichen oder Worte anvertrauen. Ueberhaupt ist in dieser sinnlichen Welt keine Wirksamkeit der Geister ohne Körper möglich; jede Seele bedarf eines Leibes; und jeder Leib hat nothwendig eine gewisse Einrichtung und Gestalt, steht nothwendig mit andern Körpern in einem mannigfaltigen Zusammenhange.

Die Energie der Begriffe, haben wir bemerkt, ist die Energie der Seele selbst. Unser persönliches Bewußtseyn ist ein lebendiges Echo, unser Ich ein Wesen das sich selbst erzeugt und im Daseyn erhält durch Verknüpfung von Empfindungen und Vorstellungen. Diesen Faden zerschneiden, heißt unser Leben selbst zerschneiden. Wie also der individuelle Zusammenhang unserer Vorstellungen auch beschaffen seyn mag, so ist der ganze Nachdruck des menschlichen Instinkts für die Erhaltung und Erweiterung dieses Zusammenhanges: er macht unser gegenwärtiges Leben aus.

Minder oder mehr zufällig ist die Verknüpfung der Vorstellungen, Urtheile und Begriffe in allen Menschen, weswegen auch nie ein Mensch durchaus einerley Meinung mit einem andern Menschen werden kann. Die stärkste dieser Verknüpfungen ist diejenige, welche aus früher und langer Angewöhnung entstanden ist. Eine auf diese Weise eingepflanzte Denkungsart kann die unreinste von der Welt seyn, und darum nicht im geringsten weniger Nachdrucke und Festigkeit beweisen. Wahr oder falsch, der Nachdruck ist derselbe, wenn die Men-

nung nur lebendig ist; denn in unserer Meinung, sey welche sie wolle, erkennen wir uns allein, sie allein macht uns unser Daseyn wahr und wirklich.

Da wir nun keine grössere Gewisheit haben als die Gewisheit unseres Daseyns, unserer Identität und Personalität, so wägen wir mit dieser Grundwahrheit alle andre Erkenntnis. Was uns wahr macht daß wir sind, davon sagen wir daß es ist, empfinden es als offenbar gewis; was uns unwahr machen würde daß wir sind, das läugnen wir, das empfinden wir als ungereimt.

Wohl hat dieser Gedanke etwas sehr niederschlagendes: daß durch eine bloß angewöhnte, zufällige, fast durchaus schon Gedankenlos gewordene Verknüpfung von Vorstellungen, Urtheilen und Empfindungen, das Wahrheitsgefühl des Menschen gleichsam von seiner Stelle gerückt, sich selbst untreu werden und falsches Zeugnis geben kann; der Gedanke, daß wir nie die Wahrheit selbst, sondern immer nur unser Leben lieb haben; nie recht erfahren können, was nur Wahrheit ist. — Sie ist verborgen in unserm Leben; Geheimes in noch Geheimerem. Doch schimmert hier ein Licht der Hoffnung. Es ist ein Gedanke hoher Ahnung, daß nur Entwicklung des Lebens, Entwicklung der Wahrheit ist; beyde, Wahrheit und Leben, Eins und Dasselbe.

Jener gewissen Erfahrung indessen: daß Begriffe, Urtheile, Meinungen und Leidenschaften zu denen wir, wie zu unserer Muttersprache, die unseren Verstand uns allmählig einflößte, gekommen sind, durch bloße Autorität und Angewöhnung auf unseren Beifall mächtiger als die

bündigsten Schlüsse, als die auffallendsten Beweise wirken, steht eine andre gleich gewisse Erfahrung zur Seite; die Erfahrung, daß eben diese Meinungen dennoch der Vernunft nicht unüberwindlich sind.

Stärker und kräftiger ist der implicite Glaube, der sich seiner Gründe nicht bewußt ist, immer, als der explicite, der kein Glaube im eigentlichen Verstande ist, und auch keine Stärke, die ihm für diese oder jene besondre Sache eigen wäre, gar keine Kraft für sich selbst im Grunde hat. Der implicite Glaube aber, wenn er nur auf zufälligen und willkührlichen Verknüpfungen beruht, verschwindet, sobald er sich selbst zu verstehen anfängt; die Zergliederung vernichtet ihn. Derjenige implicite Glaube hingegen, dem keine bloß zufällige und willkührliche, sondern eine der Natur der Dinge gemäße Verknüpfung zum Grunde liegt, kann die Zergliederung aushalten, und nach derselben seine eigenthümliche Kraft und Stärke wieder annehmen.

Ein vollkommener Irrthum, eine durchaus sinnlose Gewohnheit, eine ganz und gar ungereimte Meinung oder Maxime sind unmögliche Dinge. Jeder Glaube, wie unsinnig, wie verkehrt er in der Folge auch erscheinen mag, ist bey seinem Ursprunge ein wahrer Glaube, eine richtige Erkenntnis, das ist, ein nothwendiges Resultat der Verhältnisse gewesen, worinn jene Menschen, bey denen er entstand, sich gegen Gott, Welt und Mitmenschen befanden. Aber rückwärts die Spur wieder aufzufinden bis dahin, wo eine jetzt ungereimte Meinung, Gewohnheit oder Maxime wahr und vernünftig gewesen, möchte in den mehrsten Fällen bennah eben so unmöglich

sehn, als aus irgend einer Sprache die wir reden ihren ersten Anfang, und die Gründe ihrer Eigenheiten zu entwickeln, dennoch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß jede künstliche, minder oder mehr willkürliche Bezeichnung durch Worte, Schriftzüge und Gebärden, aus einer natürlichen und unwillkürlichen hat entspringen müssen. Man mußte sich unmittelbar und von selbst verstehen, sich gegenseitig schon verstanden haben, ehe man sich untereinander auf irgend eine andre Weise zu verstehen — lernen, lehren, übereinkommen konnte. Auch wird diese Zunge Gottes unter allen Sprachverwirrungen sich erhalten, und in jeder Mundart sich als das beweisen, was das Wort zum Worte, zur mächtigsten der Energien macht.

Wie mit dem Worte, so mit der Wahrheit. Sie ist der Odem Gottes, Gottes ausgesandter Geist. Ganz und rein kann der Mensch die Wahrheit nicht empfangen; er sieht sie nur im Bilde, in einem Bilde das ihm gleich ist. Wie die Gottheit selbst, ist die Wahrheit überall nirgend; Alles, und Nichts von allem. Laßt uns keine ihrer Erscheinungen verachten! Aber auch keine so verehren, als wär sie in eigener Gestalt die Wahrheit, die hier ganz und Ein für allemal erschienen wäre. Das kann sie nicht, und aller Bilderdienst womit man sie zu ehren meynt, ist ihr ein Gräuel.

Stehe da, liebe Ernestine, die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths. Eine Form und Gestalt müssen alle Dinge haben, und einem Dinge alle Gestalt nehmen, hieße so viel als es vernichten. Doch ist es nicht die Gestalt was die Sache hervorbringt, sondern es ist allemal die Sache, die irgend eine Gestalt nur

annimmt. Freilich irgend Eine auch nothwendig annehmen muß, und zwar eine ihr angemessene, eine, worin sie sich darstellen kann: dadurch wird die Gestalt, Gestalt der Sache, überhaupt Gestalt. Alle die verschiedenen Sprachen, welche Menschen geredet haben und reden, Indische, Griechische, Lateinische, Gallische, Deutsche, sind so viele zufällige Formen und Gestalten einer und derselben Menschensprache. Jede dieser besondern Sprachen kann untergehen; Menschensprache wird nie untergehen.

Diese oder jene einzelne, besondre, laß mich sagen positive und formelle Menschensprache, kann geschickter als die andre seyn, den Geist des Menschen außer ihm darzustellen, ihm als Werkzeug zu dienen, ihn zu vertreten; aber keine kann zu der Vollkommenheit gelangen, daß sie — nun in und durch sich selbst lebendig, an und für sich selbst verständlich — das todte und tödtende des Buchstabens nicht mehr an sich hätte. Dieser ist und bleibt, wie alles Körperliche, in sich finster und leblos. Schrift und Sprache, getrennt vom Leben der Menschen, sind nicht Schrift, nicht Sprache mehr, sind nur formlose Züge, sinnlose Laute.

Und wenn es sich nun mit dem Worte, dieser unmittelbarsten, nothwendigsten, geistigsten und innigsten der Formen und Einsetzungen so verhält; wie nicht ebenso mit allen andern? wie nicht auch mit den Formen und Einsetzungen positiver Religionen und Gesetzgebungen?

Alle Formen haben Nothwendigkeit des Princips und Zufälligkeit der Ausbildung miteinander gemein, und ke

unterscheiden sich in ihren Zufälligkeiten von einander, wie sich die verschiedenen Sprachen und Mundarten voneinander unterscheiden. Stelle dir vor, du wüßtest von keiner andern als deiner Muttersprache, und nun brächte dir jemand eine ganz wörtliche Uebersetzung, z. B. der Canzone: In quella parte, des Petrarca. Du würdest nicht wissen, was man dir zu lesen gäbe, nicht begreifen können, daß dies eine menschliche Sprache sey. Hie und da wittertest du einigen Sinn: Aber so, würdest du sagen, kann nur ein Tollhäusler sich ausdrücken! — Wie anders, wenn du die Sprache verstehen lernst, mit ihrem Geiste vertraut wirst!

Es ist mir noch ganz gegenwärtig, wie ich mich als Knabe über die Franzosen, die ich sah, ärgerte, daß sie kein Deutsch verstehen wollten. Daß sie es nicht aussprechen könnten ließ ich gelten. Aber nicht verstehen? Mußten sie nicht, wenn sie pain sagen wollten, zuvor denken: Brod? Hernach, als Jüngling, spottete ich des albernen Kindes, und hätte nicht spotten sollen; denn mein Unverstand war mit den Jahren nur anders, weitläufiger und grösser geworden. Jede Vorstellungsart, die mir, wie meine Muttersprache, geläufig worden war, hielt ich für die Wahrheit, die alle Menschen fühlen, sehen, greifen müßten; jede fremde mir ganz ungewohnte Vorstellungsart, für den offenbarsten Unsinn. Ich war genau in dem Falle, den ich bey dir mit dem italiänischen Canzone angenommen habe. Was geradezu wider meinen Syntax anstieß, kam aus dem Tollhaus. Endlich, langsam und allmählig lernte ich ein wenig übersetzen: Eine Meynung, Denkungsart, Gewohnheit in die Andre; immer weniger konnte das

Wörtliche mich irre machen, hier mich abschrecken, dort mich verführen; immer leichter wurde mir es Sinn zu wittern, und aus den verschiedensten Redensarten den Verstand, den sie gemein hatten, heraus zu winden. So lerne ich noch immer, werde zu lernen haben bis an mein Lebensende; denn niemand, wie ernst es ihm auch darum sey, kann sich von den Folgen jenes Schlangentrugs im Paradiese ganz befreien; es sitzt die Doppelzüngige noch immer auf dem Baume der Erkenntnis, und täuscht, minder oder mehr, mit förmlicher Wahrheit und wirklichem Irrthum alle Söhne Adams.

Liebe Ernestine, ich muß noch einmal sagen: Siehe da die Quelle meiner Duldung, meiner Ruhe, meines Muths! Höre mich, versuche es: Von jenen fürchterlichen Gestalten, vor denen du erschrocken zurück bebst; ergreife kühn die nächste, halte sie fest, noch fester, laß sie nicht entfliehn: es ist Proteus, der Wahrsager! Dränge ihn, er wird dir erscheinen, die in ihm verborgene Weisheit dir enthüllen.

Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keine dieser Um- und Ein-Bildungen für das wesentliche Wahre, und das wesentliche Gute selbst zu halten; weder zu glauben, daß sie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden sind, noch zu hoffen, daß sie je auf dieser Welt leibhaftig da seyn werden; je aufhören werden Geist zu seyn, um lauter Fleisch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchstabe zu werden: Diese Weisheit und diesen Verstand — O, daß wir ein-

mal alle davon erfüllt seyn möchten! Aufmerksam auf den Geist jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung, die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich, die Zeiten regiert.

Unwiderstehlich sie regiert! . . . Ich muß abbrechen, liebe Ernestine, ganz abbrechen, ein Ende machen, denn ein zu weites Feld der Betrachtung eröffnet sich hier. Aengstlich habe ich schon jeden vorhergegangenen Absatz geschrieben, weil ich immer verkürzen, zusammen ziehen, nur weiter streben mußte, nicht sah wie ich durchkommen würde. Mehrmals habe ich die Feder geworfen, und ich weiß nicht durch welche Gewalt gezwungen, sie doch immer wieder ergriffen.

Diese Winke noch.

Kein Buch besteht aus lauter Varianten, und kein Buch kann weniger bloß aus Varianten, bloß aus Lesarten bestehen, als das Buch der Natur.

Aus unmittelbaren Eingebungen der Natur geht alles Dichten und Trachten der Menschen hervor. Sie gab ihnen lebendige Hände, und sie erfinden Maschinen, Werkzeuge, gleichsam todte Hände, die nun mehr als die lebendigen vermögen. Sie gab ihnen Triebe, und sie ersinnen Geseze, die sich über die Triebe erheben, und Angewöhnungen, Fertigkeiten, künstliche Leidenschaften und Vorurtheile an die Stelle setzen. Entziehe der todten Hand die lebendige, und sie hört auf zu wirken.

Entziehe dem Geseze, der Angewöhnung, dem Vorurtheile das Leben, das sie von dem Triebe, der sich so gestaltet hatte, nahmen, und sie werden Schatten und verschwinden. Die lebendige Hand entzieht sich der todten, die sie nicht mehr braucht; der Trieb dem Geseze, das seiner veränderten Richtung nicht mehr gemäß ist. Selten plötzlich und auf einmal; denn die Macht der Gewohnheit ist wie die Macht der Triebe, sie ist ihre todte Hand, und ist stark wie der Tod. Aber keine übergebliebene ganz leere Gewohnheit kann sich gegen aufkeimende neue Sitte lange erhalten; keine todte Anstalt gegen lebendige Angriffe bestehen.

Blicke umher, was siehst du? Lanter Gestalten, aus denen der Bildungstrieb, der sie hervorbrachte, entwichen ist. Sie bewegen sich noch, aber sie athmen nicht mehr. Anderswo ist die Seele, die ehemals sie belebte, und wirkt neue Gestalten. Werden jene hohlen Masken der Entflohenen nachjagen, sie einholen, sie wieder erobern können? Sie vermissen sie ja nicht einmal!

Mir fällt diesen Augenblick ein, daß du der prachtvollen Krönung Kaisers Leopolds zu Frankfurt beigewohnt hast. Ich habe keine Krönung gesehen, aber in derselben Stadt eine andre berühmte Feierlichkeit: die Einholung des Geleits zur Messe. Zu den Zeiten des Fasnachts hatten mehrere Städte und Fürsten sich vereinigt, für die Sicherheit der Kaufleute, die nach Frankfurt auf die Messe ziehen wollten, zu sorgen? Mit dieser Anstalt waren mancherley Gebräuche verknüpft, die man noch immer fortsetzt, ob man gleich von einem Theil derselben nicht einmal mehr weiß, was sie ehemals bedeu-

tet haben. Vormittags wird Gericht gehalten, und dies Gericht heißt das Pfeifergericht, weil sich die Abgeordneten mehrerer Geleitgeber während Gericht gehalten wird am Rathssaale melden, und mit klingendem Spiele herein ziehen. Jetzt halten die Pfeifer inne, damit Antrag und Antwort vernommen werde. Wenn die eine Gesandtschaft wieder mit klingendem Spiele abgezogen ist, wird das Gericht fortgesetzt, bis die Zweite erscheint; und so fort bis alle da gewesen sind. Nachmittags wird das mit Prunk ankommende Geleit an der Gränze stattlich in Empfang genommen; die ganze Stadt ist vor den Thoren: damit endigt dieses Schauspiel. Das einzige Keelle bey der Sache ist ein Zoll, den die Geleitgeber während der Messe auf den Landstrassen erheben. Die bewaffnete Mannschaft, die sie senden, dient dazu, die Erhebung dieses Gefälls zu sichern.

Ich habe nur ein Gleichniß geben wollen, liebe Ernestine. Die Frankfurter können ohne Bedenken das Spiel am Geleitstage alle Jahre einmal wiederholen. Wenn aber ihre ganze Verfassung nur ein solches Spiel wäre, das in einem fortgespielt, und durch das Fortspielen immer sinnloser würde — Wie dann? Würde eine dumpfe Erinnerung an Bedürfnisse und Zwecke, die nicht mehr sind, die Oberhand behaupten können, über gegenwärtige Bedürfnisse und Zwecke, die sich unaufhörlich regen, weil sie wirklich leben, und, da ihr Leben beständig zunimmt, wohl vordringen müssen? Unmöglich!

Was unmöglich Nicht geschehen kann, darüber sollten wir uns, wenn es geschieht, nicht wundern; das sollten wir noch weniger, jetzt erst, da es schon geschehen,

die eigentliche Begebenheit schon da ist, noch am Geschehen hindern wollen. „Wenn ein großes Rad eine Anhöhe hinunter läuft, sagt Lear's Narr, so halte es nicht auf, oder es bricht dir den Hals, wenn du dich dran hängst; das Große aber, was bergan läuft, laß dich hinter drein ziehen.“ Er sagt auch: „Alle, die ihren Nasen folgen, werden von ihren Augen geleitet, die Blinden ausgenommen.“

Unter dem Bergan laufenden großen Rade verstehe ich die mit dem Laufe der Zeiten sich bildende, eine Epoche der Menschheit bezeichnende Meinung, welcher die Natur den Nachdruck giebt, und die sie durchsetzt. Unter dem herabrollenden Rade die Meinung, die schon nicht mehr ist, nicht mehr seyn kann, weil die Wahrheit, die in ihr war, von ihr gewichen ist, und lauter Lüge sie erhalten müßte.

Wenn Altes untergeht und Neues aufkommt, so entsteht eine andre Mischung von Wahrheit und Irrthum, von Gutem und Bösem. Die beste Mischung — wer kann sie bestimmen? Es wäre ungereimt es nur zu wollen. — Leider, eine sehr blutig gewordene Schwärmeren unseres Zeitalters! — Zuverlässig aber ist dies Eine: daß der Mensch überhaupt nur in dem, was er für wahr hält, leben, und mit dem, was ihm gerecht scheint, sich vereinigen, Friede damit halten kann. Der Tod widersteht ihm weniger als das auffallende Ungereimte. Jenes droht ihm nur, wie etwas auffer ihm, äußerliche Zerstörung; Jenes will ihn in ihm selbst, im Innersten des Lebens tödten.

Dies mag jeder, der auf die Meinungen seiner Zeit-

genossen Einfluß haben will, wohl zu Herzen nehmen. Er lerne zuerst diese Meinungen ganz verstehen, welches sehr schwer ist. Hernach fasse er den Muth, der Meinung, womit er sich befassen will, wie gefährlich sie ihm auch scheinen möge, in allem, was sie begründetes hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir müssen denen, woben wir uns, um sie zurecht zu weisen, Gehör verschaffen wollen, vor allen Dingen erst beweisen, daß wir uns ganz in sie hinein zu denken und zu fühlen wissen. Können wir dieses nicht, oder vernachlässigen wir es, so erregen wir nur Unwillen, erbittern, machen übel ärger. Sie hören uns aber gewiß und gewähren uns bald ihre ganze Aufmerksamkeit, wenn wir ihnen darthun, daß wir sie in ihren Meinungen und Anliegen, nicht allein vollkommen verstehen, sondern noch mehr als sie selbst dafür zu sagen wissen. Sie werden alsdenn geneigt, sich mit uns noch weiter eines Besseren zu besinnen; und das ist genug, ja alles Mögliche. Eine einmal erworbene klare Einsicht aufzugeben, darf und soll man keinem Menschen zumuthen; wohl aber daß er sich die Mühe nehme, seine Einsichten noch mehr zu erweitern, seine Begriffe vollständiger und überall zusammenhängend zu machen.

Ich weiß nicht, liebe Ernestine, ob ich den Lohn meiner Mühe erndten, und dich und Ehrenburgen zufriedener mit mir geschrieben haben werde. Ich will Euch gern noch einmal Rede stehen, wenn ihr es verlangt. Ueber den Hauptgegenstand Eurer Besorgnisse behalte ich noch vieles auf dem Herzen. Einige abgebrochene Gedanken mögen hier den Beschluß machen.

Kein Mensch hat Gott je gesehen; weder Ihn selbst, noch Seine Handlungen. Unsere Bekanntschaft mit Ihm nennen wir Religion. Sie kann durch nichts äußerliches mit Wahrheit dargestellt werden. Dennoch kann sie gelehrt werden: der besseren Seele, durch die Bessere; nicht der Thierischen; nicht wie die mechanischen Künste dem, der auch ohne allen Geist der Erfindung ist, und nur Erwerb zur Absicht hat; sondern, wie die freye Kunst, dem allein, der Genie hat — dem Geisterseher.

Lehre den Unbegeisterten in Raphaels Gemälden, in Phidias Bildern die Bedeutung dieser Kunstwerke, ihre eigentliche Schönheit, ihren Urheber, seine Seele, den Geist des Schöpfers, seine Macht und seine Liebe entdecken und ergreifen. Lehre ihn wie edle Seelen sich finden, sich unbedingt vertrauen Wer das Genie der Liebe und der Tugend hat, der glaubt nothwendig an Gott, an Vorsehung, an Unsterblichkeit. Der Saame dieser Begeisterung ist in allen Herzen. Wo er unter Menschen nicht mehr aufgieng, ganz erstürbe, würde alles wüst werden, lauter Tod seyn. Das kann nie geschehen. Lebe wohl.

Die Fortsetzung folgt.

II

Ugolino und Ruggieri.

Fortsetzung von Dante's Hölle.

Mit Recht hat man oft bemerkt, daß der Eindruck einer poetisch dargestellten Handlung von ihrer historischen Wahrheit ganz unabhängig ist: nur was in die Geschichte hineingelegt, nicht was ihr abgeborgt ist, kann für künstlerisches Verdienst gelten. Die Art des Unterrichts, die man von einem Gedichte nicht verlangt, will man auch zu seinem Genuße nicht bedürfen. Macht also die erzählte oder dramatisirte Begebenheit ein Ganzes, ein für sich bestehendes Werk aus, so muß sie dem Wesentlichen nach aus sich selbst erklärbar seyn, und es wäre innre Unvollständigkeit, wenn sie erst vermittelt einer historischen Einleitung Theilnahme erregen könnte. Wird sie hingegen nur episodisch erwähnt, wie hier das tragische Ende Ugolino's, so ist der Dichter berechtigt, zu übergehen, was er als allgemein bekannt bey seinen Zeit- und Landgenossen voraussetzen kann; eben durch dieses Mittel erreicht er die nachdrücklichste Kürze, indem auch das wirkt, was er nicht sagt. Er verdient keinen Tadel, wenn hieraus in der Folge der Zeiten Dunkelheit und scheinbare Lücken entstehen: denn wiewohl er seine Werke für die Unsterblichkeit und für sein ganzes Geschlecht bestimmt, so wendet er sich doch unmittelbar an einen enger um ihn her gezogenen Kreis von Lesern. Warum sollte er sich nicht in Allem, was zufällig ist, nach diesem be-

quem? Warum nicht Gegenstände, die ihnen im wirklichen Leben nahe liegen, für die Darstellung herbeziehen? Warum ein Lokal- und Nationalinteresse verwerfen, wenn es ein allgemein menschliches in sich schließt? Er darf von zukünftigen oder entfernten Lesern fordern, daß sie sich, so viel möglich, in jenes zu versetzen, und sich die Kenntnisse und Ideen des ihm bekannten Publikums geläufig zu machen suchen, grade wie der Maler dem Betrachter seines Werks einen gewissen Stand vorschreibt. Einem Gemälde, welches nicht auf einen einzigen genau bestimmten Gesichtspunkt berechnet wurde, muß es für alle möglichen Lagen des Auges an Täuschung fehlen; und ein Gedicht, welches seinem Zeitalter und Vaterlande nicht gleichsam zugeeignet ist, wird allen Jahrhunderten und Nationen fremd bleiben.

Dante's Muse ist weit entfernt, der Geschichte dienstbar nachzuschleichen: sie macht es sich gern zum Geschäft, zu offenbaren, was jene verschweigt; und dann und wann wirft sie durch ihre abgerissnen Sprüche auf die dunkelsten Stellen derselben ein furchtbares Licht. Ugolino's Erzählung hebt da erst an, wo die Geschichte endigt: den Umfang seiner Leiden in dem Kerker, aus welchem er nie wieder unter die Lebenden kam, hat noch kein Geschichtschreiber ermessen. Auch wird sie nie aufhören allgemein verständlich zu seyn, so lange es Menschenherzen giebt. Allein um jenen Eindruck wieder herzustellen, den Dante's Anmahnung zur Theilnahme, wie die eines öffentlichen Sprechers der Gerechtigkeit und Wahrheit, früher als ein Menschenalter * nach der, selbst in einer

* Ugolino's Tod fällt in das Jahr 1289, also nur elf Jahre

Periode wüster Greuel unerhörten, Begebenheit auf seine Zeitgenossen machen mußte, ist es nöthig, diese historisch im Zusammenhange der Zeiten zu betrachten, und den unglücklichen Mann, den sie betraf, seine politischen Verhältnisse, seine Thaten, seinen Charakter näher zu kennen.

Schwierig allerdings, aber nicht unmöglich ist es, zwischen den Widersprüchen der Zeugnisse über den letzten einen sichern Bez. auszufinden, wenn man nur auf die leidenschaftlichen Einflüsse achtet, wodurch sie erzeugt wurden, und die Thatfachen von den darein verwebten Auslegungen scheidet. Jene bestehen, wie mannichfaltig auch diese abweichen mögen. Die Florentinischen und Genuesischen Geschichtschreiber verrathen hier unstreitig Parthenlichkeit gegen Pisa, die Nebenbuhlerin oder Feindin ihrer Vaterstädte: Doch umsonst wenden die Pisanschen alles an, um zu zeigen, die am Ugolino und seiner Familie verübte Grausamkeit, beispiellos wie sie war, sey nur gerechte Vergeltung gewesen. Einer von ihnen übergeht die wichtige Aussage Dante's mit Stillschweigen, wiewohl er an andern Stellen seine historische Glaubwürdigkeit anerkennt. * Mit der Heftigkeit eines Sachwalters, nicht mit der ruhigen Stimmung des Forschers bestreitet sie ein Andern. ** Ugolino war wohl eben so

vor die Epoche der göttlichen Komödie. Freylich erschien sie viel später.

* Paolo Tronci Memorie istoriche della città di Pisa, in den Jahren 1283 — 1289, verglichen mit dem Jahre 1300.

** Flaminio del Borgo dissertazioni sopra l'istoria Pisana. Diese Untersuchung, in welche der scharfsinnige Geschichtsforscher

wenig ein unmenschlicher Tyrann als ein tadelloser Märtyrer seiner Vaterlandsliebe. Herrschbegierde und Härte

einen großen Theil von Dante's Leben hineingezogen hat, nimmt den ganzen ersten Band ein. Um zu zeigen, daß er bey seinem Reichthum an nützlichen Aufklärungen dennoch in der Hauptsache Unrecht hat, würde fast ein eben so weitläuftiges Werk nöthig seyn. Ich kann hier nur einige der wichtigsten Gründe, wodurch er Dante's historisches Ansehen herabzumwürdigen sucht, mit einem kurzen Winke begleiten. 1. Der menschenfeindliche Charakter des Dichters und sein Hang zur Satyre. Hat dieser ihn je zu verläumderischen Erdichtungen verleitet? Er sagt viele bittere Wahrheiten, aber Wahrheiten. Haß der Bosheit ist Menschenliebe. 2. Seine Privatfeindschaft gegen die Pisaner, welche daraus entsprungen seyn soll, daß Dante nach seiner Verbannung sich vergeblich bemüht, sie für die Parthey der Weißen zu gewinnen. Dieß ist nach des Verfassers Eingeständniß bloß Pisanische Sage. 3. Die Länge des zwischen jener Begebenheit und ihrer poetischen Aufzeichnung verfloßnen Zeitraumes, indem die göttliche Komödie im Jahr 1318 noch nicht vollendet gewesen seyn soll. Ein unbedeutender Umstand. Dante erfuhr die denkwürdige Geschichte gewiß nicht erst damahls, als er sie besang: sie fällt in sein vier und zwanzigstes Lebensjahr; und wie hätten so tiefe und einzige Eindrücke je wieder in ihm verlöschen können? Auch mußte er immer noch die Widerlegung der Zeitgenossen von gleichem Alter mit ihm scheuen, wenn er die Wahrheit verletzte. In den Ritratti d'uomini illustri di Toscana, T. III. im Leben Ugolino's,

entstellen nur zu oft die Anlage des Gemüths zu großen Thaten, können aber ihren Werth nicht aufheben; und in Zeiten wilder, rastloser Verwirrung ist die Sittlichkeit eines öffentlichen Lebens fast immer zwendeutig. *

Graf Ugolino stammte aus dem alten und mächtigen Geschlecht della Gherardesca, welches gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der Republik Pisa ihren ersten Podesta gegeben hatte. ** Die Erwartungen von ihm, wozu dieß seine Mitbürger, die Ansprüche, wozu es ihn berechtigte, wurden zum ersten Male in einem Kriege gegen Genua (1256.) befriedigt. Der Ausgang war glücklich: Cagliari, zuvor ein Pisanisches Lehen, wie die drey übrigen Distrikte Sardiniens, wurde wieder erobert; und da der Staat die dabey geleisteten

wird gegen den Ritter del Borgo unsres Dichters Zeugniß als das merkwürdigste und ächteste in dieser Sache behauptet.

* Ein Bildniß aus Cimabur's Zeitalter kann schwerlich eine schmeichelhafte Aehnlichkeit darbieten: Doch nehmen Ugolino's Gesichtszüge nach dem Kupferstiche in den Rit. d'uom. ill. di Tosc. nicht gegen ihn ein. Sie verrathen nichts unedles noch gemeines: nur wird ihr männlicher Ausdruck von Stolz und düsterm Ernste wie überwölkt.

** Tronci Memoire istor. di Pisa, unter dem Jahre 1190. Auf diesen Annalisten verweise ich auch im Folgenden, so oft von der einheimischen Geschichte Pisa's die Rede ist. Wo sie in die Florentinische und Genuesische eingreift, habe ich hauptsächlich Giovanni Villani und Uberto Folietta gebraucht.

Dienste mit dem Gegenstande des Streites belohnte, empfingen die Brüder Gherardo und Ugolino ein Drittheil jenes Landstriches. Es beweist einen schnellen Gang des Glückes oder der Thätigkeit, daß der letzte schon neun Jahre nachher, als zu mächtiger Bürger eines Freistaats, und als Parthenhaupt der Guelfen vom Volke verbannt wurde. Gibellinismus war von Alters her einheimisch zu Pisa; Demokratie war erst um die Mitte des Jahrhunderts aufgekommen: und, was zu verwundern ist, die neue Verfassung hatte den Eifer für eine Parthen, die sich eigentlich mit ihrem Geiste nicht vertrug, durchaus nicht geschwächt. Die übrigen um diese Zeit Guelfischen Städte Toscana's, hauptsächlich Florenz, nahmen die Verwiesenen, den Grafen mit seinem Anhange, auf, und unterstützten sie zur Fehde gegen ihre Vaterstadt, einer damals gewöhnlichen That. Nach dem unbedeutenden Erfolge des ersten Feldzuges entschied der zweite: die Pisaner, sicher, wie sie glaubten, hinter einer Verschanzungslinie, die sich weit an ihren Gränzen hinzog, flohen vor dem eindringenden Feinde, und nur unter der Bedingung, Ugolino und seine Parthen wieder in ihre Rechte und Güter einzusetzen, wurde ihnen der Friede gewährt. Wenige Jahre nachher brach ein neuer Krieg zwischen Pisa und Genua aus: wenn anders das Verhältniß dieser beiden See- und Handelsmächte je einen ächten Frieden zuließ. Durch den Besitz Sardinien's und der umherliegenden Inseln, durch Handelsverträge mit Afrikanischen und Asiatischen Fürsten blühte Pisa; durch beides stand es den Genuesern im Wege. Die Nachbarschaft an derselben Küste, gleichsam der beständige Anblick des feindlichen Wohlstandes, setzte den Stoff zum Neide und zur Eifersucht, der so reichlich vorhanden war, in noch häu-

figere Gährung. Doch nicht bloß im Ligurischen Meerbusen, überall im mittelländischen, bis in das schwarze Meer stellten ihre flüchtigen Galeren einander nach. So konnte sich ein unerheblicher Zwist bald zum ernstlichen Kriege, dann zum letzten entscheidenden Kampfe entzünden, wozu der lange genährte Nationalhaß ungewöhnliche Kräfte aufbot oder verlieh. Pisa, mit sich selbst einig, so oft es gegen Genua und für seinen Handel stritt, rüstete hundert Galeren, und übergab sie der Führung Ugolino's, dem noch ein Admiral, und der Podesta Morosini, ein Venezianer, ich finde nicht bestimmt angegeben, ob zu- oder untergeordnet wurden. Von einer Unternehmung auf den Hafen von Genua, welches damals durch die Abwesenheit seiner Flotte wehrlos war, mehr einer höhrenden Ausforderung als einem wirksamen Angriffe, kehrten die Pisaner noch trotziger zurück; und als sie zum zweiten Male ausfuhren, geschah es nicht wie zu einer Schlacht, sondern wie zu einem Triumph. Da eine warnende Vorbedeutung die Einsegnung der Flotte durch den Erzbischof Ruggieri unterbrach, trieben einige der rohen Seefahrer den Uebermuth bis zur Lästerung: möchte Gott ihnen zuwider seyn, wenn sie nur Wind und Wellen für sich hätten. Uberto Doria, aus einem Geschlechte von Seehelden, kam ihnen mit hundert und dreyßig Genuesischen Galeren entgegen. Das Loos des blutigen Tages fiel gegen Pisa, und die kleine Insel Meloria, zuvor ein unberühmter Nahme, wurde denkwürdig als der Fels, an welchem Pisa's Größe scheiterte. Der Verlust des Schiffes mit dem Hauptbanner erzeugte Verwirrung und Flucht; fünftausend Pisaner fielen durch das Schwert, oder versanken mit ihren Galeren; und die Sieger brachten acht und zwanzig genommene Schiffe

und neuntausend Gefangne mit sich zurück, so daß nachher ein Sprichwort entstand: um Pisa zu sehen, müsse man nach Genua reisen. Ugolino rettete sich mit dreß Galeren, und war der erste Ueberbringer der Unglücksbotschaft, die von den Seinigen mit unbeschreiblicher Bestürzung angehört wurde. Ruhmlicher und glücklicher für ihn wäre es zwar gewesen, die Pisanische Seemacht nicht zu überleben; allein der blinde sinnlose Ungestüm einer allgemeinen Flucht macht Feige und Tapfre einander gleich. Sein Leben konnte dem Staate noch dienen: das Opfer desselben hätte vermuthlich nichts gefruchtet. Wäre es nicht bloß Privatmeinung späterer Schriftsteller, * hätte ihn wirklich die öffentliche Stimme gleich damals beschuldigt, er habe durch seine voreilige Flucht die Niederlage verrätherisch verursacht, und die beste Blüthe seiner Mitbürger hingeopfert, um den Ueberrest desto sicherer zu unterjochen; so wären seine Verfolger nachher nicht genöthigt gewesen, sich auf weit geringere Verbrechen zu berufen. Aber das unvorsichtige Selbstvertrauen der Pisaner, die Uebermacht der Genueser, die Erfahrenheit ihres Anführers macht den Ausgang des Treffens ohne jene Behauptung sehr begreiflich; sie ist unwahrscheinlich, weil Ugolino, der schon in hohem Ansehen stand, durch ein für seine Ruhmbegierde so schmäähliches Mittel alles aufs Spiel gesetzt hätte; und der Eifer für die Ehrenrettung Pisa's, der sich bey ihrem Vortrage verräth, setzt sie fast zur willkührlichen Vermuthung herab. **

* S. Tronci Memor. unter dem Jahre 1284.

** Einem gleichzeitigen Chronisten von Lucca, Fra Tolomeo, zufolge hat der Graf die Verbündeten gegen Pisa,

Der Graf versammelte den grossen Rath, und beschwor die niedergeschlagenen Gemüther, sich männlich zu fassen: jetzt sey der Augenblick gekommen, Entschlossenheit darzutun; kein Zustand sey rettungslos, als der des unthätigen Verzagens. Das Vaterland warf sich ihm in die Arme: er wurde zum Podesta erwählt. * Unterdessen ruhten die Genueser nicht im Genuß des Sieges. Sie schlossen ein Bündniß mit Lucca und Florenz, woben es nichts geringeres galt, als den gänzlichen Untergang ihrer Erbfeindin. Diese beiden Städte fielen auch unverzüglich in das Pisanische Gebiet, und eroberten verschiedne Burgen. Die weitere Ausführung ihrer Anschläge blieb dem nächsten Feldzuge und förmlicheren Zurüstungen vorbehalten, hätte Ugolino sie nicht verhütet. Es ist leicht zu begreifen, wie ungern er gegen eine Guelfisch gesinnte Stadt, seine ehemalige Zuflucht, Krieg führen mußte. Auch drang er im Rathe nachdrücklich darauf, man solle sich um den Frieden mit Florenz bemühen; und wenn er hiebei den Zweck hatte, die Guelfische Parthey in Pisa zur herrschenden zu erheben, so mußte er ihn wenigstens in scheinbare Gründe zu kleiden, oder vielmehr, der Vortheil des Staates traf hier wirklich mit seinem eignen zusammen. Die Pisaner, stellte er vor, müssen mit ihren Nachbarn auf dem festen Lande Freundschaft halten, um die Herrschaft zur See, den Besiß der Inseln und fremden

die ihn zur Theilnahme an ihren Entwürfen einladen, abgewiesen. S. Ritr. d'nom. ill. di Tosc. im Leben Ugolino's. Ist dieß gegründet, so wird die obige Beschuldigung vollends ungläublich.

* Es scheint also daß der Podesta Morosini bey Meloria geblieben oder gefangen genommen war.

Niederlassungen, worauf ihre Größe beruhe, ungestört behaupten zu können. Die Gefahr sey dringend, wenn es nicht etwa gelänge, den Bund durch einen besondern Friedensschluß zu lösen; und Florenz, dessen Feindschaft, nur zufällig durch Parthegeist aufgereckt, nicht aus einem unabänderlichen Verhältnisse entspringe, werde am leichtesten auszusöhnen seyn. * Der Graf, dessen dortige Privatverbindungen hiebei sehr nützlich seyn konnten, wurde zur Führung des Geschäftes bevollmächtigt, und, vermittelt des Ueberganges seiner Vaterstadt zur Guelfischen Parthen, und der Abtretung jener schon eingebüßten Burgen, brachte er es zu Stande. In der That, Pisa befand sich so sehr im Nachtheile, daß der öffentliche Preis, wofür es den Frieden erkaufte, nur durch Schleichhandel auf diese Bedingungen herabgesetzt werden konnte. Es bedurfte des Goldes, welches, in Weinkrügen versteckt, Ugolino den Häuptern der Florentinischen Regierung zusandte, um durch sie das Volk zum treulosen Bruche eines vortheilhaften Bundes zu verleiten, worüber Genua und Lucca in eben so gerechte als bittere Vorwürfe ausbrachen. Daß der Erzbischoff nachher eine in der größten Bedrängniß ausgemittelte Hülfe dem Grafen als Hochverrath auslegte, geschah wohl nur aus Unvermögen, einen gültigeren Vorwand zu ersinnen. Jene Gränzörter haben mehreren Florentinischen Geschichtschreibern nicht einmahl der Erwähnung werth geschienen; ** und wären sie auch weit beträchtlicher gewesen, die See, das eigentliche Ge-

* Siehe Leonardo Bruni im dritten Buche seiner Florentinischen Geschichte.

** Man findet sie weder bey Villani, noch bey Arnin, noch bey Ammirato.

biet der Pisaner, konnte sie leicht für jede Einbuße auf dem festen Lande entschädigen. Noch weniger kann es ein Verbrechen scheinen, daß Ugolino den Staat, dem er vorstand, zu seiner Parthen herüberzog. Um dazu die Gelegenheit zu versäumen, hätte er die Sittenlehre und Denkart eines Zeitalters verläugnen müssen, dem Parthensucht für Patriotismus oder höher als Patriotismus galt. Ohne alle Erschütterungen konnte zwar dieser plötzliche Wechsel des Regierungssystemes nicht erfolgen: aber wenn Ugolino damals den Häuptern der Pisanischen Gebellinen erwiederte, was er ehemals von ihnen erlitten; wenn sein Machtspruch, nicht etwa ihr eigener Verdruss, sie aus ihrer Vaterstadt vertrieb, so können doch diese Verbannungen weder zahlreich noch von langer Dauer gewesen seyn: denn bey der Verschwörung gegen ihn, nur drey Jahre später, finden wir die mächtigsten Gibellinischen Familien offenbar innerhalb der Stadt.

Indessen wurde, was der Tag bey Meloria an Muth und Macht übrig gelassen hatte, anhaltend auf den Krieg mit Genua verwandt. Unterhandlungen waren gleich im folgenden Jahre versucht, aber abgebrochen worden. Selbst den gefangnen Pisanern konnte die Sehnsucht nach der Heimath keine Einwilligung in die harten Bedingungen abdringen, die Genua vorschrieb: sie entschlossen sich aus Liebe zum Vaterlande, es noch länger zu entbehren. Als zwey Jahre darauf die Genueser sich günstiger für den Frieden erklärten, hintertrieb ihn Ugolino, indem er Pisanische Freybeuter zu neuen Feindseligkeiten anstiftete. Man behauptet, er habe, weit entfernt sich über die Entvölkerung Pisa's und die Verwaisung so vieler Familien zu bekümmern, befürchtet, die Rückkehr seiner ge-

fangenen Mitbürger möchte seiner Macht gefährlich werden. Dieß würde zugleich beweisen, daß er sich ihres Misbrauchs bewußt war, und von der öffentlichen Stimme das übelste zu erwarten hatte, sobald die Herstellung auswärtiger Ruhe und häuslichen Wohlstandes sie laut werden ließ. Der Schein ist allerdings gegen ihn: und wir sind zu sehr entfernt, zu wenig unterrichtet, um die Güte der politischen Gründe, die ihn vielleicht rechtfertigen, genau zu wägen. So erschöpft war Pisa doch wohl nicht, daß die Hoffnung, sich durch mutbiges Ausdauern zu einem vortheilhafteren Frieden hinzukämpfen, verwegen gewesen wäre. Krieg war immer noch besser als Abhängigkeit oder gänzliches Zurücktreten in Allem, worin Pisa mit Genua wetteifern konnte; der Vertrag der lange nach Ugolino's Tode (1299.) einen hartnäckigen, auch für die Sieger ermüdenden, Krieg beschloß, scheint nur jenes Verhältniß besiegelt zu haben. Ein friedliches Gleichgewicht konnte nicht zwischen zwey Republiken bestehen, deren gegenseitige Feindschaft Staatsmaxime war, weil jede in der Erniedrigung der andern ihre Größe zu finden glaubte. Nichts ist überhaupt unversöhnlicher als kaufmännische Eifersucht. Ein Handelsstaat kann in einer entlegenen Zone empfindlicher verletzt werden, als innerhalb seiner Gränzen: selbst der Ocean ist ihm zu eng, so lange er noch die Schiffe des Nebenbublers trägt.

Nach Verlauf des ersten Jahres seiner Verwaltung wurde Ugolino noch auf zehn Jahre zum Podesta erwählt. Diese Würde ist unter den politischen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters eine der merkwürdigsten; * doch scheint

* Mit gedankenreicher Kürze bestimmt Gibbon das Wesen

ste mehr eine Geburt des erfinderischen Bedürfnisses gewesen zu seyn, als der vorsichtigen Staatskunde: gefährlicher für die Freyheit, als wirksam gegen innre Zwietracht und Anarchie, die unheilbaren und zuletzt tödtlichen Krankheiten der meisten damaligen Freystaaten Italiens. Schon der Name des Amtes deutet auf dictatorische Gewalt: aber nur auf Ein Jahr und nur einem Fremden, der seine Familienverbindungen daheim ließ, und wenig Versuchung hatte, parthenisch zu seyn, wurde das Recht anvertraut, zugleich als Heerführer und als Richter die öffentliche Sicherheit zu schützen, und ihre Störer zu bändigen oder zu bestrafen. Durch die Wahl eines mächtigen Mitbürgers, durch seine Bestätigung auf einen so langen Zeitraum hatten die Visaner selbst sich Fesseln angelegt: und wenn auch hiebey ihre wahren Wünsche durch den Guelfischen und Florentinischen Einfluß überstimmt wurden, so gelangte der Graf doch ohne Gewaltthat, dem Aeußern nach rechtmäßig, zu einer fast unumschränkten Gewalt. Er wußte sich unter den wühlenden Bewegungen oder dem offenbaren Gegenstoß der Factionen, unerschüttert darinn zu behaupten; und ein Nebenbuhler, der aus dem Schooße seiner Familie und seiner Parthey gegen ihn aufstand, sein Nefse Nino Visconti, * wagte umsonst ihn zu stürzen.

derselben. History of the decline etc. Chapt. 69. Vol. XII. p. 89. (Ed. of Basil.)

- * Er war Giudice von Gallura in Sardinien. Aus einer Stelle des Purgatorio, VIII, 53 erhellet, daß Dante ihn persönlich, und zwar genau gekannt. Giudice Nin gentil nennt er ihn.

-wunders Württemberg wieder seiner Macht geübt werden. Dies wurde jedoch verworfen, daß er sich über die Entscheidung hinweg setze, und aus der menschlichen Einsicht das Rechte zu erkennen wolle, sobald die Herstellung auswärtiger Ruhe und vollständigen Reichthums sie laut werden ließ. Der Eifer ist allerdings gegen ihn: und nur sind zu sehr entfernt, zu wenig unterrichtet, um die Güte der politischen Gründe, die ihn vielleicht rechtfertigen, genau zu mögen. Es erwähnt man sich doch wohl nicht, daß die Erfahrung, sich durch hartnäckiges Ausdauern zu einem nachtheilhafteren Frieden herbeizuführen, verworfen gewesen wäre. Krieg war immer noch besser als Abhängigkeit oder jämliches Jochfesseln in Allem, worin sich die Seele wehrt; der Vertrag der Länge nach Ugolino's Tode (1299) einen hartnäckigen, auch für die Sieger ermüdenden, Krieg beschloß, scheint nur jenes Verhältnis bezeugt zu haben. Ein friedliches Gleichgewicht konnte nicht zwischen zwei Republiken bestehen, deren gegenseitige Feindschaft Staatsmaxime war, weil jede in der Erniedrigung der andern ihre Größe zu finden glaubte. Nichts ist überhaupt unerbölicher als kaufmännische Eifersucht. Ein Handelsstaat kann in einer entlegenen Zone empfindlicher verletzt werden, als innerhalb seiner Grenzen: selbst der Ocean ist ihm zu eng, so lange er noch die Schiffe des Nebenbuhlers trägt.

Nach Verlauf des ersten Jahres seiner Verwaltung wurde Ugolino noch auf zehn Jahre zum Podesta erwählt. Diese Würde ist unter den politischen Eigenthümlichkeiten des Mittelalters eine der merkwürdigsten; * doch scheint

* Mit gedankenreicher Kürze bestimmt Gibbon



sie mehr eine Geburt des erfinderischen Bedürfnisses ge-
 wesen zu seyn, als der vorsichtigen Staatskunde: ge-
 fährlicher für die Freiheit, als wirksam gegen innre
 Zwietracht und Anarchie, die unheilbaren und zuletzt
 tödtlichen Krankheiten der meisten damaligen Freystaa-
 ten Italiens. Schon der Name des Amtes deutet auf
 dictatorische Gewalt: aber nur auf Ein Jahr und nur
 einem Fremden, der seine Familienverbindungen daheim
 ließ, und wenig Versuchung hatte, parthenisch zu seyn,
 wurde das Recht anvertraut, zugleich als Heerführer und
 als Richter die öffentliche Sicherheit zu schützen, und ihre
 Störer zu bändigen oder zu bestrafen. Durch die Wahl
 eines mächtigen Mitbürgers, durch seine Bestätigung auf
 einen so langen Zeitraum hatten die Pisaner selbst sich
 Fesseln angelegt: und wenn auch hieben ihre wahren
 Wünsche durch den Guelfischen und Florentinischen Ein-
 fluß überstimmt wurden, so gelangte der Graf doch ohne
 Gewaltthat, dem Aeußern nach rechtmäßig, zu einer fast
 unumschränkten Gewalt. Er wußte sich unter den wüh-
 lenden Bewegungen oder dem offenbaren Gegenstoß der
 Factionen, unerschüttert darinn zu behaupten; und ein
 Nebenbuhler, der aus dem Schooße seiner Familie und
 seiner Parthen gegen ihn aufstand, sein Nefse Nino
 Visconti, * wagte umsonst ihn zu stürzen.

derselben. History of the decline etc. Chapt. 69. Vol. XII.
 p. 89. (Ed. of Basil.)

* Er war Giudice von Gallura in Sardinien. Aus einer
 Stelle des Purgatorio, VIII, 53 erhellet, daß Dante ihn
 gefannt. Giudice Nin gentil

Ugolino genoß also in stolzer Sicherheit seines Glückes. Ihn schmückte, außer dem Glanze des Reichthums und der Herrschaft, sein Geschlecht, in Söhnen, Töchtern und Enteln um ihn her verbreitet; und Vermählungen mit den angesehensten Häusern vermehrten noch die blühende Fülle desselben. An dem prächtigen Hochzeitfeste einer Tochter unterhielt er sich mit Marco Lombardo, einem wegen seiner Weisheit berühmten Manne, * über die seltne und auserlesene Glückseligkeit, die sein Alter krönte. Er mahlte sie mit erhöhten Farben, wies ihn gleichsam auf ihren glänzenden Anblick hin, und fragte ihn endlich: was ihm davon dünke? „Herr, ihr seid so „beglückt,“ erwiderte Meister Marco, daß euch allein die Gnade Gottes fehlt. Bildlicher und schöner vielleicht, aber nicht mit mehr Wahrheit oder Nachdruck hätte ein Griechischer Weise gesagt: ehre die Nemesis! Im Taumel der Hoheit, der jene Warnung veranlaßt hatte, ging ihr tiefer Sinn verloren: der verblendete Ugolino sah die Wolken nicht, die dunkel über ihm aufzogen, und eilte selbst seinem Falle entgegen. Er hätte vielleicht durch Theilung seiner Herrschaft die Entwürfe eines unternehmenden Gegners entwaffnet, der nach ihm der mächtigste Guelfe war. Statt dessen war er mit dem Erzbischof Ruggieri Ubaldini, dem Haupte der Gibellinen, in einen Bund getreten, um Nino Visconti aus der Stadt zu verjagen, wodurch seine eigne Parthey geschwächt und zerrissen ward. Während er allzu sicher auf diese neue und trügerische Freundschaft baute, wandten grausame

* Man sehe über seinen Charakter Landini's Kommentar zum sechszehnten Gesange des Purgatorio, wo ihn Dante auftritt und mit Weisheit und Weltkenntniß reden läßt.

Thaten des Uebermuthes die Gemüther von ihm ab. Er soll den Grafen Anselmo von Capraja, dessen Popularität sein einziges Verbrechen war, heimlich haben umbringen lassen. Zornig über die Vorwürfe, welche ihm wegen seiner Verwaltung von zwey jungen Männern gemacht wurden; um so zorniger vielleicht, je gerechter sie waren, verwundete er den einen von ihnen, erschlug den andern: seine Wuth achtete es nicht, daß jener sein eigener Neffe, dieser ein Neffe des Erzbischofs war. Ruggieri stand lange stumm, als ihm die Leiche gebracht wurde; sagte zuletzt mit angenommener oder wirklicher Gleichgültigkeit: er könne sich nimmermehr überreden, daß dieß sein Neffe, und die Ermordung desselben Ugolino's That sey; und überließ sich öffentlich an eben dem Tage der lautesten Fröhlichkeit. Schwerlich hätte auch der geübteste Meister in der Verstellungskunst vermocht, im Augenblicke einer tödtlichen Beleidigung sich so gefaßt zu zeigen, wenn sie nicht etwa geheime feindselige Anschläge, wodurch er ihr längst zuvorkam, zur Reife bringen half. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der junge Ubaldini mit Vorwissen seines Oheims dem Beherrscher Pisa's Troß geboten hatte. Wie dem auch sey, der Erzbischof konnte nun um so leichter seinem eigennützigen Verrath edlere Triebfedern unterlegen, und die Gibellinischen Häuser, welche, wie er selbst, Freundschaft für den Grafen nur heuchelten, die Lanfranchi, Qualandi, Sigismondi, in eine Verschwörung gegen ihn ziehen. Wiederhohltes und vergebliches Andringen im Rath auf den Frieden mit Genua, dessen vorzüglichstes Hinderniß Ugolino schien, wurde zur Veranlassung gebraucht, die Menge gegen ihn aufzuwiegeln. Alles war vorbereitet; die Glocken läuteten Sturm; ein furchtbares

Geschrey: Tod dem Tyrannen! schallte durch die Straßen. Dennoch bot sich der Podesta entschlossen einem ungleichen Kampfe dar, und zog sich erst am Abend eines blutigen Tages in seine Burg zurück, welche im Umkreise der Stadt lag. Zu spät durch das nahende Ungewitter aufgeschreckt, hatte er im Stillen zu seinen auswärtigen Freunden um Hilfe gesandt; allein der schlaue oder glückliche Anführer der Verschwornen war ihm zuvorgekommen. Als die Mittel der Gegenwehr erschöpft waren, und noch kein Ersatz erschien, mußte Ugolino sein Schloß dem eindringenden Feinde und den Flammen Preis geben. Er suchte sich nach Lucca zu retten, * wurde aber nebst zwey Söhnen, Ugucione und Brigata, und zwey Enkeln, Anselmuccio und Gaddo ** unterwegs eingeholt, und in den sogenannten Thurm der sieben Straßen geworfen. Die eroberte Burg wurde geschleift, und ewiger Verwüstung gewidmet. Man verfolgte mit Wuth seine noch nicht entflohenen Freunde und Anhänger; die, welche sich versteckt hatten, mußten auf den drohenden Befehl des Erzbischofs ausgeliefert werden. Eine treue weibliche That fodert mitten unter diesen Auftritten des Schreckens unsre Rührung: die That einer Amme, welche ihren Säugling, des Grafen Enkel, in

* Dieser von den meisten übergangne Umstand erhellt aus Dante's Erzählung Inf. XXXIII, 29. 30. Man vergleiche Borgo Dissertaz. Vol. I. p. 79. u. f.

** Andre nennen Gaddo unter den Söhnen, und Brigata unter den Enkeln des Grafen. Borgo's Angabe Vol. I. p. 133. scheint mehr mit Dante übereinzustimmen, welcher Gaddo als den jüngsten und zartesten zuerst erliegen läßt. Inf. XXXIII, 68.

einen Korb voll Leinwand verbarg, und mit Lebensgefahr aus der Stadt trug. Neun Monate lang wurde jenen unglücklichen Gefangnen das Leben gefristet. Zwar brauchte Ruggieri wahrscheinlich nicht so lange Zeit, um die unmenschlichste Rache zu ersinnen; sein Geiz verzögerte sie: er erpreßte von Ugolino's Freunden grosse Geldsummen für seine gehoffte Freilassung. Endlich (im März 1289) ward das Loos der Verurtheilten unwiderruflich entschieden; die Thür ihres Kerkers schloß sich für immer; die Schlüssel wurden in den Arno versenkt; und sie erriethen, daß sie bestimmt jenen, Hungers zu sterben. Der Erzbischof gefiel sich sonderlich in der Wahl dieser Todesart: zu milde und fromm, um Menschenblut zu vergießen, habe er den Schuldigen nur die Nahrung entzogen. Ein lautes Geschrey um Erbarmen, drang durch die dicken Mauern; aber aus Furcht (denn der Haß gegen den Namen Gherardesca war nun doch wohl versöhnt) regte sich keiner ihrer Mitbürger. Um einen Beichtiger wenigstens flehte der Graf; allein umsonst: der Erzbischof ließ ihn (eine priesterliche Rache) ohne das Sakrament der Buße zur Hölle fahren. Man verscharrte nachher ihre abgekehrten Leichname ohne Ehrenzeichen; der Thurm, das Werkzeug ihrer Qualen, wurde durch seinen veränderten Namen ihr einziges Denkmahl.*

Wenn Ugolino schuldig heißen kann; und er kann es gewiß eher durch den Mißbrauch der ihm anvertrauten Gewalt, als durch seine angebliche Verrätheren beim Friedensschlusse mit Florenz: so war doch die Strafe

* La torre della fame stand noch zu Tronci's Zeit, aber im Umkreise des Ordenshauses von St. Stefan eingeschlossen.

selbst für den schwärzesten Missethäter zu grausam. Was aber kein Schein des Rechtes beschönigen kann; was seine Verfolger ewig zum Abscheu der Menschheit machen muß; was den Pisanern, nach der Meinung der Zeitgenossen, unmittelbar Gottes Gerichte zuzog, ist die Mitverdammung der unschuldigen Söhne und Enkel. Vergebens bemüht sich der unermüdlige aber misverstandne Patriotismus eines Pisanischen Gelehrten * zu beweisen, sie seyen nicht mehr im Knabenalter, sondern völlig erwachsen gewesen, und haben für Ugolino gefochten. Ueberwögen auch seine Gründe die Menge entgegengesetzter Zeugnisse, so waren sie doch weder Hochverräther noch Tyrannen, und konnten, auf das strengste genommen, nur Verbannung verdienen. Bloß aus grenzenloser Rachgier, oder aus Furcht, es möchte aus Ugolino's Blut ein Rächer der Unthat aufstehen, wünschte man seine ganze Nachkommenschaft zu vertilgen. Dieß mislang: zwei ältere Söhne, die Väter der mitgefangenen Enkel, waren beim Ausbruch des Aufstandes nicht zugegen gewesen; jener gerettete Säugling durfte als Mann in seine Vaterstadt zurückkehren; und noch jetzt blüht das Haus der Gherardeschi.

Diese Begebenheit zog verderbliche Folgen für die Pisaner nach sich. Der Sturz der Guelfischen Parthen verwickelte sie in einen langwierigen Krieg mit den Toskanischen Guelfen, worin diese die Oberhand behielten. Mit Genua wurde zwar bald ein Nothfriede eingegangen; doch da die Härte der Bedingungen Pisa von ihrer Erfüllung abhielt, erneuerten sich die Feindseligkeiten, und

* Borgo Dissertaz. Vol. I. p. 40. u. f.

endigten erst mit der entschiednen Uebermacht des einen, und der gänzlichen Erschöpfung des andern Staates. So sank das reiche, mächtige, ruhmvolle Pisa, bis es ein Jahrhundert nachher, von den Florentinern unterjocht, zugleich mit der Freiheit sein historisches Daseyn einbüßte.

Indem der Dichter die Antenora durchwandert, (hier verließen wir seine Erzählung) stößt er unversehens mit dem Fuße an den Kopf eines Verdammten, der sich weigert ihm zu entdecken, wer er sey, worüber Dante in heftigen Zank mit ihm geräth. Es ist Borra degli Abati, ein Florentiner, durch dessen Verrath die Niederlage bey Montaperti erfolgte. Zufällig ruft ihn einer von seinen Mitgenossen bey Namen, und nun nennt er aus Rache diesen sowohl als die übrigen Verbrecher um ihn her. Hierauf fährt Dante fort:

Wir waren schon entfernt von dieser Brut,
 Da sah ich zwen zusammen eingefroren:
 Der Kopf des Einen war des Andern Hut.
 Und wo der Schädel gränzet an den Nacken,
 Sah ich, wie man im Hunger Brot verschlingt
 Des obern Kopfes Zahn den untern packen.
 Nicht anders hat vor Wuth die Schlaf und Stirn
 Des Menalippus Tydeus einst zerflaubet,*
 Wie der des Andern Schädel, Haut und Hirn.

* Tydeus hatte den Menalippus umgebracht, war aber dabei selbst tödtlich von ihm verwundet worden. Dante spielt hier auf eine Stelle des Statius an.

„D du,“ rief ich, des viehische Geberden
 Haß gegen den beweisen, den du nagst,
 Sag mir den Grund davon; ich will auf Erden
 Dein Schicksal kund thun, wenn du Wahrheit sagst;
 Will rächen deinen Ruf an jenem dort,
 Wofern du ihn mit Fug und Recht verflagst,
 Wenn die, womit ich spreche, * nicht verdorrt.

Drey und dreyßigster Gesang.

Da hob vom angekreßnen Hinterkopfe
 Der grause Sünder seinen Mund empor,
 Und wischt' ihn ab in seines Feindes Schoffe.
 Dann fing er an: Soll ich den grimmen Schmerz
 Erneuern? Eh ich noch davon erzähle,
 Zermalmt das Angedenken schon mein Herz.
 Doch sollen meine Worte diesem schnöden
 Verräther eine Saat der Schande seyn,
 So wirst zugleich mich weinen sehn und reden.
 Ich weiß nicht, wer du bist, noch wie du hier
 Herabgestiegen; doch ein Florentiner,
 Wenn ich dich reden höre, ** scheinst du mir.
 Ich war Graf Ugolino, mußt du wissen,
 Und Erzbischof Ruggieri dieser da.
 Nun hör', warum ich so sein Hirn zerbissen.

* Die Zunge.

** Nehmlich nach dem Dialekte zu urtheilen.

Wie er, derweil er seine Treu mir bat,
 Mit arger Feindestücke mich gefangen,
 Dann ungebracht, ist nicht zu sagen Noth. *
 Doch das, was niemand droben dir erzähltet,
 Wie grimm mein Tod gewesen, höre nun;
 Dann wirst du wissen, wie er mich gequäl't.
 Ich hatt' aus einer engen Luf' im Erker
 Des Thurms, der jetzt vom Hunger wird benannt,
 Und der für viele dienen wird zum Kerker,
 Verschiedner Monden Wechsel schon erkannt,
 Als einst im Schlaf der Zukunft Schleyer rissen,
 Und mein Geschick vor meinen Augen stand.
 Es schien mir, der da jagt' als Herr und Haupt
 Den Wolf und seine Wölflin ** zu dem Berge, ***
 Der den Pisanern Succa's Anblick raubt.
 Mit magern, auf den Fang erpichten Hunden
 Hezt' er sie fort; es liefen vor ihm her
 Qualande mit Lanfranken und Sismunden. ****

* Weil es allgemein bekannt ist.

** Ich kann nicht sagen, ob hierin vielleicht eine heraldische Anspielung liegt, dergleichen häufig in der göttlichen Komödie vorkommen. Sonst wäre das Bild eines schädlichen Raubthiers nicht günstig für Ugolino gewählt.

*** Monte de San Giuliano, auch der Pisanische Berg genannt.

**** Die mächtigsten Obbellinischgesinnten Familien. Durch die Hunde wird der Pöbel bezeichnet.

Nach kurzem Laufe sah ich kraftlos keichen
 Den Vater und die Söhne, sah ich bald
 Von scharfen Hauern bluten ihre Weichen.
 Erwacht war ich vor Tages Anbruch kaum,
 Da hört' ich um mich her die Söhne * weinen,
 Und flehn um Brot in ihrem bangen Traum.
 Denk, was mein ahnend Herz begann zu wöhnen!
 Wohl grausam bist du, wenn dich das nicht rührt,
 Und weinst du hier nicht, was entlockt dir Thränen?
 Schon tagt' es; unser Schlummer war dahin,
 Die Stunde nahte, Speise zu empfangen,
 Und jedem lag sein Traum noch schwer im Sinn.
 Und riegeln hört' ich unter uns die Pforte
 Des grausenvollen Thurms; drob schaut' ich starr
 Ins Antlitz meinen Söhnen ohne Worte.
 Ich weinte nicht, also versteint' ich mich.
 Sie aber weinten; mein Anselmo sagte:
 Du blickst so, Vater lieb! was hast du? sprich!
 Doch weint' ich nicht, und sagt' auch nichts zu ihnen,
 Den ganzen Tag noch auch die Nacht darauf,
 Bis wiederum der Welt die Sonn' erschienen.
 Den bangen Kerker hatt' ein wenig Licht
 Nunmehr erleuchtet: vierfach wiederhohlt
 Sah ich mein Leid auf jedem Angesicht.
 Da biß ich beyde Hände mir vor Wehe.
 Sie glaubten, daß mich Bier nach Speise trieb,
 Und fuhren schnell vom Lager in die Höhe,

* Im unbefimmteren Sinne für Söhne und Enkel.

Und saaten: Minder wird es weß uns thun
 Wenn du von uns dich nährst; du gabst uns, Vater,
 Dieß arme Fleisch und Bein: nimm's wieder nun!
 Um sie zu schonen, ward ich still hierauf;
 Stumm blieben wir den Tag und dann noch Einen.
 O Erde? warum thatst du dich nicht auf?
 Bekommen war des vierten Tages Licht,
 Als Gaddo mir sich vor die Füße streckte,
 Und rief: Mein Vater! warum hilffst mir nicht?
 Daselbst verschied er; von den Andern allen
 Sah ich je Einen, wie du hier mich siehst,
 Am fünften und am sechsten Tage fallen.
 Ich rief die Todten noch drey Tage lang,
 Und tappte, blind schon, über jeder Leiche,
 Dann that der Hunger, was dem Schmerz mislang. * —
 Mit scheelen Augen, als er so gesprochen,
 Biß er den Unglückschädel wieder an,
 Zermürsend, wie ein Hund, die harten Knochen.
 O Pisa! Pisa! Schande der Bewohner
 Des schönen Landes, wo das Si ertönt, **
 Sind deine Nachbarn nicht des Gräuels Lohner,
 So komme bis vor deines Arno Rehlen
 Capraja und Gorgona *** hergerückt,
 Daß du ertrinken mögst mit allen Seelen.

* Nehmlich meinem Leben ein Ende zu machen.

** Eine sonderbare aber damahls gebräuchliche Bezeichnungsart der Länder und Sprachen nach dem Wörtlein der Bejahung; z. B. Lanque d'oc, Langue d'oyl.

*** Zwey Inseln im Tyrhanischen Meere, nicht weit von der Mündung des Arno entfernt.

Denn, ward Graf Ugolino auch verklagt
 Er hab' um deine Burgen dich verrathen;
 Warum hast du die Söhne todt geklagt?
 Sag', neue Thebe! * welche Bosheit kannte
 Des Ugo ** und Brigata zartes Herz,
 Und Jener, *** die mein Lied schon oben nannte? —

Meine Uebersetzung dieser Stelle bitte ich dem Schatten Dante's ab.; aber ich möchte seine Vergebung nicht auch für die Schuld bedürfen, ihrem unwiderstehlichen Gange durch mattere Umschreibungen Schritt vor Schritt zu folgen. Die fürchterliche oder rührende Wahrheit einer Darstellung macht eher stumm als beredt, weil man wieder zu ihren eignen Worten seine Zuflucht nehmen müßte, um den empfangenen Eindruck in seiner ganzen Kraft zurückzugeben; und die einfachste Größe versagt sich allen Bemühungen sie zu zergliedern. Jeden Zug beseelt hier tiefes inniges Mitgefühl: keiner gehört der Absicht oder selbstgefälligen Kunst. Welch ein beglaubigendes Gepräge drückt nicht die Einfalt, womit Ugolino anhebt, seiner ganzen Erzählung auf! Kaum scheint sich der Dichter bewußt zu werden, daß er ihn redend

* Thebe ist wegen der vielen im Hause des Oedipus verübten Unthaten in der alten Fabel berüchtigt.

** Im Original Ugucione. Eben so habe ich auch weiter oben, des Sylbenmaafes wegen, Anselmuccio in Anselmo abgeändert. Dante hat, selbst in solchen Kleinigkeiten, die historische Treue beobachtet.

*** Anselmo und Gaddo.

einführt: für die Beschreibung dieser Sache hat er nur die Sache selbst; er spricht die Laute des Schmerzes nach, wie sie von den Lippen des Jammernden fallen, und legt sie an unser erstauntes Herz. Wer hier untheilnehmend vorüberginge, müßte seine Natur verläugnen oder vergessen. Ist es nicht, als stünde vor dem Anfange der Geschichte von einer unsichtbaren Hand geschrieben: an die Menschheit? Wenn sich auch das zartere Gefühl, durch den grausenvollen Anblick empört, anfangs von dem Dichter, der es zu diesen Auftritten hinzieht, fast wie von den beiden Sündern selbst, wendet, so wird doch die Regung, welche jenen beseelt, es bald wieder ausföhnen. Diese Schrecknisse gehören nicht ihm; er hat sie nicht erdacht: er fodert nur auf, über eine That zu richten und zu zittern, die von einem Menschen an Menschen verübt wurde. Eben da, wo er sich nicht scheut, den ausgeartetsten Mißbrauch der willkürlichen Gewalt ohne alle Schonung zu schildern, wird sein eignes schuldloses Gemüth, und seine unverrückte Menschlichkeit offenbar. Der Nachruf, in den er unwillkürlich ausbricht, verräth was ihn drängte, mit einem nicht verhärteten, aber mit Schmerzen vertrauten und darin stark gewordenen Herzen der Geschichtschreiber solcher Leiden zu werden. Nur zu oft muß sich der Glaube an eine über die menschlichen Handlungen waltende Gerechtigkeit, um nicht zu ersterben, in ein künftiges Leben hinüberretten. Diese letzte Zuflucht der hilflos Unterdrückten genügt dem entbrannten Eifer Dante's nicht. Noch auf Erden, vor den Augen des Menschengeschlechts, auf dem Schauplatze der Missethat selbst wünscht er das Schicksal von dem Verdachte gereinigt zu sehen, als begünstige es die Anschläge der Bösen.

So verworren sind die Tiefen, in die wir genöthigt werden, hier hinabzuschauen, daß wir über die menschliche Natur verzagen möchten, daß unser Geist sich sträubt zu begreifen, was sie alles zu thun fähig und zu erdulden bestimmt sey. Es giebt kein Elend, welches die Menschheit nicht erfahren, keine Qual, die ein Mensch dem andern nicht bereitet hätte. Dieses Geschöpf kennt keinen ärgern Feind, als seine eigne Gattung. Allein neben der furchtbaren Wahrheit liegt auch der tröstende Ersatz. Wir ahnen in uns eine unzerstörbare Kraft, durch die wir über jede äufre Gewalt erhaben, noch im Erliegen überwinden können. So wenig dürfen wir also sagen, es ruhe ein nicht zu lösender Fluch auf unserm Daseyn, daß auch die schrecklichste Erscheinung noch wohlthätig und für unsre Beredlung wirksam werden kann. Böte uns Ugolino's Geschichte nichts anders dar, als die ungeheure Frevelthat eines herzlosen Unmenschen, so möchte ein nie weggezogener Schläner sie decken, und ihr Andenken nur in den Jahrbüchern der Hölle aufbewahrt werden. Aber unter der todten Steinmasse, die ihn und seine Familie lebend begräbt, werden noch Tugenden, Heldenmuth und zärtliche Selbstverläugnung, bewähret. Auf das Entsetzen folgt Bewunderung; die Wunden, welche ein zerreißendes Mitleid schlug, werden durch die Art geheilt, wie man uns dazu auffodert; und wir endigen mit einer Stimmung, die das schmerzlich aufgehobne Gleichgewicht in unsrer Seele wieder herstellt.

Indessen gilt alles dieses wohl am wenigsten von der ersten Eröffnung des Auftrittes, die doch ganz vorzüglich dem Dichter zugehört, weil er sie, ohne einige Veranlassung in der Geschichte, allein aus seinem eignen Geiste

geschöpft hat. In der kannibalischen Beschäftigung Ugolino's liegt nichts, was dem menschlichen Sinne nicht auf alle Weise widrig seyn müßte. Wessen Einbildungskraft weit genug ausreichte, um hiebey verweilen zu können, den möchte nachher die folgende Erzählung gestählt finden, wo sie ihn erweichen sollte. Mit körperlichen Leiden können wir uns in der Darstellung ausöhnen, mit den Wunden Philoktets und Laokoons Todesqual. Wir können das Bild selbst dieses Hungertodes ertragen, vielleicht mit deswegen, weil wir den Thäter nicht dabey vor Augen haben. Aber ein fortgesetztes, physisch grausames Handeln erfüllt uns mit Ekel und Abscheu, und gewährt keinen Ersatz für die Nothwendigkeit, es mit anzusehn. Im ersten Augenblicke der lange entbehrten Befriedigung kann sogar die entsetzlichste Rache durch die Größe der erlittenen Beleidigung entschuldigt werden. Allein so wie der Sturm der Leidenschaft sich legt, wird sie gebäßiger; gegen eine Rache wie diese, welche in alle Ewigkeit hin gleich unersättlich bleibt, würde sich jedes Gefühl in uns empören, wenn sich nicht schon zuvor der Begriff gegen ihre Möglichkeit auflehnte. Eben in dieser Unerklärlichkeit aus den Gesetzen, wonach menschliche Leidenschaften wirken, liegt aber der Aufschluß und des Dichters Rechtfertigung. Ugolino wird nicht durch eine freye Handlung der Prometheusgener seines Feindes, denn bey Verdammten findet weder Wahl noch Wechsel der Gesinnungen Statt. Er ist bloß ein Werkzeug der vergeltenden Macht, die für eine ganz einzige That auch eine außerordentliche Strafe erfunden hat. Sein Loos wird dadurch nicht erschwert: vielmehr scheint ihm gleichsam zur Entschädigung für die im Leben ausgestandnen Leiden (ich schaudre mich weiter in diese

Vorstellungen zu vertiefen) ein Labfal der Hölle angewiesen zu seyn. Dante's Einrichtung, die Art der Verdammniß nach dem allgemeinen Namen der Schuld, nicht nach dem Grade der Ausartung, welchen sie in einem einzelnen Falle voraussetzt, zu bestimmen, hat den Nachtheil, daß sie oft sehr verschiedne Dinge mit demselben Maasze mißt, und also eine unsrer Hauptforderungen an die strafende Gerechtigkeit nur unvollständig befriedigt. Hier mußte er ihr daher durch eine kühne Abweichung zu Hülfe kommen. Welch ein auffallendes Misverhältniß wäre es, wenn Ruggieri nicht mehr Strafe litte, als Ugolino, weil beyde Verräther heißen; besonders da man sie dicht neben einander sieht! Und doch scheint diese Zusammenstellung so viel Reiz für den Dichter gehabt zu haben, daß er sich, vermuthlich ihr zu Gefallen, ein etwas eigenmächtiges Verfahren erlaubt hat, so groß auch sonst seine Gewissenhaftigkeit in diesem Stücke ist. Ugolino büßt unter den Verräthern des Vaterlandes; Ruggieri's Verbrechen war die Verschwörung gegen seinen Freund; die Geschichte legt ihm keinen Hochverrath an Pisa zur Last: er hätte folglich erst in der Tolomea (so heißt der nächste Bezirk) seine Stelle finden sollen.

Wie dem auch sey, es ist gewiß, daß das Atrische Gastmahl, woben die Wanderer den Unglücklichen antreffen, der Theilnahme an seinen vorhergegangnen Schicksalen nicht den geringsten Eintrag thut. Dieß ist nicht Ugolino selbst, sondern nur sein verworfner Schatten. Erst mit der Erinnerung an die Leiden seines Todes kehrt die ganze Menschheit in seinen Busen zurück, und verläßt ihn wieder, sobald er sie in Gedanken noch einmahl durchgelitten hat. Die Uebelthat, deren er durch seinen

Platz im untersten Höllenkreise für schuldig erkannt wird, kommt bey jener Katastrophe, welche die Schrecken der Verdammniß so weit überwiegt, vollends in keine Betrachtung. War auch zwischen ihr und seinem Falle einiger Zusammenhang, so wird doch dieser hier unsern Augen gänzlich entzogen. Der Schauplatz der Begebenheit ist von der Erde geschieden, ob er gleich noch auf ihr liegt. Mit dem letzten Schließen der Pforte, welches die Gemeinschaft der Bewohner des Thurmes mit den Lebendigen aufhebt, wird auch jeder Rückblick auf das vergangne Leben gehemmt; und wenn wir noch des glücklich herrschenden Ugolino gedenken, so muß dieß eher den Eindruck verstärken. Je heftiger dieser Mann war, je feuriger er die Plane seiner Ehrsucht verfolgte, um so fürchterlicher ist es nun, ihn in dem engen Kerker eingeschlossen zu sehen, wo seine Kraft an den Mauern ohne Ausgang sich bricht, und zu schweigender Verzweiflung erstarrt. Während des unermesslichen Leidens scheint er den Urheber desselben vergessen zu haben. Er sucht dem Ruggieri nicht, an dem er doch nicht hoffen kann, sich zu rächen: die Erde fleht er um das Erbarmen an, sich unter ihm zu öffnen. Der Jammer über seine Kinder verschlingt die Wuth, die sich seiner Seele bemächtigen würde, wenn er allein unter der Bosheit des Feindes litte. Die väterliche Wehmuth, das sich selbst vergessende Mitgefühl verdoppeln und adeln seinen Schmerz. Warum sollte er solcher Regungen nicht fähig seyn, wenn ihn die Ehrsucht auch zum Verbrecher gemacht hatte? Diese Leidenschaft erweitert sich wenigstens in ihrem Egoismus; sie konnte ihm für seine Familie, seine Kinder einen Grad der Vorliebe und Zärtlichkeit mehr gegeben haben. Er hatte für ihren Glanz wie für den seinigen gearbeitet.

Gewiß hatte er sie geliebt: diese Empfindung ist ihm nicht neu. Liebten sie ihn nicht? Die Kleinen boten sich ja selbst zu seiner Nahrung an.

Erwähnt wird das zarte Alter der Söhne und Enkel erst am Ende; aber es mahlt sich rührend in der kindlichen Unschuld ihrer Reden. Die Aufzählung ihrer Namen und die Zurückweisung auf die vorher erwähnten in der letzten Terzine beleidigt unfehlbar einen verzärtelten Geschmack; selbst einer männlicheren Beurtheilung könnte sie von dem emphatischen Schwunge der Nachrede herabzusinken scheinen. Nach meinem Gefühl ist sie völlig in dem Wahrheit-zeugenden Geiste, der überall und vorzüglich hier des Dichters ernste und unbestechliche Muse war: sie giebt dem Beschlusse gleichsam ein urkundliches Ansehen.

So wie Ugolino, während er noch mit dem Hungertode kämpfte, das Andenken an Ruggieri verlohren zu haben schien, so übergehen ihn Dante's Verwünschungen. Alle ersinnlichen wären zu schwach. Dagegen sieht er einen Thäter der gräßlichen That in jedem, der nicht aufstand ihr zu wehren, und wendet sich daher an die Stadt, deren Bewohner zu fühllos oder zu feig dazu waren.

Ehe wir diese Stelle verlassen, sey es mir erlaubt, einige andre Behandlungen derselben Geschichte zu erwähnen, und nur mit wenigen Winken Gesichtspunkte anzudeuten, aus welchen sich dem denkenden Betrachter des Schönen und Erhabnen weite Aussichten öffnen. Denn zwischen Werken, die verschiedenen Künsten oder

auch nur verschiedenen Gattungen in Einer Kunst angehören, eine eigentliche ins Einzelne gehende Vergleichung anstellen; in diesem Stücke dem einen Künstler, in jenem dem andern den Vorzug zusprechen; dieß ist vielleicht immer ein gewagtes Unternehmen. Da die Geseze jeder Form und jedes Mediums der Darstellung aus der besondern Eigenthümlichkeit desselben entspringen, so giebt es kaum einen gemeinschaftlichen Maasstab für alle. Daß zwey Schöpfungen des Geistes einerley Stoff bearbeiten, richtiger gesprochen, daß sie denselben Rahmen tragen, ist nur eine zufällige Uebereinkunft. Das Wesentliche eines Kunstwerkes ist die Form, nicht der Inhalt; und wenn unter diesem, wie billig, nicht der nackte Begriff des Gegenstandes verstanden wird, sondern das Gewebe von Vorstellungen, welche ein bestimmtes Individuum aus ihm gezogen, und durch die untheilbare, oft unwillkührliche Wirksamkeit seiner Seelenkräfte und seiner innern Organisation so oder anders gebildet hat, so fehlt ihm nur mehr Entwicklung um eins mit der Form zu seyn, deren Embryo er ist. In diesem Sinne kann man sagen, daß niemahls mehrere Kunstwerke ihren Stoff mit einander gemein haben.

Man sollte sich von der belebenden Kraft des Dialogs, auf so tragische Auftritte angewandt, eine erhöhte und ganz unwiderstehliche Wirkung versprechen. Doch eine nähere Betrachtung entdeckt in der Natur dieser Geschichte mancherley Unbequemlichkeiten für die dramatische Form, welche sie mehr für die erzählende Gattung zu bestimmen scheinen; und das bekannte Trauerspiel von Gerstenberg widerlegt, ungeachtet seines Reichthums an kühnen und originellen Zügen, diesen Gedanken nicht. Gleich vom

Die Horen. 1795. 8tes St.

Anfange an ist das Schicksal aller auftretenden Personen unwiderruflich entschieden: also findet eigentlich weder Verwicklung noch Auflösung Statt; was nur Katastrophe hätte seyn sollen, ist zum dramatischen Ganzen ausgedehnt. Mit aller Erfindung und aller Kunst, die der Dichter aufgewandt hat, um die Einförmigkeit hoffnungslosen Elendes zu unterbrechen, und einen Schein von Handlung hervorzubringen, war es dennoch unmöglich zu verbergen, daß seine Personen nur leiden. Sie ergießen sich entweder in unnütze Klagen, oder ihre Seele bestrebt sich, mit ihrer ganzen, in sich gesammelten, Willenskraft, nicht zu erliegen. Solch eine Verfassung des Gemüths hemmt aber die Mittheilung, und drängt jeden Strom des Gefühls zu seiner innern Quelle zurück; sie kann also nicht mit vollkommener Wahrheit in Gesprächen und noch weniger in Monologen ausgedrückt werden. Keine Rede kann so erhaben seyn als das Verstummen Ugolino's, das sich freylich nicht auf die Bühne übertragen ließ. Dem neuern Dichter fehlte das Hülfsmittel des Chorgesanges, wodurch Aeschylus die Zuschauer beschäftigte, während seine verhüllte Niobe schweigend und unbeweglich da saß; *

* Euripides klagt ihn in den Fröschen des Aristofanes (Ed. Brunk. p. 191. 192) heftig darüber an. „Er setzte,“ sagt er, „irgend einen Achilles oder eine Niobe auf das Theater, und hüllte sie ein, so daß man nicht einmahl ihr Angesicht sehen konnte. Sie dienten ihm nur, seiner Tragödie einen prächtigen Rahmen zu geben, denn sie ließen nicht den geringsten Laut vernehmen. Der Chor reichte unterdessen seine Gesänge ununterbrochen an einander und der Zuschauer saß und wartete, wann doch

und, gesetzt, er hätte der alten Sitte folgen wollen: wie wäre hier ein Chor anzubringen gewesen? Wollte er hingegen den ganz entgegengesetzten Weg wählen, und den Kreis seiner Darstellung von der Einfachheit des Griechischen Drama bis zum historischen Schauspiele erweitern, so brauchte nur ein Theil der Handlung im Kerker vorzugehen; Ugolino's Leben bot reichen Stoff zu Sitten- und Charaktergemälden dar, den der Schöpfer der *Minona* gewiß zu benutzen gewußt hätte. Es ist ein unterhaltendes Spiel für die Einbildungskraft, sich vorzustellen, was etwa Shakespeare, wenn ihm die Geschichte in irgend einer Chronik vorgekommen wäre, und seinen Geist getroffen hätte, daraus gebildet haben möchte.

Ein Künstler, der, wie Dante, eine allumfassende Phantasie forschendem Tiefsinne unterwarf, Michelangelo Buonarotti, konnte die Größe dieses Dichters ganz verstehen. Auch bewunderte er ihn vor allen Andern, und

„wohl die Niobe einmahl sprechen würde. Wann er ihr
 „nun lange genug zum Besten gehabt hatte, und das Stück
 „schon zur Hälfte vorüber war, so stieß die Heldin ein
 „Duzend Riesenworte hervor, Worte mit finstern Augen-
 „braunen, mit Helmbüscheln und fürchterlichen Angesich-
 „tern, welche keiner von den Zuhörern kannte.“ — Es ist
 Schade, daß wir diese Niobe nicht mehr haben, um zu
 wissen, ob sie auf dem Theater verfeinert worden, wie
 man beinahe vermuthen muß. Hätte der überweise Euri-
 pides das Trauerspiel Ugolino beurtheilt, so möchte er dem
 Deutschen Dichter auch wohl einige *ἰπποκρημῶνα* vorge-
 worfen haben.

belebte seine fest gezeichneten Gruppen gern von neuem durch flüchtige Entwürfe der Feder, * oder durch ausgeführte Werke des Pinsels und Meißels. Eine erhobene Arbeit von ihm, welche den Ugolino mit seinen Söhnen vorstellt, ist weniger bekannt, als sie es zu seyn verdiente. Selbst Vasari erwähnt ihrer nicht. Dennoch läßt sich an der Richtigkeit des Werkes nicht zweifeln, weil es den Beweis derselben unverkennbar an sich trägt. **

Dieses Basrelief enthält sieben Figuren, wovon fünf, welche die Hauptgruppe bilden, historisch, die beiden übrigen allegorisch sind. Ungeachtet seiner Verehrung für

* Michelangelo besaß einen Abdruck der göttlichen Komödie mit einem breiten Rande, den er dazu gebrauchte, die für die Zeichnung günstigen Stellen des Gedichts (sie sind in grosser Anzahl) mit Skizzen zu begleiten. Dieser Schatz für die Kunst soll bey einer Versendung auf dem Meere untergegangen seyn. Es ist mir entfallen, wo ich diese Nachricht gefunden.

** Es ist ein viereckiges Basrelief ausgebrannter Erde. In den *Ritr. d'uom. illustri di Tosc.* wo man hinter Ugolino's Lebensbeschreibung eine Abbildung davon findet, wird gesagt, die Familie Gherardesca sey im Besiz desselben. Die Genauigkeit der Zeichnung von Trabalesi, und die Eleganz des Stiches von Fauci läßt mich hoffen, daß die folgende Beschreibung, welche darnach ohne eigne Ansicht des Originals entworfen ist, keine Irrthümer enthalten wird. Ich folge dabey einem Italianischen Aufsatze, welchen ich der Freundschaft eines einsichtsvollen und gelehrten Künstlers, des Herrn Fiorillo zu Göttingen, verdanke.

Dante verlor Michelangelo doch die Betrachtung nicht aus den Augen, daß die bildenden Künste Schwestern, nicht Dienerinnen der Poesie sind, und stellte nach dem Beispiele jener Rhodischen Bildner des Laokoon seine Personen unbekleidet dar.

Zur Rechten des Anschauers sitzt Ugolino, der, als die Hauptfigur, am meisten erhoben ist, mit der Linken auf den Stein gestützt, der ihm zum Sitz dient, die Rechte fest auf die Gegend des Herzens gedrückt. Er scheint stumm bey den Drangsalen, die ihn umgaben, und gefaßt auf alle, die ihn noch treffen möchten. Edler Troß ist in seiner Miene; die ganze Gestalt verräth seinen innern Schmerz. Wenn gleich der Ausdruck der Leidenschaft weniger heftig ist als beym Laokoon, so hatte doch Michelangelo diesen gewiß dabey vor Augen. Aus der rechten Hand fällt ein Tuch, worauf er sitzt, und welches nur der Anständigkeit wegen da zu seyn scheint. Doch könnte der Künstler auch die Absicht gehabt haben, ihm etwas zum Druck in die Hand zu geben, weil dieß eine dem Zorne und verbifuen Schmerze natürliche Handlung ist.

Ihm zur Rechten, und zum Theil durch den Schenkel des Vaters bedeckt, liegt einer der Söhne, mit dem rechten Arme sich auf sein linkes Knie stützend. Er wendet sich nach seinem Vater, und haucht seine Qual in laute Klagen aus. Er ist unter den Söhnen derjenige, in dessen Geberden und Gesicht sich noch das stärkste Leben offenbart.

Die Mitte des Basreliefs nimmt ein anderer Sohn

ein, der schon todt oder im Sterben, das Haupt gegen die linke Seite des Anschauers gekehrt, ausgestreckt da liegt. Der obere Theil des Gesichts, ungefähr bis zu den Augenbraunen, wird durch einen seiner Brüder bedeckt, der mit zurückgezogenen Beinen sitzt, den gestorbenen Bruder anblickt, und dasselbe Loos zu erwarten scheint. Diese letzte Figur ist sehr erhoben.

Der vierte Sohn endlich, welcher vom Rücken her erscheint, und auf die Linke gestützt, den Vater ansieht, beschließt die Gruppe. Er ist wie sein zuerst beschriebener Bruder nur flach gehalten.

Obgleich Michelangelo den Ausdruck in den Bewegungen hier sehr zu mäßigen gesucht hat, so giebt doch seine Gewohnheit, das Spiel der Muskeln stark zu beleben, diesen Figuren einen gewissen Reichthum. Sie haben unter ihren Leiden die Schönheit der Formen nicht verloren, und scheinen nach der Kraft der Muskeln zu urtheilen, in der Blüthe ihrer Jahre, nicht krank noch erschöpft. An dem Vater allein erkennt man, auch ohne Hülfe des ehrwürdigen Bartes, das Alter eines Greises, und solche Formen, wie man sie dem Saturnus geben würde.

In allem bisher Beschriebnen ist zwar Michelangelo's Hand und Geist sehr sichtbar, doch hat ihn die Geschichte einigermaßen gefesselt. In der Bildung des Flusses Arno hingegen, der unten zur rechten Hand sich auf seine Urne lehnt, und die vorderste Fläche einnimmt, konnte er seiner Einbildungskraft einen ungehemmten Flug erlauben. Sie hat einen Flügeltott erschaffen, der den schönsten der Alten

nicht nachsteht. Daß er ihm nur dieselbe Größe gegeben wie den übrigen Figuren, ob diese gleich entfernter sind, ist gewiß in der Absicht geschehen, der des Ugolino nichts von ihrer Großheit zu entziehen.

Ueber dem Ganzen schwebt ein weibliches Bild des Hungers mit hangenden Brüsten. Ihr verzerrtes Gesicht ist auf Ugolino hingewandt; sie weist mit ausgestrecktem Arm auf die andre Seite: eine Geberde, deren Bedeutung nicht ganz deutlich ist. Dieses Ungeheuer scheint für die Schönheit des Werkes eher nachtheilig als vortheilhaft, ist aber auch durch die sehr flache Arbeit bloß zum Nebenwerke bestimmt. Es ist eine häßliche Hieroglyphe, die indessen, ausser daß sie jeden Irrthum bey Auslegung des Werkes verhütet, den Künstler der Nothwendigkeit überhoben hat, an den zur Gruppe gehörigen Körpern selbst den Hungerstod, der ihnen bevorsteht, zu bezeichnen.

Die Sculptur erkauft die Vollkommenheit ihrer Zeichensprache durch die Eingeschränktheit derselben. Will der Bildner daher ihrem Wesen getreu bleiben, so wird er, mit Hinweglassung alles Zufälligen, nur die wesentlichen Verhältnisse zu ergründen und auszudrücken suchen. Täuschung kann nie seine Absicht seyn: er übergiebt seine Werke der stillen und nüchternen Betrachtung. Was nur jene hervorzuzaubern dient, was uns die Gegenstände näher rückt, ohne sie eigentlich an sich selbst zu erhöhen: Ausführlichkeit in den individuell bezeichnenden Umständen der Handlung, Kostum der Völker und Zeiten, Dekoration des Schauplazes; alles dieses behandelt er entweder nur als Nebensache, oder übergeht es ganz,

um den einfachen Hauptgedanken jedes störenden Zierrathes zu entladen. Eben diese Wendung seiner Kunst leitet ihn auch auf das Ideale. Was er seinen Personen an besondern Beziehungen und näherem Interesse für den Anschauer nimmt, muß er ihnen an innerm Werthe, an Adel der Gestalt und der in ihr sich offenbarenden Seele wiederzugeben suchen. Es kümmert uns wenig, zu wissen wer sie sind; wir fragen nur, was sie sind. Bei vielen Griechischen Werken der Plastik und Glyphtik ist zwar auch jenes, sogar ohne Hülfe der Attribute, welche meistens, mit geschmackvoller Sparsamkeit für Götter oder Helden gewählt, ihre Schönheit nicht verhüllen, dem ersten Blicke kenntlich, weil diese Künste sich in einem engen mythischen Kreise, wie in ihrem Eigenthum angepflanzt haben. Michelangelo hingegen, der sich dießmahl in eine ganz fremde Gegend gewagt hatte, mußte, um mit völliger Sicherheit verstanden zu werden, auf den Dienst des Dichters als seines Auslegers rechnen. Wäre aber auch das Andenken der Begebenheit weder historisch noch poetisch aufbewahrt worden, so daß wir Ugolino's Familie in der Gruppe nicht erkennen-könnten, so würde das Kunstwerk dadurch an seinem Werthe nichts einbüßen. Als das Bild eines hoffnungslosen, tödtlich ruhigen Zustandes; dem Schmerze hingeebner Jünglinge, welche vergebens von einem Greise Hülfe hoffen; des Greises, der, standhaft oder erstarrt, in verschloßner Seele für sie alle leidet; also in den wesentlichen Zügen, würde es nie zweydeutig seyn.

Ganz anders verhält es sich mit dem Maler. Obwohl er im Ausdrücke der Gefühle ebenfalls nach dem Edelsten und Höchsten strebt, so darf er doch in allem

Uebrigen der Wirklichkeit näher treten, auch wo sie erschütternd ist. Man verlangt von ihm Umständlichkeit der Erzählung. Er wird vielleicht das Kostum des Zeitalters, doch ohne antiquarische Genauigkeit, an der zerrißnen Kleidung der Gefangnen noch zu bezeichnen wissen. Er wird den Hunger nicht personifizirt und abgesondert, sondern auf ihren bleichen Wangen, in ihren hohlen Augen mahlen. Er wird uns in das Innre des dumpfen Kerfergewölbes führen, und die gegenwärtige Szene, worauf dort der Flusgott und einige Felsenstücke nur anspielen, furchtbar durch jenen Lichtstrahl beleuchten, bey welchem jeder der Unglücklichen eine vierfache Wiederholung seiner Qual um sich her sieht. Solche Erwartungen etwa würde ich zu Reynolds's Ugolino hinzubringen, den ich nur aus Beschreibungen kenne, welchen zufolge er ihnen in hohem Grade entsprechen muß. *

Nur wenig, aber nicht das leichteste von seiner Hölenfahrt ist dem Dichter nun noch zu vollbringen übrig. Er durchwandert die Tolommea und Giudecca: in jener sind die Verdammten rücklings eingefroren; in dieser ganz unter dem durchsichtigen Eise begraben. Izt erblickt er den Fürsten der Finsterniß, den ersten Abtrünnigen, ungeheuer von Größe, mit der Brust über die Fläche hervorragend. Von den drey Angesichtern seines Kopfes ist

* Wohl nur durch ein Versehen wird in Forsters Geschichte der Kunst in England (Ansichten 3ter Theil, S. 43.) dieses Gemählde unter West's Nahmen angeführt und gerühmt. Wenigstens findet es sich in einem Verzeichnisse der historischen Kompositionen von Reynolds im European Magazine Febr. 1794.

Das mittelste roth, eines gelblich und eines schwarz; unter jedem schwingt er ein Paar Fledermausfittige, die einen kalten Wind erregen, wodurch der ganze Coentus gefriert: lauter häßliche und zugleich ungeschickte Allegorien. In jedem seiner Rachen zerfleischt er einen Erzverrätber: Judas Ischarioth im mittelsten, auf benden Seiten Cassius und Brutus. Es ist schwer, hier ernsthaft zu bleiben, und vielleicht sind die letzten Römer sonst nirgends in einer so abentheuerlichen Verbindung genannt worden. Nach den Begriffen des Gibellinen Dante hatten sie sich in der Person Cäsars an dem heiligsten aller irdischen Dinge, an der Majestät des Römischen Reichs, vergriffen. Virgil nimmt seinen Freund auf den Rücken, und steigt so zwischen dem haarigen Leibe des Ungeheuers und dem Eise hinab. Auf einmahl dreht er sich völlig um, so daß sein Kopf dahin gerichtet ist, wo vorher seine Füße standen, und fängt an mühsam aufwärts zu klimmen. Dante erschrickt, und glaubt noch einmahl in die Hölle zurückzukehren. Er weiß nehmlich nicht, daß er schon jenseit des allgemeinen Schwerpunktes in der andern Halbkugel ist. Endlich sieht er Satan unter sich auf den Kopf gestürzt; sich in einer vom Mittelpunkte der Erde bis zu ihrer Oberfläche reichenden Höhle; und steigt, längs einem Bache, der sich nach Art einer Wendelstiege um sie her ergießt, bis zum wohlthätigen Tageslichte hinauf.

III

U e b e r d i e
I d e e d e r A l t e n v o m S c h i c k s a l

Eines der anziehendsten und belehrendsten Schauspiele, welche uns die Geschichte des menschlichen Geistes in so reichem Maasse darbietet, ist die Beobachtung des ununterbrochenen Einflusses, welchen die Forderungen der praktischen Vernunft auf die Speculationen der theoretischen behaupten. Ueberall zeigen sich die Aussprüche des natürlichen moralischen Gefühls als unveränderliche Leitungsbegriffe, die bei allen Verirrungen, welche die Bahn der Wahrheit in jeder Richtung durchkreuzen, eine gänzliche Abweichung von dem Ziele, welches die Natur dem forschenden Geist aufgesteckt hat, unmöglich machen. Diesen Spuren nachzugehen, und so die widersprechendsten Systeme an der Quelle, woraus sie gemeinschaftlich abfloßen, wieder zu vereinigen, ist das Geschäft der Geschichte der Philosophie, welche sich nur auf diesem Wege von einer trockenen und wenig belehrenden Erzählung ungleichartigen Fragmente (und als Fragmente erscheinen ausser diesem Standpunkte die consequentesten Lehrgebäude so gut wie einzelne Hypothesen) zu einem Ganzen der Vernunftkenntniß erheben, und in den ehrwürdigen Rang einer Wissenschaft eintreten kann. Nach dieser Idee bearbeitet, liefert die Geschichte der Philosophie zugleich die Belege, welche einer aus Vernunft-

gründen durchgeführten Kritik des menschlichen Vorstellungsvermögens zur Bestätigung und gleichsam zur Probe dienen. Mit Bewunderung entdeckt hier der Forscher als Resultat der tiefsinnigsten und mühsamsten Prüfung aufgestellt, was sich frühe schon dem ahnenden Wahrheitsfönn aufdrang, und unvergänglich, wie ein geistiges Wesen, die verschiedenen Gestalten der Mythen und Systeme durchwanderte.

Vielleicht gibt es kein Dogma, das dem Interesse der moralischen Vernunft dem ersten Anblick nach mehr entgegen scheint, als die Lehre der Alten vom Schicksal. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit, welche mit gleicher Strenge über dem Bösen und Guten waltet, scheint eine unendliche Kluft zwischen der physischen und moralischen Welt zu eröffnen, und, indem sie auch die Handlungen der Menschen, wie jede andere Begebenheit in der Sinnenwelt, an die stetig fortlaufende Naturkette anreißt, mit der Idee von Fretheit auch den Begriff von Zurechnung und Strafe zu zernichten. Da nun gleichwohl das moralische Gefühl seine Forderungen nicht zurücknimmt, so werden wir uns kaum wundern, wenn wir finden, daß die Vernunft im Bedränge widersprechender Vorstellungsarten sich genöthigt sieht, auch diejenige Vergehungen, welche durch die Gewalt des Schicksals nothwendig gemacht werden, für strafwürdig zu erklären. Wirklich zeigt uns die Geschichte des Oedipus, daß die Griechen es keineswegs für unnatürlich und ungerecht hielten, wenn die Götter auch solche Missethaten bestrafte, welche ohne Vorsatz begangen worden waren. Jener Unglückliche ermordet, ohne es zu wissen, seinen Vater, und heyrathet seine Mutter, weil eine höhere Macht, die

seine Augen blendet, ihn von Verbrechen zu Verbrechen fortreibt; und dennoch wird er von den Furien in rastloser Qual von einem Ende der Erde zum andern verfolgt. — Sollte nicht hier eine irrige Theorie zum Grunde liegen, welche, um einem Widerspruch auszuweichen, in einen weit größern sich verwickelt, und in der Verzweiflung, zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft eine Harmonie zu stiften, das Interesse der einen an die andere verräth? — Man kann nicht sagen, daß bloß die zu weit ausgedehnte Verbindung, welche die Vernunft, wie durch einen Nachspruch, zwischen Verbrechen und Strafe festsetzt, auf diese Theorie geleitet habe; denn gerade diese zu weite Ausdehnung wäre dem Zwecke der Idee selbst entgegen, weil die Vernunft entweder den Begriff von Strafwürdigkeit ganz aufgeben, oder mit eben der Nothwendigkeit, womit sie ihn überhaupt aufstellt, unvorsätzliche Handlungen davon ausnehmen muß. Es scheint vielmehr der Ursprung dieser befremdenden Vorstellungsart tiefer zu liegen, und vielleicht entdeckt sich auch hier wieder, daß unter der harten Schale des Systems ein zarter Keim von Wahrheit verborgen lag, der zwar durch den Schutz des gemeinen und unverdorbenen Menschenverstandes vor der Zerstörung bewahrt, aber erst später durch die Pflege einer mit sich selbst einig gewordenen Philosophie zur Reife gebracht werden konnte.

Wird die Idee von Schicksal bloß auf Naturbegebenheiten, ohne Rücksicht auf menschliche Handlungen, bezogen, so läßt sich ihr wohlthätiger Einfluß auf das menschliche Gemüth nicht verkennen. Soll sie nur dazu dienen, den Menschen bey den mannigfaltigen Uebeln

dieses Lebens zu beruhigen, so gebührt ihr wenigstens der Vorzug vor manchen, in neuern Zeiten beliebten Theodiceen, welche bald dadurch, daß sie alles Uebel aus der Welt wegwernünfteln, dem natürlichen Gefühle Hohn sprechen, bald durch weitausehende Berechnungen, die sich auf den unbegreiflichen Zusammenhang des Ganzen berufen, oder auf künftige Perioden des Daseyns verweisen, eine erkünstelte Ruhe hervorzubringen streben. Die Idee von einem nothwendigen Schicksal hingegen giebt der Seele eine männliche Festigkeit, welche jedes Sträuben gegen unvermeidliche Zufälle als kindisch verschmäht, und schweigend duldet, was nicht zu ändern ist; sie mäßigt den unbegrenzten Anspruch auf Glückseligkeit, und bereitet dadurch der Vernunft, welche denselben der Bedingung der Würdigkeit unterwirft, ihren Weg zu menschlichen Herzen; sie erleichtert endlich jene erhabene Denkungsart, welche die Pflicht über alles achtet, und unter jedem Wechsel des Glücks, unter allem Ungemach, womit dieß Leben umringt ist, selbst unter Gefahren, welche die Vernichtung der sinnlichen Natur drohen, unsere Persönlichkeit ungebeugt erhält.

So vortheilhaft aber diese Idee für die Gründung einer immer gleichen Zufriedenheit, welche dem Weisen ziemt, und selbst für die Bildung einer der Sittlichkeit günstigen Seelenstimmung ist, so wenig scheint sie sich gleichwohl mit dem eigentlichen Interesse der moralischen Vernunft zu vertragen. Zwar stellt diese ihr Gesetz ganz unbedingt auf; sie bedarf weder zur Anerkennung noch selbst zur Ausübung desselben irgend einen Zweck, der außer ihr liegt und durch jede Beymischung eines fremden Beweggrunds wird ihre selbstständige Würde beein-

trächtig. Handelte also der Mensch wirklich als reinmoralisches Wesen, wären nicht in ihm zwey Naturen vereinigt, deren Forderungen nicht aufgehoben, sondern nur einander untergeordnet, und in einer dem Endzwecke seines Daseyns angemessene Harmonie gesetzt werden sollten, so würde jene Idee, indem sie die Uneigennützigkeit und Reinheit der Gesinnung beförderte, der Sittlichkeit selbst eher günstig als nachtheilig seyn. Aber da bey allen Handlungen, selbst auch bey solchen, deren Bestimmungsgrund von allen durch sie möglichen Zwecken unabhängig seyn soll, Rücksicht auf ihren Erfolg für ein sinnlich = vernünftiges Wesen unumgänglich nöthig ist; so würde die Vorstellung einer blinden Nothwendigkeit, auf welche sich der Weltlauf gründete, die Achtung für das Gesetz selbst, so unbedingt dieses immer gebieten mag, und mithin auch seine Wirksamkeit auf den menschlichen Willen zerstören.

Es scheint daher kaum begreiflich, wie die Alten an ein blindes Schicksal glauben konnten, ohne zugleich das Interesse der moralischen Vernunft aufzugeben. Und in der That, hätten sie sich unter dem Schicksal wirklich eine völlig verstandlose Nothwendigkeit gedacht, wie man gewöhnlich, besonders durch Ausdrücke der Dichter verleitet, glaubt, so wäre jenes Interesse gar nicht zu retten gewesen. Die Vernunft mußte unter dieser Voraussetzung zwar nicht ihr Gesetz, aber doch die Erreichbarkeit ihres Endzwecks als einen schönen Traum aufgeben, weil der bloße Mechanismus der Natur keine Hoffnung auf Uebereinstimmung mit den Ansprüchen der Freyheit übrig läßt. Aber dieser Idee strebte schon das ästhetische Gefühl entgegen; und eine Nation, welche für alles

Schöne so empfänglich war, als die Griechen, hätte, wie es scheint, wenigstens mittelbar durch den Geschmack dagegen verwahrt werden können. Der Geschmack beurtheilt nämlich das Schöne sowohl in der Natur als Kunst nur vermittelt der Zweckmäßigkeit, welche ohne bestimmten Zweck vorgestellt wird. Nun setzt aber die Zweckmäßigkeit der Natur nothwendig die Zufälligkeit ihrer Formen voraus, und durch diese wird der Mechanismus blind wirkender Kräfte ausgeschlossen. Hierauf beruht auch in der That der wichtigste Theil des Wohlgefallens an der schönen Natur, worin sich auf eine wunderbare Weise dem Gemüth eine Aussicht in eine dem sittlichen Interesse günstige Ordnung der Dinge aufschließt. Gleichwohl würde der Ausdruck eines Gefühls, das auf einem bloß subjectiven Grundsatz der reflectirenden Urtheilskraft beruht, sich gegen eine aus speculativen Gründen unwiderlegbare Theorie nicht behauptet haben, wenn nicht die praktische Vernunft ins Mittel getreten wäre, und ihr Recht, über Dinge, wohin keine Erfahrung reicht, die letzte entscheidende Stimme zu haben, geltend gemacht hätte. Diß geschah durch Aufstellung des Begriffs von Strafe. Indem die Vernunft durch diesen Begriff die Begebenheiten der Welt mit den freiwilligen Handlungen der Menschen als Folgen verknüpfte, mußte sie zugleich die ursprüngliche Anordnung des Weltlaufs einer Causalität anvertrauen, welche nach andern als Naturgesetzen bestimmt wird. Die Begebenheiten selbst, soweit sie dem Verstand begreiflich sind, blieben dabei immer noch der gleichen Nothwendigkeit unterworfen, aber der letzte Grund derselben, der nicht mehr erscheint, der nur gedacht, nicht begriffen werden kann, wurde der Macht des Schicksals entzogen, und so die Ver-

nunft bey den verschiedenen Aeufferungen ihrer Thätigkeit, wo sie selbst Gesetze gibt, und wo sie den Verstand bloß in Anwendung der ihm gegebenen leitet, mit sich selbst in Uebereinstimmung gesetzt. Die Idee einer blinden Nothwendigkeit mußte nun diejenige Bedeutung annehmen, welche allein mit dem Interesse der moralischen Vernunft verträglich ist: jene Nothwendigkeit war eine blinde, das heißt, verstandlose Nothwendigkeit, nicht insoferne sie nach ihrem letzten Grund durch keinen Verstand, sondern nur insoferne sie durch keinen menschlichen oder diesem ähnlichen möglich gedacht wurde. Die unendliche Kette, welche alle Naturwesen zusammenhält, wurde an dem Throne der Gottheit befestigt; jenseits des Mechanismus der Sinnenwelt, wodurch jede Veränderung in der Zeit mit einer frühern nothwendig zusammenhängt, eröffnete sich der gläubigen Vernunft ein mit Weisheit entworfener Plan einer ewigen Vorsehung.

Wenn nun aber auf diese Art Gott zum Urheber des Schicksals gemacht wurde, wie läßt sich damit ein anderer Grundsatz ebendesselben Systems zusammenreimen, dieser nämlich: daß Gott selbst unter dem Schicksal steht? Was nützt es der Vernunft, den letzten Grund der Natur, und damit auch den Glauben an die Erreichbarkeit ihres höchsten Zwecks in eine übersinnliche Welt hinüber zu retten, wenn auch hier dieselbe Nothwendigkeit herrscht, welcher die Sinnenwelt gehorcht? — Wäre bloß von den Göttern die Rede, womit der Volksglaube und eine dichterische Mythologie den Olymp bevölkert, so ließe sich die ganze Schwierigkeit dadurch lösen, daß man jene Götter als Agenten einer höhern Macht betrachtete, welche einen ihnen selbst unbekanntem Plan nach unab-

anderlichen Gesetzen auszurichten hätten. Allein nach dem Lehrgebäude der Stoiker ist das Schicksal das Werk eines ewigen, denkenden und weisen Wesens, und dieses ewige, denkende und weise Wesen ist selbst wieder dem Schicksal unterworfen. Soll dieser Satz keinen Widerspruch in sich enthalten, so kann er sich bloß darauf beziehen, daß der Urheber des Schicksals die stetige Naturkette nie unterbricht, und von den Wirkungen seines ersten Entschlusses, welcher, als der beste, nur dieser und kein anderer seyn konnte, nicht abweicht. Nur führt alsdann die Nothwendigkeit der Welt wiederum auf Nothwendigkeit in ihrem Urheber, und gleichwohl sprechen die Stoiker von dem Antheile des freien Willens der Gottheit an dem Weltbau. Aber auch hier zeigt sich eine unverkennbare Spur der nach Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst strebenden Vernunft. Die Anordnung des Schicksals ist das Werk der Freiheit, insoferne der absolute Grund der Naturnothwendigkeit nicht wieder in der Natur, sondern nur in der Freiheit enthalten seyn kann; aber diese Freiheit wird gleichfalls wieder als Nothwendigkeit gedacht, weil sie einem Wesen zukömmt, das, nach dem Ausdruck eines stoischen Weltweisen, selbst eine Nothwendigkeit ist.

Der Begriff der Strafe war es, den wir als Standpunkt annehmen, von welchem aus die Vernunft sich den Weg aus dem Gebiete der Natur in eine übersinnliche Welt eröffnete, um ihre eigene Causalität gegen die Gewalt des Schicksals sicher zu stellen. Strafe aber setzt ein Verbrechen, das heißt, eine willkürliche Uebertretung des Gesetzes voraus, und läßt sich mithin nur auf solche Handlungen anwenden, welche wirklich mit Vorsatz und

Bewußtseyn begangen worden sind. Wären auch diejenige illegale Handlungen, welche ganz von dem Einfluß eines unüberwindlichen Schicksals abhängen, der Strafe unterworfen, so würde die moralische Vernunft eine solche Einrichtung noch stärker misbilligen, als ein völlig planloses Spiel des Zufalls, worin gar keine Beziehung auf den Werth der menschlichen Handlungen zu entdecken wäre. Selbst in der dichterischen Darstellung mußte die Geschichte eines Unglücklichen, den eine unwiderstehliche Gewalt erst zum Verbrecher macht, und nachher für ebendiese Vergehungen mit schweren Strafen büßen läßt, für das sittliche Gefühl durchaus empörend seyn, wenn nicht etwa unter der Hülle der Fabel ein tieferer Sinn versteckt war, wodurch sich dem Gemüth eine für die Moralität wichtige Wahrheit in dunkler Ahnung offenbarte. In der That scheint dieser Geschichte eine Idee zum Grunde zu liegen, welche sich auf eines der schwersten Probleme für die philosophirende Vernunft bezieht, und wir finden hier vielleicht eine Auflösung desselben, die um so mehr unsrer Aufmerksamkeit würdig ist, da sie auf einem Weg unternommen wird, der gerade am weitesten vom Ziel abzuführen scheint, und gleichwohl mit derjenigen Bahn zusammentrifft, welche durch eine lange nachher entworfene Verzeichnung aller möglichen Directionen als die einzig richtige bestimmt worden ist.

Um die Natur-Nothwendigkeit mit der moralischen Freiheit in einem und ebendemselben Wesen, und sogar in einer und ebenderselben Handlung vereinigt zu denken, sieht sich die Vernunft genöthigt, in dem Menschen einen gedoppelten Charakter anzunehmen. Der eine kömmt ihm als Erscheinung zu; der andere gehört seiner höhern

Natur an, die ihn zum Bürger einer übersinnlichen Welt macht. Insoferne seine Handlungen in der Zeit geschehen, stehen sie unter dem Gesetze der sinnlichen Natur, dem jede andere Begebenheit unterworfen ist. Aus diesem Gesichtspunkt erscheinen sie als Wirkungen einer höhern Macht, eines unüberwindlichen Schicksals, das allen Antheil der Willkühr ausschließt. In jedem Augenblick, da der Mensch handelt, findet er sich schon in einer bereits angefangenen Reihc begriffen, worinn jede Aeußerung seiner Thätigkeit durch etwas, was nicht mehr in seiner Gewalt steht, nothwendig bestimmt ist. Wäre nun sein ganzes Daseyn in den engen Kreis der Naturwirkungen beschränkt, so würde die erhabene Idee von Freyheit mit allen darauf gebauten Begriffen zum leeren Traumbild heruntersinken. Selbst das Gefühl eigener, innerer Kraft könnte ihn nicht berechtigen, sich von der Naturkette losgefesselt zu glauben: es wäre die Täuschung einer mit Bewußtseyn begabten Maschine, welche ihre Bewegung für frey hält, weil sich dabey kein Stoß oder Druck von aussen, sondern nur die Kraft des eigenen Räderwerks wirksam zeigt. Sobald aber der Mensch das, was an ihm der Erscheinung angehört, von seinem eigentlichen Selbst insoferne dieses von den Gesetzen der Erscheinung unabhängig ist, unterscheidet, so gewinnt er einen Standpunkt, auf welchem die Naturnothwendigkeit keine Macht über ihn hat. Dann erst ist es ihm möglich, seine Handlungen als nothwendig in der Zeit bestimmt, und doch zugleich als Wirkungen der Freyheit ohne Widerspruch zu denken, und die sittliche Zurechnung wird nun durch die Erklärbarkeit jeder einzelnen Handlung aus dem, was ihr vorangieng, nicht aufgehoben, weil jene sich an ein Vermögen wendet, das über

alle Zeitbedingungen erhaben und eine Kette von Wirkungen durch sich selbst anzufangen fähig ist.

Diese Unterscheidung des sinnlichen und über sinnlichen Charakters im Menschen findet sich auch wirklich durch die Aussprüche des moralischen Gemeinnsinns bestätigt. Die klarste Einsicht in den Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, wovon eine unerlaubte Handlung abhängt, vermag weder den Vorwurf des eigenen Gewissens noch die Strenge des fremden Urtheils zu mildern. Vor der richtenden Vernunft erscheint der Mensch immer als ein Wesen, dessen Existenz nicht in der Zeit bestimmbar ist, und in dieser Eigenschaft kann ihm keine Naturnothwendigkeit zu Statten kommen. Nichts anders als diese, dem sittlichen Gefühle so natürliche Vorstellung ist es auch, was die Geschichte des Oedipus sinnlich darstellt: die Vergehungen desselben sind in Umständen gegründet, welche nicht in seiner Gewalt stehen; dennoch wird er von den strafenden Göttern den Geißeln der Furien übergeben, nachdem ihn seine eigene Hand des Tageslichts, dessen er sich selbst für unwürdig hielt, beraubt hatte. Im Allgemeinen betrachtet, wird hier bloß die Vereinbarkeit der moralischen Zurechnung mit dem nothwendigen Zusammenhange der Weltbegebenheiten in einem concreten Falle dargestellt. Nun ist es aber ein wesentliches Erfordernis der moralischen Zurechnung, daß eine Handlung mit Bewußtseyn und mit Kenntniß ihres Verhältnisses zum Gesetze unternommen sey. Oedipus hingegen wird Verbrecher, weil er die Personen, an welchen er sündigt, nicht kennt, und insoferne muß ihn die Vernunft von Schuld und Strafe freisprechen. Allein dieser Umstand gehört bloß zur dichterischen Dar-

stellung, welche einzig auf Erregung des Mitleids über das traurige Schicksal eines Unglücklichen berechnet ist; jene Vernunftidee, so wenig ihr das einzelne Beispiel in seiner individuellen Bestimmung angemessen ist, behauptet im Allgemeinen doch ihre Realität, und ohne den geheimen Einfluß derselben würde die Geschichte nur empörend, nicht rührend seyn. Das moralische Gefühl findet sich befriedigt durch Versinnlichung des allgemeinen Satzes, daß die Freiheit des menschlichen Willens durch Naturnothwendigkeit nicht aufgehoben wird; die besondere Art, wie in dem einzelnen Falle diese Naturnothwendigkeit bestimmt ist, fällt in das Gebiet der Dichtkunst, welche auf die Empfindung zu wirken hat. Auf diese Art läßt es sich erklären, wie die Zuschauer des Griechischen Trauerspiels das schreckliche Ende des Oedipus als ein unglückliches Schicksal beweinen und doch zugleich als verdiente Strafe billigen konnten.

IV

Ueber griechische und gothische Baukunst.

Ich habe einst bei einem, ich weiß nicht welchem, französischen Schriftsteller folgende Worte gelesen: „le but de toute architecture est d'imiter la nature: mais pendant que l'architecte grec représente la nature portante, le goth nous fait voir celle, qui germe.“ Es liegt etwas Feines in dieser Bemerkung, ob man gleich von der Natur gar nicht sagen kann, daß sie trage. Es liegt etwas darin, denn in der That sieht jeder altgothische Thurm mit seinen Ecken und Spitzen einem Baum ähnlich, von dem sich Zweige gewaltsam abreißen, auch scheinen alle Verzierungen des Hauptgebäudes aus der Natur geschöpft zu seyn. Wenn des Griechen ganzes Augenmerk auf Sicherheit geht, wenn selbst seine Verzierungen in dem Princip der Sicherheit ihren Grund zu finden scheinen, wenn die Triglyphen unterstützen, die Hohlleisten und Büste nur soweit hincingehen oder hervorragen müssen, als die sichere Ruhe des Ganzen es erfordert; errichtet der Gothe auf dünne Pfeiler ungeheure, bis in die Wolken reichende Gewölber, bauet er so, daß alles zu fallen scheint, und doch nicht fällt, und bringt Fenster, Spitzen und Rosen häufig zur Zierde an.*

* Un edifice grec n'a aucun ornement, qui ne serve à augmenter la beauté de l'ouvrage. Les pieces necessaires pour le soutenir ou pour le mettre à couvert, comme les ce-

Dieser so auffallende Unterschied zwischen dem Griechischen und Gothischen Gebäude, leitet natürlich auf die Erörterung folgender Fragen:

1) Was beabsichtigten beyde Künstler?

2) Wie kommt es, daß bey einerley Zweck der nützlichen Bauerey, die Baukunst, als Schönheit so verschieden ausfiel? und

3) Wenn es für die Schönheit eines Kunstwerks ein regulatives Princip à priori giebt, * welches wird dasselbe für die Baukunst seyn?

lonnes et la corniche, tirent leur beauté de leur proportion: tout est simple, tout est mesuré, tout est borné à l'usage. On n'y voit ni hardiesse, ni caprice qui impose aux yeux. Les proportions sont si justes, que rien ne parait fort grand, quoique tout le soit. Au contraire l'architecte gothique élève sur des piliers très minces une voute immense, qui monte jusqu'aux nues: on croit que tout va tomber, mais tout dure pendant bien des siècles. Tout est plein de fenêtres, de roses et de pointes; la pierre semble decoupée comme du carton, tout est à jour, tout est à l'air. (Lettr. de Mr. de Fenelon sur l'éloquence.)

Ludwig XIV hatte einen Preis für den ausgesetzt, der eine neue Säulenordnung erfinden würde. Sturms deutscher Fleiß zeigte durch die Combinationsrechnung, daß es noch eine, aber weiter keine Ordnung gäbe. Ob nun gleich Sturm von keinem Princip ausgieng, indem er blos die

Zur Beantwortung dieser Fragen, ja selbst zum bessern Verständniß derselben, glaube ich einige Betrachtungen über Kunstwerke vorausschicken zu dürfen.

Einige Kunstrichter sind der Meinung, daß ein Werk der Kunst drey Einheiten habe: Einheit des Zweckes, der Regel und des Begriffes. Bleiben wir bey unserm Gegenstande: so gäbe die Bequemlichkeit des Gebäudes die Einheit des Zweckes, dessen Symmetrie die der Regel, und die Wahl der Verzierungen die des Begriffes.

Ich weiß nicht, ob dieses so ganz richtig ist. Bequemlichkeit des Gebäudes scheint mehr die Brauchbarkeit als die Schönheit desselben zu betreffen: ein Bauernhaus kann sehr bequem eingerichtet seyn, ohne sich es je bekommen zu lassen, auf Schönheit Ansprüche zu machen; und Symmetrie ist an und für sich eine so schwankende Vorstellung, daß, wenn man ihren Grund nicht etwas tiefer sucht, man Alles und Nichts für Symmetrie halten kann. Sie besteht nicht bloß in dem Verhältniß der Gleichheit der Theile des Gebäudes zu einander; sondern in dem leicht zu übersehenden Verhältniß einer Zahl zu einer andern überhaupt. So gehört es z. B. auch zur Symmetrie, daß die Höhe der Thüren zu ihrer Breite, sich wie 5 : 2 verhalte; und da entsteht dann die Frage: welche Symmetrie ist schön? Fenster je zwey und zwey dicht nebeneinander, ohne Zwischenpfeiler, aber Paar-

Hohl- und Kehlleisten als wesentlich ansah, und darauf seinen Calcul fußte, so scheint mir doch daraus zu erhellen, daß die Säulenordnungen sich auf ein Princip zurückführen lassen müssen.

welse mit einem Zwischenraum von drey Fuß angebracht, geben eine sehr symmetrische, aber bey aller Symmetrie, eine unerträglich häßliche Façade. Diese Frage, die zu beantworten gar nicht zu meinem Plane gehört, zeigt aber, wie ich glaube, doch so viel an, daß die Einheit des Zweckes und der Symmetrie, wo nicht zur Schönheit des Gebäudes ganz ausserwesentliche, doch gewiß nur der Einheit des Begriffes untergeordnete Bedingungen sind.

Es läßt sich aber, meiner Meinung nach, zeigen, daß die Schönheit des Gebäudes, so wie aller Kunstwerke überhaupt, nur auf der Einheit des Begriffes beruhe, und die übrigen Dinge nur die Uebersicht dieser Einheit erleichtern, nicht sie selbst vergrößern.

Zu diesem Behufe aber müssen wir den Unterschied bestimmt angeben, der sich zwischen einem Werke des Künstlers und dem des Handwerkers, oder zwischen dem Künstler und Handwerker vorfindet.

Man nennt den im strengsten Sinne des Wortes einen Handwerker, dessen Erzeugnisse nur zum Gebrauche eines bestimmten Individuums verfertigt werden, und die auch nur für dasselbe vollkommen passen. Schuster, Schneider sind im strengsten Verstande Handwerker: sie arbeiten für einen bestimmten Fuß, einen bestimmten Körper, und ihre Arbeit paßt niemand anders genau, als dem Subject, für das sie gemacht worden.

Hingegen sind die Erzeugnisse des eigentlichen Künstlers für gar niemand bestimmt gemacht, müssen aber allen passen, die davon den Gebrauch machen, den man von

Kunstfachen machen kann. Wer sie sieht, muß von ihrer Schönheit eingenommen werden, muß die Behaglichkeit dadurch empfinden, die der Anblick des Schönen gewährt, und muß es fühlen, daß des Künstlers Hand das für den äussern Sinn schuf, wovon der innere Sinn des Kenners schon längst belebt und erfüllt war. *

Je mehr Menschen an dem Werke zu tadeln finden, je weniger man mit jedem besondern Theile zufrieden seyn kann, und je enger der Künstler sich auf eine besondere Classe von Menschen beschränkt, für die er arbeiten, denen er gefallen will, desto mehr sinkt derselbe zum Handwerker herab; und Gegenstände der Kunst können handwerksmäßig betrieben werden, wenn sie nur zu irgend einem bestimmten Gebrauche tauglich sind, aber übrigens keinem Menschen passen. Beispiele hierzu liefern die Schilder an den Gasthäusern u. s. w.

Dieser hohe Anspruch an den Künstler, daß sein Werk allen gefallen soll, ist freylich nur eine Idee. In diesem Verstande wird es nie einen Künstler gegeben haben, noch geben können: an Apelles Meisterstück fand

* In den meisten mir bekannten Sprachen geht die Stufenleiter folgender Gestalt: Handwerker, Arbeiter, Mechanicus, Künstler. Der Arbeiter ist, dem Stoff nach Künstler, der Form nach, Handwerker; der Mechanicus das Gegentheil. Der Erfinder einer jeden Sache ist stets ein Künstler; und Vulkan wird auch deshalb ein Künstler bey den Alten genannt, obgleich unsere heutigen Vulkane, selbst die Goldschmiede nur Arbeiter oder Mechanici sind.

ein Schuster etwas auszufehen. Aber sie dient uns eben deshalb, wie jede Idee, als regulatives Princip. Der Künstler soll streben, allen zu gefallen, gelänge ihm auch dieß nie.

Dieß Streben nach allgemeinem Beyfall, das dem Künstler seinen Namen erwirbt, setzt aber voraus, daß er sich bey dem Entwurf seiner Arbeit, bey dem seiner Einbildungskraft vorschwebenden Ideal das gesammte Urtheil aller Menschen über den darzustellenden Gegenstand zur Einheit gemacht habe. Der Künstler soll allen gefallen, und er muß allen gefallen können; aber ohne diese in der Vernunft gehegte Einheit wäre es dem Künstler schlechterdings unmöglich, durch bloße Abstraction von einzelnen Urtheilen, den Gegenstand so darzustellen, daß er wenigstens das Streben allen Menschen zu gefallen verrathe. Praktisch läßt sich ohne Einheit des Begriffs nichts bewirken; und der Künstler, der nicht von einem Begriffe ausgeht, der nicht die Absicht hat, einen Begriff dem Inhalte seiner Arbeit zum Grunde zu legen, der daher bloß gefällige Formen willkührlich zusammenträgt, in denen er und der Beobachter die Einheit hintennach hineinlegen, ein solcher Künstler wird stets — wenn er gar den Namen Künstler verdient — mehr Copist, als Originalkünstler seyn: er hat abgeschrieben, ohne zu wissen, was in der Urschrift steht. *

* Ex hac templorum definitione (nempe a verbe contemplari) colligimus, ipsa absque ullo tecto fuisse, unde cælum facillime aspici posset. (Ciampini vetera monum. Roman. Romæ, 1690. p. 4.) Das war also die Einheit des Begriffes bey den Tempeln und wenn wir auch keinen völlig

Auf dieser Einheit des Begriffes beruht auch die Möglichkeit des Geschmacks á priori beim Kenner. So sehr nehmlich der empirische Geschmack in jedem Menschen verschieden seyn kann, und wirklich verschieden ist; so heißt doch Geschmack á priori nichts anders, als die Gabe die Einheit des Begriffes, die der Künstler aufgestellt, leicht, wenn auch nicht deutlich zu erkennen, und davon gerührt zu werden. Hat daher der Künstler keine Einheit des Begriffes zum Inhalte seiner Arbeit gewählt, wie soll sie der Kenner herausfinden können? Einzelne Theile wird er bewundern, ohne zu wissen, was er aus dem Ganzen machen soll.

Rubens fleischigte Mägen, und der Angelica Kaufmann schlanke, swelte Figuren, gefallen beyde; und so verschieden die Darstellung ähnlicher Objekte von beyden Künstlern bewirkt worden, so verschieden auch das Urtheil des Beobachters seyn mag, wenn er sich eine Freundin nach dem Ideale Rubens oder nach dem der Angelica Kaufmann wählen sollte, so sehr kann er doch, als ein Mann von Geschmack, beyde gleich schön finden. Er sieht die Einheit des Begriffes, die beyde Künstler für Weiberschönheit festgesetzt haben, und findet die Darstellungen schön, weil sie diesem Begriffe entsprechen.

Rubens sah die Fülle des üppigen Genusses, als den höchsten Zweck für Weiberschönheit an; und von der

offnen, wie C gesehen haben will, antreffen, so läßt sich doch wenigstens erklären, warum in vielen Tempeln das Licht von oben durch die Kuppel fällt.

äußersten Fußspitze bis zur Brustwarze stellen seine Weiber diese Schönheit dem Auge des Beobachters dar. Angelica hingegen, selbst Weib, und daher die Würde ihres Geschlechts etwas höher setzend, als bloß die thierische Hälfte des Mannes zu seyn, Angelica sah die weichgeschaffene Seele des Weibes, dessen Geschmeidigkeit, dessen Stärke beim Vorsatz, dessen Schwäche in der Leidenschaft, als den vorzüglichen Charakter der Weiberschönheit an; und jede ihrer Figuren zeigt dem, nur mittelmäsig geübten Auge, diesen Charakter aufs deutlichste. Man eilt ungeduldig von Theil zu Theil des graciösen Körpers, bis zum Mund, bis zum Auge, und wünscht von jenem ein holdes Wort zu hören, in diesem einen Funken von Leidenschaft glühen zu sehen.

Mit dem Verluste der Einheit des Begriffes — die ich auch die Geschmackseinheit nenne — fängt auch der gute Geschmack an, zu sinken, und er geht entweder gänzlich zu Grabe, oder es wird eine neue Geschmackseinheit erfunden werden müssen, oder endlich wird der alte Geschmack durch vorgefundene Bilder und Muster wieder aufs neue organisirt, aber nicht eher beseelt werden können, als bis man der alten Geschmackseinheit wieder auf die Spur gekommen ist.

Daß dieß der Erfahrung gemäß sey, wird jeder einsehen, der nur im mindesten über das nachgedacht hat, was man den Verfall des Geschmacks nennt. Unsere Musik und unsere Tanzkunst, sind ganz was anders, als sie bey den Griechen gewesen. Ihre Geschmackseinheit in diesen beyden Künsten ist für uns ganz verloren gegangen, und es lag wohl eine Kluft von mehreren Jahrhunderten da-

zwischen, ehe es einer neuer Schöpferkraft gelang, beyde Künste wieder einiger Maassen zu beleben.

In den übrigen bildenden Künsten arbeiten wir noch jetzt bloß nach dem Vorbilde der Alten, ohne sie so eigentlich recht zu verstehen; und der Künstler muß sich streng an die Begriffe der Mythologie binden, wenn er bey dem Inhalte mythologischer Arbeiten verständlich werden will. Es wäre vielleicht nicht schwer aus der Geschichte den Zeitpunkt zu bestimmen, wann die Geschmackseinheit in dieser oder jener Kunst verloren gegangen und warum sie verloren gegangen.

Aber vorzüglich werde ich mich bestreben in Ansehung der Baukunst zu zeigen, was für eine Geschmackseinheit ihr überhaupt zum Grunde liege, warum der griechische Geschmack schon zu Konstantin des großen * Zeiten zu verschwinden angefangen, und der Gothe lieber nach arabischen ** als nach griechischen Mustern gebauet habe.

Die Geschmackseinheit wird nun entweder an und für sich, oder symbolisch, oder bloß analog dargestellt. Die Tanzkunst, insofern sie etwas mehr bedeutet, als herum-

* Quo argumento satis docemur, quantam cladem tractu temporis passa fuerit cum cæteris artibus Architectura, cum quarto nostræ salutis sæculo adeo a veteri sua dignitate prolapsa jaceret. Ciampini l. c. C. II. p. 23.

** S. Schmidts Gesch. d. Deutsch. Theil 1, E. 12. und Herders Ideen zur Philos. der Mensch. Theil 4. S. 327.

hüpfen in durcheinanderlaufenden Linien, insofern sie auch einen Inhalt hat, stellt diese Einheit an und für sich dar. Die Geschichte wird vor unsern Augen aufgeführt; jede Gruppe, jede Bewegung ist, oder soll seyn Ausdruck dessen, was die handelnden Personen in diesem Augenblicke fühlen: es sind Personen aus verschiedenen Ländern, mit verschiedener Muttersprache, denen nur die allgemein verständliche Sprache der Natur, die Mimi, zu Gebote steht.

Der Mahler oder Bildhauer des Alterthums, der das kindische Betragen, die blinde Parthenlichkeit, die fast nothwendige Unbeständigkeit, die schmerzhafteste Freude, und den fröhlichen Schmerz der Liebenden als Einheit faßte, um darnach das Bild der Liebe zu personificiren, stellte alle diese Merkmale symbolisch in Amor dar: ein Kind, mit einer Binde vor den Augen, Flügeln auf dem Rücken, mit goldnen aber spizigen Pfeilen im Köcher.

Hingegen kann die Musik die Geschmackseinheit nur analog darstellen. Wie der Gang der Leidenschaft in der Zeit nach und nach wahrgenommen wird, entweder stets feyerlich wie die Liebe des Spaniers, oder zudringlich und tändelnd, wie die des Franzosen, muß der Gang der Musik seyn, die diese Leidenschaft darstellen soll. Daher wird man aus der Musik, ohne Benhilfe gesungener Worte, wohl wissen, ob sie Traurigkeit oder Freude bezeichnen, nie aber den Grund zu diesen Empfindungen.

Sind diese Voraussetzungen gegründet, so schreite ich zu meinem Gegenstande, woraus dann noch erhellen

wird, daß die Baukunst, eben so wie Mahler- und Bildhauerkunst, die Geschmackseinheit symbolisch darstelle.

„Wie die Menschen denken und leben, so bauen und wohnen sie“ sagt unser Herder; und das ist gewiß wahr. Denn bey allen Menschen hat Bauerey mit Gesetzgebung die stärkste Aehnlichkeit: durch beyde soll der Mensch Sicherheit und Schutz erhalten. Unter sein Dach rettet er sich vor Wind, Wetter und Kälte; unter das Obdach der Gesetze vor dem Sturme boshafter Menschen, vor ihren wetterwendischen Gesinnungen, und verwandelt ihre theilnehmungslose Kälte in thätige Wärme zum Heil und Frommen des Mitmenschen. Hier wie dort wird er in den Stand gesetzt, Herr dessen zu bleiben, was er rechtmäßig besitzt, und sein Eigenthum im Schooße seiner Familie ruhig genießen zu können.

Eine Art von Gesetzgebung hatten alle Völker der Erde: gut oder schlecht, gleichviel, wenn sie nur für das Volk in seiner Lage paßte; auch baute jeder sein Hüttchen so gut oder so schlecht er konnte, aber allemal gewiß so gut, als er es brauchte. Dort Schiedsrichter in jedem besondern Falle, ein Anführer im Kriege, und wenn es hoch kam, ein Wahrsager, der auch zugleich Moralist war; hier ein Paar Lanzen in die Erde gesteckt, mit Kleidern zum Dache, ein Stein zur Lagerstelle, und wenn es hoch kam, ein Graben um das Haus zur Vorsicht und zur Grenzscheidung — dies war bloß nützliche Gesetzgebung, nützliche Bauerey, ohne Kunst in beyden.

Solange die Menschen nomadisch lebten, brauchte man wohl schwerlich etwas besseres in dem einen Falle!

Die Hören. 1795. 8tes St.

Konnte man schwerlich was schöneres denken in dem andern: hier wie dort sorgte man nicht für die künftige Generation, kaum für den künftigen Frühling.

Sobald aber die Menschen anfangen stät zu werden, und sich in ihre Gesetzgebung Kunst mischte, konnte sich auch ihre Bauerey in Baukunst verwandeln. Begeistert von der Schönheit der Gesetze, konnte es ihnen einfallen, ihre Empfindung für diese Schönheit symbolisch darzustellen; und sie führten ein schönes Gebäude auf. Der schöne Gesetzgeber Numa war auch in Rom der erste, der auf Schönheit der Gebäude sein Augenmerk richtete.

Aber nur eben die Empfindung des Künstlichen in der Gesetzgebung, die der Mensch als schön erkennt, und die sich seinem Gemütthe einprägt, kann er auch in seinem Gebäude als schön abbilden. Die symbolische Darstellung als Wirkung, wird nicht über die Ursache, die sie aus der Gesetzgebung schöpfte, hinaus gehen; und so mußten denn Griechen und Gothen frenlich ganz verschiedene Geschmackseinheiten in Betracht der Architectonischen Schönheit haben.

Schon von Dracos Zeiten an, verwandte der Grieche seinen ganzen Kunstfleiß in der Gesetzgebung, auf die Haltbarkeit des Staatskörpers; jeder Theil mußte tragen, jeder Mittel werden, den Hauptzweck der Gesetzgebung, das Ganze zu erhalten, und jeder sollte nur seines Daseyns so weit froh werden, als es diesen Zweck verherrlicht. Dieß war die Schönheit in der Gesetzgebung, dieß die Geschmackseinheit in dem Griechischen Gebäude. Auf Fußgestellen ruhen Säulen, diese tragen

Capitälé, und beide tragen die Kuppel, das Obdach des Gebäudes, den Endzweck des Ganzen.

Mit dem Verfall der griechischen Staaten, fieng die Geschmackseinheit der Gebäude an, undeutlich zu werden, wurde nur von sehr guten Augen noch zu Nero's Zeiten bemerkt, und verschwand gänzlich aus dem Gesichte unter Constantin dem Großen. Nun das System des griechischen Staatskörpers nur noch durch äussere Stützen zusammenhielt, Nero mehr durch Grillen und Launen, als mit Bedachtsamkeit und Hinsicht auf die Erhaltung des Ganzen herrschte, und endlich Constantin durch Verlegung der Residenz nach Byzanz, die erste Ursache zu jenem Unheil des doppelten Kaiserthums ward, nun konnte wohl auch schwerlich der Künstler die Schönheit der Regierungsform in sein Werk übertragen, und das Räthsel ist ziemlich gelöst, weßhalb sich auf dem von Constantia benannten Bogen so widersprechende Dinge, und in allen seinen Gebäuden Säulen von aller Ordnung, ohne die mindeste Auswahl vorfanden. So war seine Regierung, so mußten seine Kunstwerke seyn. Der schöne griechische Einklang hatte aufgehört zu tönen, und schreckliche Dissonanzen gellten in den Ohren der Künstler.

Nun erschien der Gothe, der, zu Anfange des fünften Jahrhunderts, sich mit Macht von der römischen Oberherrschaft losreißen wollte, dessen ganzes Bestreben, dessen ganze Verbindung zu einem Körper auf Freiheit und Erweiterung gieng, und der daher keine andere Schönheit in der Regierungsform kannte, als die jenen Zweck beförderte. Die politische Verbindung zu diesem Endzwecke war der schönste Anblick für ihn, und auch

feine Gebäude mußten diesen Geschmack an den Tag legen. Alles reißt sich, in den altgothischen Gebäuden, von dem Hauptstamm ab, nichts trägt, alles ist offen, alles, bis auf die Zierrathen, aus der Natur entlehnt, alles nach Eigenwillen verbunden, nichts soll dem Zwange unterliegen.

Seine Freyheit mitten unter einengenden Schwierigkeiten durchzusetzen, kann durch kein Bild so schön symbolisch dargestellt werden, als durch die Tulpenblättrige Form, welche die Gothen ihren Bogen gaben, und die das Charakteristische der alten sowohl als neuen gothischen Bauart ist. Der Bogen ist oben nicht zusammengedrückt: er hat noch Spitze, noch Kraft durchzudringen und wartet nur gleichsam auf eine Gelegenheit auszubrechen, voneinander zu plagen, und seine, fast bis oben parallel laufenden Schenkel ins Unendliche auszubreiten. Wo nichts die Kraft des nach Freyheit strebenden Menschen einengt, da erhebt er sich so weit er kann, ohne Rücksicht auf die Frage: wie wird das halten? Er verläßt sich auf seine Kraft. Daher des Gothen hohe Thürme, die die Atmosphäre durchbohren, und fallen mußten, wenn die Materialien nicht so gut wären; daher keine Kuppel, keine Spiegelgewölber, keine Säulen, keine Capitale — nichts trägt, nichts drückt, alles geht vorwärts.

Welche Schönheit konnte der Gothe in dem griechischen Gebäude finden, da er diese Schönheit in seiner Gesetzgebung nicht vor Augen hatte? Nach seinem Willen hätte hier das Oberste von den Theilen zertrümmert werden sollen; und nach seinem Geschmacke brauchte es auch dort nicht mehr von ihnen so ängstlich getragen zu

werden. Nur in dem arabischen Geschmack fand er Bedeutung, nur von einem Volke, das über Gesetzgebung so ziemlich gleich mit ihm dachte, konnte er die Geschmacksweise entlehnen.

Ich lasse Goldmanns Muthmaßung dahingestellt seyn, daß die Corinthische Ordnung sich an den Tempeln, die Dorische aber an dem Pallaste Salomons gefunden habe. Eben so gleichgültig ist es, welche Ordnung zuerst erfunden worden.

Allein, nach meiner Meinung, scheint Sturms * Behauptung, daß es nur drey verschiedene Ordnungen überhaupt gebe, sehr richtig zu seyn. Denn in einem Staate, in dem das Ganze von den Theilen getragen wird, giebt es nur drey Stände: Bürger, Edler und Souverain. Der erste trägt, anspruchslos, um Stütze des Ganzen zu seyn, mit natürlicher Einfachheit, dem einzigen Charakter, der seinem Stand geziemt; die männliche und weibliche Toscanische Ordnung. Der zweyte trägt auch seine Last: aber er siebt auch dabey auf seine eigne Verherrlichung. Die Dienste, die er dem Ganzen leistet, sollen in die Augen springen, und er trägt mit Anstand: die männliche und weibliche Ionische Ordnung. Endlich dient der Abglanz des Souverains ihm jene Ueberlegenheit über schwache Geister zu geben, die dessen schlichten Nutzen nicht einzusehen vermögen; er muß höher an Körper seyn, wenn er von ihnen für höher am Verstande gehalten werden soll, muß ihnen ein Spiel, eine Augenweide zur Schau stellen. Der Pöbel

* S. Sturms Civilbaukunst. Augsb. 1718.

gafft und staunt hierüber, indes der Einsichtsvollere in dem Souverain, nur insofern er Staatsbürger ist, seine Größe bewundert: die männliche und weibliche Corinthische Ordnung.

Diese drei Stände waren weder bei den Arabern, noch den Gothen so genau geschieden, als bei Griechen und Römern; und daher hat auch das gothische Gebäude höchstens Pfeiler, aber keine Säulen.

Als nun zu Hugo Kapets Zeiten der Staat sich abermals zu organisiren anfing, verstand man nicht mehr, was für eine Geschmackseinheit die Gothen bei ihren Gebäuden gehabt hatten, und fand nur Schwerfälligkeit, Ueberladung und wildes Spiel der Einbildungskraft darinn. Man bauete, ohne allen Begriff, neu gothisch, bloß symmetrisch, ohne Geschmackseinheit; bis man endlich um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts anfing, die vorgefundenen Muster der griechischen Baukunst nachzuahmen, ohne ihre Geschmackseinheit zu verstehen.

Die Horen

Jahrgang 1795

Neuntes Stück.

T ü b i n g e n

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1 7 9 5

Inhalt des neunten Stück.

	Seite
I Das Reich der Schatten.	1
II Beiträge zur Geschichte der neuern bildenden Kunst.	— 11
III Auf die Geburt des Apollo. Nach dem Griechischen.	— 30
IV Schwarzburg.	— 39
V Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.	— 45
VI Homer, ein Günstling der Zeit.	— 53
VII Natur und Schule.	— 89
VIII Das verschleierte Bild zu Saïs.	— 94
IX Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.	— 99
X Der philosophische Egoist.	— 126
XI Die Antike an einen Wanderer aus Norden.	— 128
XII Deutsche Treue.	— 130
XIII Weisheit und Klugheit.	— 132
XIV An einen Weltverbesserer.	— 133
XV Das Höchste.	— 134
XVI Ilias.	— 135
XVII Unsterblichkeit.	— 136

Die Horen.

Erster Jahrgang. Neuntes Stck.

I

Das Reich der Schatten.

Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Ronde wechseln und Geschlechter Lieben,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen,
 Muß der Blume Schmuck vergehen,
 Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
 Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
 Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen,
 Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
 Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
 Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
 Die von ihren Gütern nichts berühren,
 Fesselt kein Gesetz der Zeit.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
 Frey seyn in des Todes Reichen,
 Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
 An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
 Des Genußes wandelbare Freuden
 Rächet schleunig der Begierde Flucht.
 Selbst der Styr, der neunfach sie umwindet,
 Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
 Nach dem Apfel greift sie und es bindet
 Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
 Die das dunkle Schicksal flechten,
 Aber frey von jeder Zeitgewalt,
 Die Gespielin seliger Naturen
 Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
 Göttlich unter Göttern, die Gestalt
 Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
 Werft die Angst des Irdischen von euch,
 Flihet aus dem engen dumpfen Leben
 In der Schönheit Schattenreich!

Und von jenen fürchterlichen Schaaren
 Euch auf ewig zu bewahren,
 Brechet muthig alle Brücken ab.
 Zittert nicht, die Heimat zu verlieren,
 Alle Pfade, die zum Leben führen,
 Alle führen zum gewissen Grab.
 Opfert freudig auf, was ihr besessen,
 Was ihr einst gewesen, was ihr seyd,
 Und in einem seligen Vergessen
 Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweyre
 Diese Freystatt, keine Reue,
 Keiner Sorge, keiner Thräne Spur.
 Losgesprochen sind von allen Pflichten,
 Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
 Allen Schulden sterblicher Natur.
 Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
 Seiner Fesseln glücklich unbewußt,
 Selbst die rächende Erinne schlafe
 Friedlich in des Sünders Brust.

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
 Frey, in der Vollendung Strahlen
 Schwebte hier der Menschheit Götterbild,
 Wie des Lebens schweigende Phantome
 Glänzend wandeln an dem Iyng'schen Strome,
 Wie sie stand im himmlischen Gefild,
 Ehe noch zum traurigen Sarkophage
 Die Unsterbliche herunter fieg.
 Wenn im Leben noch des Kampfes Waage
 Schwankt, erscheine hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
 Den Erschöpften zu erquickten,
 Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
 Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
 Reißt das Schicksal euch in seine Fluten,
 Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
 Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
 Bei der Schranken peinlichem Gefühl,
 Dann erblicke von der Schönheit Hügel
 Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
 Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
 Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
 Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
 Und mit frachendem Getös die Wagen
 Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
 Muth allein kann hier den Dank erringen,
 Der am Ziel des Hippodromes winkt,
 Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
 Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
 Wild und schäumend sich ergossen,
 Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
 Durch der Schönheit stille Schattenlande,
 Und auf seiner Wellen Silberrande
 Mahlt Aurora sich und Hesperus.
 Aufgelöst in zarter Wechselliebe,
 In der Anmuth freyem Bund vereint,
 Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
 Und verschwunden ist der Feind.

Wenn das Todte bildend zu beselen,
 Mit dem Stoff sich zu vermählen
 Thatenvoll der Genius entbrennt,
 Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
 Und beharrlich ringend unterwerfe
 Der Gedanke sich das Element.
 Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
 Raucht der Wahrheit tief versteckter Born,
 Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht
 Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
 Und im Staube bleibt die Schwere
 Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
 Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
 Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen
 Steht das Bild vor dem entzückten Blick.
 Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
 In des Sieges hoher Sicherheit,
 Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
 Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit trauriger Blöße
 Steht vor des Gesetzes Größe,
 Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
 Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
 Eure Tugend, vor dem Ideale
 Fliehe muthlos die beschamte That.
 Kein Erschaffner hat dieß Ziel erflogen,
 Ueber diesen grauenvollen Schlund
 Trägt kein Rachen, keiner Brücke Bogen,
 Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
 In die Freiheit der Gedanken ,
 Und die Furchterscheinung ist entflohn ,
 Und der ewige Abgrund wird sich füllen ;
 Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
 Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
 Des Gesetzes strenge Fessel bindet
 Nur den Sklavensinn , der es verschmäht ,
 Mit des Menschen Widerstand verschwindet
 Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfängen ,
 Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
 Sich erwehrt mit Namenlosem Schmerz ,
 Da empöre sich der Mensch ! Es schlage
 An des Himmels Wölbung seine Klage ,
 Und zerreiße euer fühlend Herz !
 Der Natur furchtbare Stimme siege ,
 Und der Freude Wange werde bleich ,
 Und der heiligen Sympathie erliege
 Das Unsterbliche in euch !

Aber in den heitern Regionen,
 Wo die Schatten selig wohnen,
 Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
 Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
 Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
 Nur des Geistes tapfere Gegenwehr.
 Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
 Auf der Donnerwolke duftgem Thau,
 Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
 Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
 Gieng in ewigem Gefechte
 Einst Alcib des Lebens schwere Bahn,
 Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
 Stürzte sich, die Freunde zu befreien,
 Lebend in den Acherontschen Rahn.
 Alle Plagen, alle Erdenlasten
 Wälzt der unversöhnten Göttin List
 Auf die will'gen Schultern des Verhafteten,
 Bis sein Lauf geendigt ist,

Biß der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

II

B e t r ä g e

zur Geschichte der neuern bildenden Kunst.

Die Frage, wann und wodurch die bildenden Künste am besten gedeihen, hat man schon auf verschiedene Weise zu beantworten gesucht. Einige behaupten, daß die Freyheit ihnen besonders günstig sey, andere wollen sie bloß für Kinder des Reichthums und der Ueppigkeit gelten lassen. Am öftesten überredet man sich, daß Ehre, Besohnungen, Theilnahme der Großen und öffentliche Lehr-Anstalten die Mittel seyen, sie empor zu bringen.

Da wir uns nicht anmaßen, hierüber zu entscheiden, oder den verwickelten Knoten der Meinungen aufzulösen, sey es uns nur erlaubt zu bemerken, daß diese Wirkung nicht von einfachen Ursachen abzuhängen scheine, sondern daß die Kunst nur alsdann wachsen und blühen könne, wenn Zeit und Ort, Menschen und Umstände glücklich zusammentreffen.

Die letzte Hälfte des dreizehenden Jahrhunderts, das vierzehende und fünfzehende mit dem Anfang des sechs- zehenden umfassen den ganzen Zeitraum, in welchem Kunst und Geschmack sich aufs neue aus der Barbaren erhoben und zu der größten Höhe emporstiegen, welche sie damals erreichen konnten.

Italien hatte zu jener Zeit fast die Gestalt des alten Griechenlands, in welchem alle Künste zum erstenmal sich zur schönsten Reife ausbildeten. Vende waren in mehrere kleine Staaten und unabhängige Städte von sehr verschiedener Verfassung getheilt, die immer unruhig, eifersüchtig und entzweyet, alle Mittel versuchten, und alle Kräfte aufboten, Herrschaft oder Vorzüge zu gewinnen. Eine allgemeine und außerordentliche Thätigkeit der Individuen belebte den Ackerbau, die Handlung und Manufakturen. Reichthum und Ueberfluß verbreitete sich, und indem die einfachen halbproben Sitten im bürgerlichen Leben verhältnißmäßig nur geringen Aufwand forderten und erlaubten, wurden öffentliche Gebäude, an denen die Liebe zur Pracht sich uneingeschränkt zeigen konnte, oft zum Erstaunen groß angelegt und kostbar verziert. Nicht selten verschwendete man so viel an einzelne Theile, daß das Ganze nicht völlig ausgeführt werden konnte.

Ohne Zweifel trugen die Kreuzzüge viel zu dem neuen Leben der Kunst bey; wahrscheinlich kam durch sie die Neigung zu Prachtgebäuden, Statuen, Gemälden und Mosaiken aus dem Orient wieder nach Italien. Die Schwärmeren gab allen Unternehmungen eine religiöse Wendung, und brachte auf diese Weise der Kunst großen Vortheil. So viele Kirchen und Klöster wurden erbaut, und die Künstler, die hiezu nothwendig waren, fanden häufig Gelegenheit, sich durch öffentliche Arbeiten hervorzu thun, und reizten einander zum rühmlichen Wett-eifer. Das Volk verglich und beurtheilte ihre Werke, fühlte sich daran erst erbaut, alsdann vergnügt und unterrichtet, und bildete allmählig seinen eigenen Geschmack.

Noch bis auf diesen Tag hat die italienische Nation hierin einen Vorzug vor allen andern. Ihr allgemeiner Geschmack, ob er gleich die Kunst nicht auf der höchsten Höhe erhalten konnte, hindert doch ihren gänzlichen Verfall.

Vor allen andern italienischen Städten und Staaten hat Florenz zu Wiederherstellung der Künste unstreitig das meiste beigetragen, und ist als die Wiege derselben anzusehen. Die erste berühmte Schule ward daselbst durch den Giotto * gestiftet, und brachte ununterbrochen, bis auf die Zeit, da die Kunst wieder zu sinken anfing, eine Reihe vortrefflicher Künstler hervor.

Die Periode, welche zwar nicht die glänzendste, aber doch für den Fortgang der Kunst die wichtigste war, fällt ohngefähr in die Mitte des vorhin erwähnten Zeitraums, und kann unsre oben geäußerte Meinung bestätigen. Florenz besaß damals zugleich vier Künstler von seltenen Talenten, welche sich auf eine fast unbeareifliche Weise in den Künsten hervorthaten.

Wenn auch Cimabue, sein Meister, schon einige Verbesserungen in der Kunst gewagt, so hat doch Giotto, welcher mit ungleich größern Talenten begabt war, das meiste zu Abschaffung des barbarischen Geschmacks beigetragen und die Kunst wieder auf den rechten Weg und zur Nachahmung der Natur, zurückgeführt. Er war zu Vespignano, einem Dorf ohnweit Florenz, Anno 1276. geboren, und starb Anno 1336.

Donato * übertraf seine Vorgänger und Zeitgenossen, vorzüglich in größern Arbeiten von Marmor. Ghibertis ** Werke in Erz gefallen durch die Simplicität, womit sie erfunden, durch den Fleiß und Geist, womit sie ausgeführt sind. Massaccio *** verbesserte den Geschmack in der Malerey und dem Brunelleschi **** war es gelungen, durch emsiges Studieren der alten Reste die Regeln der Baukunst wieder zu finden. Soviel die Kunst diesen Männern zu verdanken hat, so viel sind sie wieder dem Zeitalter und ihrem Vaterlande schuldig, die ihnen eine so erwünschte Gelegenheit verschafften, an großen und prächtigen Werken alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln und anzuwenden.

Man hat wenig Beispiele, daß ein Volk oder die Vorsteher desselben bey Errichtung öffentlicher Denkmale so zweckmäßig gehandelt und dadurch die Kunst zugleich so sehr befördert haben, als von den Florentinern geschah,

* Donato, gewöhnlich Donatello genannt, geb. zu Florenz Anno 1383. gest. den 13ten Sept. 1466.

** Lorenzo Ghiberti, sein Biograph Vasari hat weder das Jahr seiner Geburt noch seines Todes angegeben, scheint aber doch der Meynung zu seyn, Ghiberti sey einige Jahre jünger gewesen als Donato oder Brunelleschi.

*** Massaccio, geb. zu S. Giovanni del valdarno A. 1402. gest. zu Florenz. A. 1443.

**** Filippo Brunelleschi, geb. zu Florenz A. 1377. gest. den 16ten Apr. 1446.

welche einen Wettstreit vieler Bildhauer veranstalteten, als die ehernen Thüren zur Kirche St. Johannis des Täufers verfertigt werden sollten, und zur Wölbung der Kuppel des Doms alle berühmte Baumeister zusammenberiefen, um demjenigen, welcher sich als der tüchtigste Meister zeigen würde, die Ausführung zu übergeben. Wie sehr mußte ein solches Verfahren die Künstler reizen, und ihren Talenten einen höhern Schwung geben! Gewiß werden die berühmten Werke, die dadurch entstanden sind, die Bewunderung und Racheiferung aller Jahrhunderte erregen.

Viel jünger als die Florentinische, ist die Venetianische Schule. Sie fängt mit *Bivarini* * an, in dessen Arbeiten schon die Spuren des guten Kolorits sich finden, durch welches diese Schule sich in der Folge so vortheilhaft ausgezeichnet hat. Die vorzüglichen Eigenschaften des *Johan Bellin* gründeten aber ihr Ansehen, und in seinen Schülern *Titian* und *Giorgione* erreichte sie ihren höchsten Flor.

* Es gibt verschiedene Künstler dieses Namens, welche vermuthlich auch alle von einer Familie gewesen sind. *Ludwig Bivarini* von *Murano* ist der älteste derselben, und war in Rücksicht seines Zeitalters ein trefflicher Künstler. Eines seiner Gemählde in der Sakristey der Kirche *St. Giov. et Paolo* zu *Venedig* ist mit der Jahrzahl 1414. bezeichnet. *Johannes* und *Antonius Bivarini* von *Murano* malten um 1444 und 1445. Endlich war *Bartholomäus Bivarini* ein Zeit- und würdiger Kunstgenosß von *Johann Bellini*, er arbeitete zwischen 1460 und 1490.

Unter dem Namen der römischen Schule versteht man in der genauesten Bedeutung den Raphael, und diejenigen Maler, welche seiner Manier folgten, zuweilen aber begreift man darunter alle Künstler, welche im Kirchenstaate geboren sind, doch rechnet man das Bolognesische, und Ferraresische Gebiet seiner Lage nach zur Lombardischen Schule.

Diese hatte den Corregio zum Stifter, wenigstens bildete sie aus seiner Manier ihren eigenthümlichen Charakter. Durch die Carracci und ihre Zöglinge glänzte sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts über alle andere Schulen und nur gleichsam aus ihren Trümmern ist später die neue römische entstanden.

Von den übrigen Schulen hier etwas weiter zu erwähnen, wurde uns vom Zwecke entfernen, den wir uns vorgestekt haben, indem sie nichts wesentliches bestrugen, die Kunst empor zu bringen und vollkommner zu machen. Strenge genommen wäre dies auch schon bei der alt-römischen und lombardischen Schule der Fall. Wenn durch die großen Häupter derselben die Kunst zur obersten Höhe gelangte, so neigte sie sich in ihren Schülern und Nachahmern schon wieder zum Falle.

Der Zweck dieser kurzen allgemeinen Uebersicht, wie die neuere Kunst entstanden und aufgewachsen, war, die Herkunft und Abstammung der Werke zu zeigen, welche wir in der Folge zu betrachten gedenken, und wir sind über diese frühern Epochen flüchtig hinweggegangen, weil wir eigentlich nur das Höchste und Schönste zur Anschauung bringen möchten. Ehe wir aber dasselbe in

den Werken Raphaels, Titians und Corregios auffuchen, müssen wir noch bey den Meistern dieser Künstler und ihren Zeitgenossen verweilen, damit wir unsre Leser, wie durch einen Vorhof zum Tempel der neuern Kunst hinaufführen, und uns Stufenweise mit ihnen bis zur Betrachtung des Vollkommensten erheben, was sie anzubieten hat.

Johannes Bellini.

Die Zeit, da Johannes Bellini geboren worden, kann nicht genau bestimmt werden; wahrscheinlich hat er im Jahr 1514 nach einem ruhmvollen Leben, zu Venedig die Schuld der Natur bezahlt, und soll nach dem Zeugnisse verschiedener Schriftsteller 90 Jahre alt gewesen seyn.

Setzen wir uns durch allgemeine Betrachtung seiner Werke in Stand, über den Gang und Charakter seiner Kunst zu urtheilen, so erscheint Bellini als einer der ehrwürdigsten und seltensten Menschen, welche in der Geschichte der Kunst auftreten. Wir rechnen ihn zwar nicht zu den allgewaltigen durchbrechenden Genie's, die einen hohen Flug nehmen, und sich neue Bahnen eröffnen, nach dem glänzenden Ziele zu rennen, welches selbst über die Gränzen der Möglichkeit hinaus gestekt scheint: hingegen ist er gemäßigt, stille, immer nüchtern, ein unbestechlicher Freund der Natur und der Wahrheit. Dem Erhabenen, Ausdrucksvollen oder Tiefrührenden hat er nie nachgestrebt, sondern mehr das Angenehme, das Freundliche geliebt. Einfachheit und Innigkeit schmücken alle

Die Horen. 1795. 9tes St.

seine Bilder, und darum sind auch selbst die aus den frühern Jahren gefällig, ungeachtet sie noch in der alten trocknen Manier gearbeitet sind. Nachher bemühte er sich die Natur genauer nachzuahmen, und verbesserte dadurch seine Zeichnung, hauptsächlich aber die Farbe, auf welche seine Neigung besonders gerichtet war.

Diese Manier, welche noch immer von Steifheit und Härte nicht ganz frey ist, war die eigenthümliche und bekannteste unsers Künstlers, deren er sich auch die meiste Zeit seines Lebens bedient hat. Nachdem aber Giorgione und Titian der Malerern eine neue Gestalt gegeben, so näherte er sich mehr ihrer Art zu mahlen; seine Farbe wurde dann wärmer, der Pinsel freyer und überhaupt die Wirkung seiner Bilder weit angenehmer.

Hierin ist es, wo sich Bellini nach unserer Meynung als ein ausserordentlicher und in seiner Art einziger Mensch bewiesen hat, und deswegen Bewunderung verdient. Denn es bedurfte allerdings seltene Gaben, reine Liebe für die Kunst, und ein großes edles Gemüth, daß er in seinem Alter, als seine Schüler ihn übertrafen, und selbst seinen Ruhm einigermaßen verdunkelt hatten, weder Neid noch Eifersucht zeigte, sondern den Werth ihrer Verbesserungen freywillig anerkannte und sogar Verläugnung genug besaß, dieselben nachzuahmen.

Die Darstellung der Maria in der Churfürstl. Gallerie zu Dresden * scheint ein Bild aus der

* Man kann voraussetzen, daß viele unserer Kunstliebenden Leser die Gallerie zu Dresden kennen, und gesehen haben;

Jugendzeit unsers Künstlers zu seyn. Es ist flach und hart, in der Anordnung zwar natürlich, aber ganz kunstlos, die Farben wechseln nicht gehörig mit einander ab, und thun daher keine gute Wirkung; ungeachtet dieses Fehlers ist das Werk anziehend und unterhaltend, weil die Köpfe treu nach der Natur gemahlt sind. Der Verfasser verräth gute Anlage zur Kunst, ob er gleich mit den Theorien derselben noch wenig bekannt ist und die einzelnen getrennten Theile seines Bildes nicht kunstmäßig in ein gefälliges Ganze zu verbinden versteht. * Zu sei-

darum wird in der Folge immer vorzüglich Rücksicht darauf genommen werden, Bilder aus derselben zu benutzen, wenn sie anders Resultate geben können, welche unsern übrigen Absichten entsprechen.

* Da dieses Bild mit Oehlmalen gemahlt zu seyn scheint, so können wir nicht unbemerkt lassen, daß unser auf den Augenschein gegründetes Angeben etwas verschieden ist von dem, was sonst die Geschichte erzählt. Denn wenn es wahr wäre, daß die Oehlmalerey erst um das Jahr 1470 durch den Antonello da Messina nach Venedig gebracht worden, und Bellini A. 1424 geboren wäre, so müßte er dieses Bild in einem Alter von beynahе fünfzig Jahren verfertigt haben, welches aber wegen des Jugendllichen und Unreifen in der Manier nicht wohl seyn kann; oder man müßte annehmen wollen, daß Bellini trotz seines Talents so lange ungebildet geblieben sey, und erst nach dieser Zeit die großen Schritte gethan habe, von welchen seine letzten Werke zeugen. Wie ungereimt eine solche Vermuthung allenfalls wäre, fällt von selbst in die Augen

ner Zeit werden wir uns zu zeigen bemühen, wie ein großer Meister diesen rohen aber gehaltreichen Stoff zu benutzen gewußt, und eines seiner vortrefflichsten Meisterstücke daraus bereitet hat.

Eine Christus Figur, auch in der Gallerie zu Dresden ist in einer mehr ausgebildeten Manier gearbeitet. Die Lichttinten des Fleisches verdienen viel Lob, und überhaupt sind die Farben in diesem Bilde rein und kräftig; da die Figur aus der Landschaft, welche ihr zum Grund dienet, hervortritt, so läßt sich mit Grund vermuthen, Bellini sey durch sein ernstes Studium über die Farbe auch zugleich zur Erkenntnis der Gesetze der Haltung oder Luftperspektive gekommen, und habe zuerst die Anwendung derselben versucht.

Die Manier, welche wir in der Darstellung der Maria haben entstehen, und in der Christusfigur wachsen und fortschreiten sehen, ist in dem schönen Gemälde in der Sakristen der Kirche de frari zu Venedig zu völliger Reife und Ausbildung gelangt. * Dasselbe

— und weil nicht leicht eine billige Ursache zu finden seyn möchte, die Originalität des Stückes, von welchem wir hier gesprochen haben, verdächtig zu machen, so ist wohl jeder, dem dieser Zweifelsknoten ein Vergerniß seyn sollte, genöthigt, ihn zu zerschneiden, und dafür zu halten, daß Bellini um 20 Jahre jünger gewesen, als die Geschichtschreiber anzugeben pflegen, worauf alles das, was schwierig oder widersprechend geschienen, sich sogleich geben wird.

Ist A. 1488 gemahlt.

stellt die Maria mit dem Kinde vor; auf beiden Seiten stehen Heilige und zu ihren Füßen auf Stufen sind zwei kleine Engel, von denen der eine, welcher die Flöte bläst, vorzüglich wohl gerathen ist. Bellini hatte eine besondere Vorliebe zu dergleichen Gegenständen; daher findet man nicht selten in seinen Werken singende oder auf Instrumenten spielende Engel angebracht.

Eine Marienbild in der Kirche Santa Maria Maggiore zählen wir unter seine vorzüglichsten Werke, es gelang ihm, darin den eigenthümlichen Reiz der Venetianischen Frauen, die schönen heitern Augen mit unübertrefflicher Treue und Wahrheit darzustellen.

Zu dem berühmten Bild zu St. Giobbe und in dem eben so schönen zu St. Zacharia * wird die Manier des Giorgione sichtbar, welcher Bellini nun zu folgen angefangen hatte; der ältere Styl behält zwar noch sein Recht, fast möchte man sagen, die Oberhand, aber der Fleiß ist doch schon mehr versteckt, die schneidende Härte gemäßigt, die Farbe wärmer, und es herrscht durchgehends ein größerer und edlerer Geschmack darinn als in allen vorher angezeigten Werken.

Das Abendmahl zu Emaus an der Seite des Hauptaltars in der Kirche St. Salvatore ist endlich das Ziel in der Laufbahn und, wie wir glauben, die höchste Stufe, die unser Künstler erreicht hat; jede Spur seiner frühern Manier ist hier ausgetilgt, der Geist des Gio-

* A. 1505 gemahlt, und das Bild zu St. Giobbe wahrscheinlich fast um eben diese Zeit.

gione scheint über diesem Bilde zu schweben. Täuschend gleicht es in dem herrlichen glühenden Colorit, in der geistreichen freien Behandlung, wie auch in Stärke und Wirkung, den bessern Arbeiten dieses Malers und es wird kein Vorwurf sein, wenn auch nach genauer Betrachtung etwas weniger Feuer und mehr Mäßigung bemerkt werden sollte.

Ein allgemeiner Ueberblick über die Werke des Bellini lehrt uns, daß er die Manier des Giorgione mehr als die des Titian geliebt und nachzuahmen gesucht habe; als Beweis hierfür kann auch noch eine Göttermahlzeit in der villa aldrovandini zu Rom, mit seinem Namen bezeichnet, angeführt werden, wo nach der Art des Giorgione mehr auf den allgemeinen Ton der Farbenmassen als auf zarte Nuanzirung derselben gesehen worden, und überhaupt die flachen Partien besser als die Rundungen oder Uebergänge ausgedrückt sind. Darum verdient auch die Sage wenig Glauben, daß Bellini dieses Bild unangemacht hinterlassen und Titian dasselbe geendigt habe.

Pietro Perugino.

Wenn es auch diesem Künstler, der vom Jahre 1446 an bis 1424 gelebt, und sich in der Schule des Andrea Verocchio gebildet hat, zur großen Ehre gerechnet wird, daß Raphael sein Schüler gewesen; so ist hingegen seinen eignen Verdiensten oft zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Um dieselben nun nach Billigkeit zu beurtheilen, wird man das geschmeidige Talent, welches wir so eben an Johann Bellini gelobt haben, als eine

feltene Erscheinung betrachten müssen, und von keinem andern wieder eben so viel fordern wollen, als vielleicht nur dieser einzige hat leisten können.

Pietro Perugino war auch wirklich, wie es uns scheint, nicht geschickt, den von seinen jüngern Zeitgenossen Leonhard da Vinci, Fra Bartholomeo, Michael Angelo, und hauptsächlich von Raphael eingeführten neuern Styl ganz anzunehmen; sondern hat sich immer näher an die ältere Manier gehalten. Da man aber nun einmal gewohnt ist, ohne Unterschied den Werth eines jeden Kunstwerks, nach seinem Verhältniß zu den Arbeiten der genannten großen Männer zu bestimmen: so läßt sich leicht begreifen, warum unser Künstler im allgemeinen weniger hochgeschätzt wird, als wir glauben, daß in gehöriger Rücksicht auf dasjenige, was er zu Verbesserung der Kunst beigetragen hat, geschehen sollte.

In seinen Werken finden sich selten große, kühne oder glänzende Gedanken, oder sonst etwas, welches berechtigen könnte, Ihm ein besonderes Talent für die Composition zuzueignen. Oft ordnet er seine Figuren zu symmetrisch, oft zu zerstreut an, und besitzt in diesem Stück gar keinen wesentlichen Vorzug über die Aeltern. Seine Zeichnung ist besser, aber das Nackende doch noch hager, und die Falten der Gewänder kleinlich und zu scharf gebrochen; überhaupt sind alle Figuren mehr gebogen als gewendet und daher immer ein wenig steif, auch selbst in den besten Werken, in den geringern aber ist die Manier des Giotto noch nicht völlig ausgerülgt. Seine meisten Bilder sind nur schwach beleuchtet, oft flach und nicht ohne Härte; nur in einigen

wenigen (vermutlich Früchten reiferer Jahre) bemerkt man mehr Rundung und Stärke, wozu aber, da es sämmtlich Oehlgemälde sind, die Zeit auch etwas beigetragen haben kann. Hingegen sind seine Verdienste um das Kolorit unstreitig, und er hat darin alle ältere Meister der Florentinischen Schule übertroffen. Die Natur ahmte er in seinen Werken mit der lobenswürdigen Einfachheit seiner Zeit sehr getreu nach; sein Ausdruck ist wahrhaft, richtig, herzlich, weit entfernt von allem, was Karikatur oder Ueberladung heißen könnte. Aber noch mehr Ehre gebührt ihm dafür, daß er (wie wir glauben bemerkt zu haben) der erste gewesen ist, der Schönheit und Grazie, die so lange von der Kunst sich verlohren hatten, zuerst wiedergefunden und zurückgeführt hat. Raphael selbst ist die Grundzüge zu seinem Madonnen Ideal, dem reinsten und edelsten Produkt der neuern Kunst, diesem seinem Lehrer schuldig. Wir beziehen uns dießfalls nicht nur auf ein einzelnes Bild oder eine einzelne Figur, sondern auf eine sehr beträchtliche Anzahl Werke unsers Künstlers, welche alle für uns zeugen; und jedermann, der nur Gelegenheit hat zwei oder drei ächte Stücke desselben zu sehen, kann hierüber zur völligen Gewißheit gelangen. In allen offenbart sich die Lust am Gefälligen und Schönen, ein milder Hauch des zarten, sanftfühlenden, sich ergießenden Herzens, der, wenn auch der Verstand zuweilen in Rücksicht auf Regeln mehr fodert, doch immer das Gemüth befriedigt und erfreut.

Von dem, was wir bisher über die Kunst des Pietro Perugino gesagt haben, können sich Liebhaber aus einer kleinen Anbetung der Könige in der

Eurfürstl. Gallerie zu Dresden manches deutlich und anschaulich machen. Die geistreichen und zum Theil schönen Köpfe und das gute Kolorit werden ihnen die vorzüglichen Eigenschaften dieses Meisters zeigen, hingegen wird die Zusammensetzung, Licht und Schatten, die Bäume des fernern Hintergrundes, u. a. m. seinen und seines Zeitalters noch nicht ganz gebildeten Geschmack verrathen. Zwen grössere Bilder aus der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, umfassen und zeigen beynabe seine ganze Kunst und zwar von der vortheilhaftesten Seite. Beyde stellen Madonnen vor und Heilige, welche neben ihnen stehen. Zeichnung, Ausdruck, Farbe, Kraft und Rundung ist alles nach dem Maaß des Vermögens unsers Künstlers fürtrefflich. Eins dieser Gemählde ist in der Tribune aufgestellt, wo es bei auserlesenen Werken der größten Meister einen ehrenvollen Platz einnimmt; das andere hängt in der eigentlichen Gallerie und hat nicht geringere Verdienste.

Noch angenehmer als diese beyden und ohne Zweifel das gefälligste von allen seinen Bildern ist die Vermählung der Maria in der Capelle des Sakraments, in der Domkirche zu Perugia: und obwohl das Ganze in seiner Art sehr schön ist, so wollen wir doch in Rücksicht auf unsern Zweck nur vorzüglich das bescheidene reizende Wesen der Maria und das schöne zarte Gesicht des Jünglings, der seinen Stab zerbricht, bemerken.

Die Himmelfahrt Christi in der Kirche des heil. Petrus in eben dieser Stadt, ist schon lange her berühmt gewesen, und die Apostel verdienen allerdings grosses Lob. Aber Johannes leuchtet jugendlich schön

mit goldnen Locken aus allen hervor; auch hat Raphael den seinigen in der Disputa diesem ähnlich, nur mit noch mehr Kunst und Wissenschaft gebildet.

In der Zeit, da wir beschäftigt gewesen sind, die Verdienste und Gaben des Pietro Perugino zu überdenken, und auseinander zu setzen, haben wir gleichsam nähere und innigere Bekanntschaft und Freundschaft mit demselben gemacht. Um so mehr betrübt es uns denn, daß Er, der bey verschiedenen Gelegenheiten die ehrlichste Uneigennützigkeit bewiesen hat, und dessen schöne Eigenschaften durch seine Werke dargethan sind, dennoch unbilliger Weise verdächtig gemacht worden ist, er sey bloß aus niedriger Habsucht in der Kunst so fleißig, und überdem ein Erzbösewicht gewesen, der einige Dogmen der Kirche bezweifelt habe. Auch vermeinen seine Geschichts- und Lebensschreiber Ihn dadurch herunter zu setzen, daß sie uns berichten, Er habe seine schöne junge Frau lieb gehabt, habe ihr, (was heut zu Tag für sehr erlaubt gehalten wird) Schmuck und hübsche Kleider gekauft, und Sie oft gar mit eigener Hand angezogen. Vasari vita de Pittori. T. I. p. II. p. 478.

Andreas Mantegna.

Dieser Künstler hat seinen Namen von dem langen Aufenthalt zu Mantua bekommen, wo er den Fürsten aus dem Hause Gonzaga gedient hat, und im Jahr 1517 in einem Alter von 66 Jahren gestorben ist. Die Stadt Padua will als sein eigentlicher Geburtsort angesehen werden, und es kommt ihr diese Ehre wenigstens

in Absicht seines Ruhms zu, den er sich daselbst schon in früher Jugend durch öffentliche Arbeiten erworben hat.

Die Kunst des Mantegna trägt den strengen Charakter der äußersten Bestimmtheit. Er liebte diese so sehr, und zog die Umriffe in seinen Gemälden und Zeichnungen so ungemein scharf, daß es läßt, als ob er sie gleichsam hätte eingraben wollen. Daher sind alle seine ächten Werke, zwar hart, aber in einem hohen Grade geistreich, deutlich und bis auf die geringsten Kleinigkeiten mit unverdrogenem Fleiß und Sorgfalt geendigt. Sie reizen übrigens weder durch lebhaftes Kolorit noch durch Eleganz oder Großheit der Formen. Ob es gleich sehr wahrscheinlich ist, daß er viel nach Antiken studirt und eine große Zuneigung zu denselben gehabt habe: so gelang es ihm doch nicht ganz, sich über die Dürstigkeit und enge Beschränkung der ältern Manier bis zur freyen Nachahmung des Schönen zu erheben. Indes danken wir doch diesem Studium eine lobenswürdige Zierlichkeit, welche sich besonders in den Gewändern seiner Figuren zu äußern pflegt, deren Falten oft recht gut und mit Geschmack gelegt sind.

Auch in der Composition hat unser Künstler schätzbare Verdienste besessen, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er dieselben ebenfalls in der Schule des Alterthums gesammelt habe. Jetzt dürfen wir ihn darum freylich nicht mehr zu Nachahmung empfehlen, denn es haben bessere Künstler seit der Zeit richtigere Wege gezeigt; aber man wird doch zugeben müssen, daß seine meisten Figuren gut gewendet, und vernünftig in Gruppen zusammengestellt sind, und daß er auch diese

wieder untereinander in Verbindung zu bringen gesucht hat; welches alles vorher noch nicht, oder doch nur selten, und mehr wie durch Zufall, geschehen zu seyn scheint.

In der Gallerie zu Dresden bemerkt man eine Verkündigung, welche, wie aus der fleißig gemahlten Architektur des Grundes und aus einigen guten Stellen des Gewandes zu vermuthen ist, ein Werk des Mantegna seyn kann; allein dieses Bild giebt keinen deutlichen Begriff von der Kunst des Meisters, weil, allem Anscheine nach, eine ungeübte Hand durch Aufmahlen vieles daran verdorben hat.

Die Freskogemälde in der bekannten Capelle zu St. Agostino in Padua, sind zwar von seinen frühern Arbeiten; sie unterscheiden sich aber doch im Styl nicht gar sehr von zwen kleinen Oehlgemälden in der Florentinischen Gallerie, welche für Werke aus der besten Zeit unsers Künstlers gelten. Von diesen stellt das eine die Darstellung Christi im Tempel, das andere die Himmelfahrt der Maria vor. Beyde sind einander an innerm Werth fast ganz gleich, und nöthigen beyde den ungemeynen Fleiß, der daran fast verschwendet worden, zur Bewunderung. An den zierlich gelegten Falten, und der simpeln Stellung und Bewegung der Figuren, ist besonders im ersten Bild, das Studium der Antike unverkennbar.

Unter der Decke eines Saals im Clementinischen Museum sind noch ein paar Figuren von der Capelle übrig geblieben, die Pabst Innocentius VIII von Mantegna

hat bemahlen lassen. Diese schönen Reste eines ehemals berühmten Werks machen Freunden der Kunst den Verlust desselben doppelt empfindlich.

Man muß den mit Leimfarben gemahlten Reichenam Christi in der Villa aldrovandini zu Rom, als ein Brauourstück unsers Künstlers ansehen, worin derselbe seine Meisterschaft in Verkürzungen zu zeigen gesucht hat. Ueberdies geben die äußerst strengen, harten Umriffe, die aber doch nicht ängstlich, sondern mit Kühnheit und Sicherheit gezogen sind, einen vollkommen deutlichen Begriff von dem Eigenthümlichen seiner Manier.

In eben dieser Villa ist eine große getuschte Zeichnung oder Karton von der Grablegung Christi, welche in Rücksicht auf Geist und Ausdruck, (in so fern er dessen mächtig war) ein Meisterstück genannt zu werden verdient. Sie ist fleißig ausgeführt, und ganz mit dem Pinsel auf weißes Papier schraffirt, so daß die Behandlungsweise mit der Schattirung der Freskomahlerenen übereinkommt.

Eine andere kleinere Zeichnung, aber nicht geringer an Verdienst, befindet sich in dem Cabinet der Zeichnungen in der Gallerie zu Florenz. Die Vorstellung ist, Judith, welche das Haupt des Holofernes in einen Sack steckt, den ihre mohrische Magd darhält. Vermuthlich ist dieses eben dasselbe Stück, dessen schon Bassari im Leben des Mantegna mit besonderm Lob Erwähnung gethan hat.

Die Fortsetzung folgt.

III

Auf die Geburt des Apollo.

Nach dem Griechischen.

Dein gedenk ich Apollo du Fernretter, und
 werde
 Nie vergessen dein Lob zu verkünden. In Ju-
 piters Hause
 Fürchten die Götter dich alle, sie heben wie
 du hereintrittst
 Von den Stühlen sich auf, den kommenden Sie-
 ger zu ehren.
 Lato aber allein bleibt sitzen neben dem Donn-
 rer,
 Spannt den Bogen dir ab, und schließt den Kö-
 cher, sie löset
 Von der glänzenden Schulter die Waffen dir
 los, und hänget
 An dem Pfeiler des Vaters sie auf am golde-
 nen Nagel,
 Leitert zum Sitze den Gott. Es reicht der Va-
 ter, im goldnen
 Becher, Nektar dem Sohn und grüßt ihn freund-
 lich, die andern
 Götter setzen sich auch, es freut sich Lato, die
 grose
 Ihres herrlichen Sohns. Begrüßet selige Lato

Sey uns, Mutter herrlicher Kinder! Apollo den
 König,
 Artemis hast du geboren, die Freundin treffens-
 der Pfeile,
 Auf Ortugia diese, auf Delos jenen, der
 rauhen
 Insel; am großen Gebirge, dem Cynthischen Hü-
 gel gebahrst du
 An die Palme gelehnt. Der Juopus rauschte
 vorüber.

Wie besing ich, o Däobus, dich Liederre-
 chen? Es kommen
 Alle Lieder von dir, die auf der nährenden
 Erde
 Auf den Inseln des Meers den Menschen fest-
 lich erschallen.
 Freye Gipfel gefallen dir wohl der höchsten Ge-
 birge
 Nach dem Meere sich stürzende Flüsse, die off-
 nen, gekrümmten
 Weitgestreckten Ufer des Meers, die Buchten
 und Häfen.

Sing ich wie dich Lato gebahr, dich Freude
 des Menschen
 An den Cynthischen Hügel gelehnt, im rauhen
 vom Meere
 Ringsumflossenen Delos; es trieben die säuselnden
 Winde
 Die bewegliche Fluth von allen Seiten ans
 Ufer.

Dort entsprangst du, beherrschest nunmehr die
 Sterblichen Alle
 Welche Creta, welche der Gau Athens ernäh-
 ret,
 Und Nigina die Insel, Euboea schiffreich und
 Niga
 Eiresiai, Neparethos am Meere, der Thracische
 Athos,
 Pelios hohes Gebirg, die tralische Samos, des
 Idas
 Schattige Rücken, und Skyros, Phokaia, dann
 der Erhabne
 Berg Autokanes, Imbrus bewohnt von Vielen
 und Lemnos
 Unwirthbares Gestade, die göttliche Leskos, der
 sel'ge
 Siz Niolions, Chius, die schönste der Inseln
 im Meere,
 Nimas steinig, und Corufos hoch, die herr-
 liche Claos
 Dann Nisagees hohes Gebirg, das gewässerte
 Samos
 Nütales steiles Gebirge, Miletus, Koos, die
 hohe
 Enidus, die stürmische Karpathos, Naxos und
 Paros,
 Und Rhinaia die steinige; schmerzlich verlegen
 durchwandert
 Diese Länder und Inseln, den Sohn zu ge-
 bähren die Göttinn,
 Suchet Wohnung dem Sohn, allein die Länder
 erheben

Keines wagte, das fruchtbarste nicht, Apollon zu
tragen.

Endlich stiegst du auf Delos, verehrte Lato,
und sagtest:

Delos, willst du der Sitz des Sohnes,
den ich gebähre
Thron Apollens werden, und seinem herrlichen
Tempel
Platz gewähren? — Fürwahr, dich wird kein
andrer verlangen
In Besitz zu nehmen, denn weder Stieren be-
förderst
Du, noch Schafen den Buchs, und es gedei-
het der Weinstock
Weder auf dir, noch gedeihet der Trieb der
unendlichen Pflanzen.
Ehret dich aber Apollon des herrlichen Tempel,
so bringen
Hekatomben die Menschen dir alle versammelt;
es duftet
Immer glänzend der Rauch des dampfenden Opfers,
dich schützen,
Bist du die Wohnung des Gottes, die Götter
für feindlichen Händen.
Nun bedenke, wie wenig du sonst durch Früchte
berühmt bist.

Also sprach sie, es freute sich Delos, und
sagte dagegen:
Lato herrlichste Tochter des großen Kronions,
wie gerne

Die Horen. 1795. 9tes Stück.

Nähm' ich den treffenden Gott bey seiner Ge-
 burt auf! die Menschen
 Reden Uebels von mir, ich weiß es, aber ich
 würde
 Dann aufs höchste verehrt. Allein die propheti-
 schen Worte
 Fürcht ich, Látó, verberge dir's nicht. Sie
 sagen, es werde
 Grimmig aus dir ein Verderber entstehn, und
 über die Götter,
 Ueber alle Menschen gebieten; das fürcht ich,
 erblickt er
 Erst das Licht, so verachtet er mich und mein
 rauhes Gestade,
 Tritt mit den Füßen mich weg und in die
 Tiefe des Meeres,
 Daß die Wellen mir über und über den Schei-
 tel bedecken,
 Geht und findet alsdann sich eine gefällige Woh-
 nung
 Baut den Tempel daselbst, und pflanzt die schat-
 tigen Haine.
 Mich umkriechen Polypen, die schwarzen Kälber
 des Meeres
 Machen sich Höhlen in mir, und mich ver-
 gessen die Völker.
 Darum betheure mit heiligem Schwur, erhabene
 Göttinn,
 Daß er hier den Tempel erbaut, den Sterbli-
 chen allen,
 Die mit vielen Nahmen ihn nennen, Orakel
 verkündigt.

Lato hört es, und schwur sogleich die heiligen Schwüre:
 Wisse die Erde, der Himmel da droben, es wisse der schwarze
 Drunten fließende Styr (die seligen Götter verbindet
 Diese Betheurung des heiligen Eids) im Tempel des Phöbus
 Hier an seinem Altar solls ewig duften, vor allen
 Ländern und Inseln des Meers soll er dich immer verehren.

Nach vollendetem Schwur erfreute sich Deios, erwartend
 Seines Gottes. Allein von schmerzlichen Wehen gequälet
 Litt neun Tag' und Nächte die Göttinn. Es waren die andern
 Göttlichen Frauen zu ihr die herrlichsten alle gekommen.
 Rhea, ferner Diana, dazu die forschende Themis,
 Amphitrite mit ihnen, die Göttinn seufzender Wogen.
 Andre mehr der unsterblichen Frauen. Es weilte mit Vorsatz
 Häre, sitzend im Hause Kronions, beschäftigte künstlich
 Dich, gebährenden Frauen erwünschteste Eileithüia

Dir verbarg sie die Schmerzen der leidenden
 Göttinn, .mißgönnte
 Jupiters herrlichen Sohn der ringellockigten Læ-
 to.

Aber die göttlichen Frauen versendeten Iris
 von Delos
 Eileithüia zu holen, die Helferinn, ließen zu-
 sammen
 Eine köstliche Schnur um den Hals, von gol-
 denem feinem
 Drate künstlich geflochten ihr, lang neun Ellen,
 versprechen.
 Heimlich solle sie Iris berufen, daß Häre nicht
 etwa
 Merkte die Absicht und hinderlich wäre der schei-
 denden Göttinn.
 Schnell entfernte sich Iris mit leichten Füßen;
 und legte,
 Zwischen Himmel und Erde den Raum in Kur-
 zem zurücke,
 Kam zum Sitze der Götter, dem hohen Olym-
 pus und winkte
 Eileithüien heraus vor die Thüre des göttlichen
 Hauses,
 Sagte mit eilenden Worten ihr alles, was die
 erhabnen
 Frauen ernstlich befohlen; und sie bewegte das
 Herz ihr.
 Bende gingen wie schüchterne Tauben, und ka-
 men nach Delos.

Da Eleithüia, die Helferinn, Delos betre-
 ten,
 Wirkten die Wehen gewaltig, es nahte Lätos
 Entbindung.
 Mit den Armen umschloß die Göttinn den Palms-
 baum; die Füße
 Stemmte sie gegen das Gras, die Erde lächelte.
 Mächtig
 Sprang an's Licht der göttliche Sohn, es jauchz-
 ten die Frauen,
 Wuschen heilig und rein im klaren Wasser, o
 Phöbus
 Deine Glieder und wickelten dich in glänzende
 zarte
 Neue weiße Gewande, die goldene Binde dar-
 über.
 Und es tränkete nicht die Mutter den göttlichen
 Knaben,
 Themis reichte mit göttlichen Händen ihm Mel-
 tar zu saugen
 Und Ambrosia hin, zur Freude Lätos der
 großen
 Die den herrlichen Sohn nach vielen Sorgen
 gebahren.
 Aber kaum genoß er die Kost der unsterblichen
 Götter,
 Als die goldenen Binden nicht mehr den Stre-
 benden hielten,
 Bande der sterblichen Jugend, die Knoten löß-
 ten sich alle.
 Und die göttlichen Frauen vernahmen die Rede
 des Knaben:

IV

Schwarzburg.

In sich gehüllt, umkränzt von grünen Hügeln,
 Leis angeweht von milder Schwermuth Flügeln,
 Ruht dort das Thal in stiller Dämmerung.
 Ein kühler Luftstrom walt mir sanft entgegen,
 Und der Begeistrung süße Schauer regen
 Des Herzens Saitenspiel mit leisem Schwung.

Hier lege, was ihm Menschen aufgedrungen,
 Des Vorurtheils erträumte Forderungen,
 Der frohe Wanderer ehrerbiethig ab,
 Und geh allein, sich selbst zurückgegeben,
 Der Wahrheit und Natur mit reinem Sinn zu leben
 Ein freyer Mensch, mit seinem Pilgerstab.

O du Natur! Wie strebt in deinem Reiche,
 Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche,
 In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
 Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,
 Und aus der Freyheit Götterschaale rinnen,
 Glückseligkeit und Nahe mild hervor!

Und nur der Mensch von außen und von innen,
 Bestürmt, geengt, wünscht mit entflammten Sinnen,
 Was ihn aus deinem stillen Kreise zieht,
 Und giebt des Herzens süße Trunkenheiten,
 Des Selbstgefühls, der Freiheit Seeligkeiten,
 Für ein erkünstelt Glück, das bald ihn flieht!

Wie schwebt der Blick die Höhen auf und nieder,
 Und kehrt, getränkt mit süßen Bildern wieder,
 Und neue Ahnung schwellt das trunkne Herz.
 Es fühlt den hohen Reiz mit leisem Beben,
 So still und groß, so voll von Blut und Leben,
 Und ringt mit Lust und wunderbarem Schmerz.

Was für ein süßer weicher Wohlklang säuselt
 Zu mir empor! Sieh über Kiesel kräuselt
 Ein Bach sich hin mit sanfter Melodie,
 Bald rauscht er fort gewaltig, wie auf Flügeln
 Des Sturmes, bald, geküßt von grünen Hügeln,
 Klagt er der Sehnsucht leise Harmonie.

Wie ist mit einem Mal von einem rauhen
 Gebürg', das sich vermessen in die blauen
 Gewölke drängt, der Eingang mir, entrückt!
 Und durch den grünen walddigten Kolossen,
 Scheint, wie durch Feenhand der Ausgang mir verschlossen,
 Der leise sich um einen Felsen drückt.

Dort schwimmen, wie mit Flammen übergossen,
 Im Sonnenschein, von Azurblau umflossen,
 Von süßen Düften freundlich überwält,
 Die jungen Büsche sanft den Hügel nieder,
 Und Fels und Hain tönt vom Gesange wieder,
 Der lieblich durch die zarten Zweige halt.

Dicht nebenan, gehüllt in finstre Trauer,
 Stürzt, leis durchweht vom kühlen Abendshauer,
 Ein Fichtenwald den steilen Berg hinab,
 Und seitwärts blickt, umweht von Ulm und Flieder
 Ein dunkler Fels aus jäher Höh' hernieder,
 Bedeutungsvoll und schweigend wie das Grab.

Bald wo der Blick an hohen Wänden scheitert,
 Von keinem Blümchen, keinem Baum erheitert,
 Drängt eine Klippe unsern Pfad hinweg,
 Wir klimmen fort an schroffen Felsenwänden,
 Der Abendsonne letzte Stralen senden
 Noch mildes Licht auf den zerrissnen Steg.

Und immer tiefer taucht in graue Düste
 Der Himmel sich und über stille Klüfte
 Webt leise sich der Dämmerung trüber Flor,
 Vermorren schweben jetzt Erinnerungen
 Der Seele vor, von Schwermuth sanft bezwungen.
 Und leise steigt der Ahnung Flug empor.

Hier unbemerkt, allein mit Moos und Steinen,
 Sich jedes Weh dem Herzen zu entwöhnen,
 Im tiefsten Hain, vor jedem Blick versteckt,
 Und eingewiegt in süße Träumereien,
 Sich jedes ahnenden Gefühls zu freuen,
 Von keiner kalten Wahrheit aufgeschreckt,

Bis endlich sich die dunkeln Farben mildern,
 Und mit der Hoffnung sanft verklärten Bildern
 Die rasche Zeit den stillen Schmerz ereilt,
 Dann einst von Harmonie herben gewinkelt
 Ein holdes Wesen stumm an unsern Busen sinket
 Das unsre Menschenflucht versteht und theilt!

Das gleicher Drang auf ewig an uns bindet,
 Das unser Herz in unserm Auge findet,
 Durch kalte Weisheit nicht den edeln Schmerz entebrt,
 Bis losgewunden nun zu neuem Leben
 Die trunkenen Seelen wieder aufwärts schweben
 Ist dann die Welt noch einer Sehnsucht werth?

Der Schimmer stirbt, die Sterne blicken nieder,
 Der Nachtwind weht mit thauigtem Gefieder,
 Und tiefe Ruhe wohnt im Fichtenhain:
 Verworren quellen nun aus leichten Schatten
 Der Bäume Formen weich hervor, und gatten
 Sich lieblicher im bleichen Mondenschein.

Wir sind am Ziel! Dem müden Wanderer winket
 Ein mondbeglänzt's Dörfchen, und er sinket
 Mit leichtem Muth auf weichen Rasen hin,
 Und um ihn duften lieblicher die Linden
 Singt lieblicher der Quell, und unvermerkt entschwinden
 Der Schwermuth Bilder dem befreuten Sinn.

Tief athmet er die Luft, den stillen Frieden,
 Der hier ihm winkt, er fühlt sich abgeschieden
 Von jedem Weh, der Blumen Hauch, die Luft
 Wehn freundlicher; er sieht in muntern Reihen,
 Ein glücklich Volk sich lautem Jubel wehnen
 Und folgt dem Trieb, der ihn zur Freude ruft.

Verhältnisse sind hinter ihm versunken,
 Wie schlägt sein Herz von neuem Leben trunken!
 Wie fließt sein Blut so heiter wie der Quell!
 Er glaubt beherzt mit heiligem Vertrauen
 An Lieb' und Freundschaft, wallt auf Blumenauen
 Und o! wie wird die Zukunft ihm so hell!

Und immer leiser schwebt in lusterfüllten Räumen
 Die Phantasie und unter leichten Träumen
 Berweht die kurze mondbegränzte Nacht.
 Schon schauert durch den Hain ein neues Feuer,
 Schon spielt die Luft im jungen Laube freyer
 Schon ist mit mildem Glanz der Tag erwacht.

Hinauf! dort wo der jungen Sonne Stralen
 Mit Himmelsglanz des Vogels Schwingen mahlen,
 Erwacht die Phantasie mit neuem Schwung.
 Wir steigen fröhlich durch bethaute Matten
 Den Tannenwald hinan, wo Sonnenlicht mit Schatten
 Zusammenschmilzt in süße Dämmerung.

Wie schwimmt in seinem lichten Farbenranze
 Von Sonnenschein umspielt, im Aetherglanze.
 Der schöne Grund vor meinem trunknen Blick!
 Mit der Natur in hohem Einklang fühlet
 Das rege Herz, von neuer Lust durchwühlet,
 Und ahnet der Begeisterung nahes Glück.

Die reinste Luft, geschöpft aus Aetherquellen,
 Umsäufelt mich, auf ihren leichten Wellen
 Wallt die entzückte Seele himmelan.
 Wie wogt im Glanz der jungen Morgenfonne
 Ein Meer von neuer Lebenskraft und Wärme,
 Durch meine Brust ein Freudenocan!

Hinab! Ich will mir selbst die Banden kürzen,
 In diesen Himmel mich hinab zu stürzen,
 In dieser Glut zu sterben, Götterglück!
 Ich seh die leichten Schranken niederfallen,
 Mich aufgelöst im reinen Aether wallen
 Und Gottheit ligt in diesem Augenblick!

V

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

F o r t s e t z u n g.

Diese Geschichte gefällt mir, sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist; so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns selbst fragen und andere beobachten; so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände die uns dazu nöthigen.

Ich wünschte, sagte Karl, daß wir gar nicht nöthig hätten uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennen was wir nicht besitzen sollen. Leider ist in unsern Zuständen alles so zusammen gedrängt, alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte und wir sollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Genüsse Verzicht thun.

Lassen Sie uns, sagte Luise zum Alten, nun Ihre Geschichte weiter hören.

Der Alte. Sie ist wirklich schon aus.

Luise. Die Entwicklung haben wir freulich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterscheiden richtig, und da Sie sich für das Schicksal meines Freundes interessiren, so will ich Ihnen wie es ihm ergangen noch kürzlich erzählen.

Befreyt von der drückenden Last eines so häßlichen Vergehens, nicht ohne bescheidne Zufriedenheit mit sich selbst, dachte er nun an sein künftiges Glück und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um sich gegen sie zu erklären und um sein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand sie schöner und heiterer als jemals. Mit Ungedult erwartete er den Augenblick in welchem er sie allein sprechen und ihr seine Aussichten vorlegen konnte. Die Stunde kam und mit aller Freude und Zärtlichkeit der Liebe erzählte er ihr seine Hoffnungen, die Nähe seines Glücks und den Wunsch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache, sehr leichtsinnig, ja man dürfte beinahe sagen höhnisch aufnahm. Sie scherzte nicht ganz fein über die Einsiedelei, die er sich ausgesucht habe, über die Figur die sie beyde spielen würden, wenn sie sich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten und was dergleichen mehr war.

Betroffen, und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdrossen und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein so genannter Better, der mit angekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich

zog und einen grossen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon einmal gelungen war, schien ihm zum zweytenmale möglich. Er sah Ottilien oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verlohren und er fühlte bald, daß selten bey ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch seyn konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich auch noch die letzten Fäden entzwey zu reißen.

Diese Operation war schmerzhafter als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, in denen sie beyde durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblick, daß alles anders seyn möchte als er es sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust habe die Stadt zu verlassen, sie lies

ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden, in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen. Sie lies ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwartete, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in allem noch ansehnlicher und rechtlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer so vielen Reizen zu entsagen. Ja vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst, und in seinem Betragen allzuviel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte; daß er aber für beyde nicht rathlich hielt, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren, und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz los zu lassen, und so sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frey.

Was soll ich nun weiter umständlich seyn? Ferdinand eilte in jene friedlichen Gegenden zurück, seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig

und ward es nur mehr als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim alles that seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in spätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bey ihm eingedruckt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal etwas das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Übung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Stegreife etwas mußten versagen können.

Auf eine Weise die ich im Anfang nicht billigen konnte untersagte er, zum Beyspiel, einem Knaben bey Tische von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war als wenn weiter nichts geschehen wäre.

Und so ließen die ältesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst einen Leckerbissen vor sich vorbegehen; dagegen erlaubte er ihnen ich möchte wohl sagen alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über alles gleichgültig zu seyn und ließ ihnen eine fast unbändige Freyheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß alles auf die

Minute geschehen mußte, alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft und niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich konnte Ihnen stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über diese sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als einem catholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch sowohl sich selbst Enthaltbarkeit als andern Gehorsam geloben sollte; nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Barones machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im Ganzen wohl recht gehabt habe; denn so komme auch in einem Reiche alles auf die executive Gewalt an; die Gesetzgebende möge so vernünftig seyn als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sey.

Luise sprang ans Fenster, denn sie hörte Friedrichen zum Hofe hereinreiten. Sie gieng ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam, und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sey, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sey, da der übrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

In eben dem Augenblicke, sagte er, als der Brand sich schon dem Zimmer näherte rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben diesem Schreibtische stand. Im

Hinanzutragen mochte sich etwas am Werke verrücken und sie blieb auf halb zwölf stehen. Wir haben also wenigstens was die Zeit betrifft eine völlige Uebereinstimmung. Die Barones lächelte, der Hofmeister behauptete, daß wenn zwei Dinge zusammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne! Luise gefiel es dagegen diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht gehabt hatte, und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

Wissen Sie nicht, sagte Karl zum Alten, uns irgend ein Märchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die lustigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen, verbunden mit der Wahrheit bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, deucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen, sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so daß wir vergessen, daß etwas außer uns sey, das diese Bewegung hervorbringt.

Fahren Sie nicht fort, sagte der Alte, Ihre Anforderungen an ein Product der Einbildungskraft unständlicher auszuführen. Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen, denn sie selbst kann nicht fordern, sie muß erwarten was

Ihr geschenkt wird. Sie macht keine Pläne, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühen Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts und an alles erinnert werden sollen.

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem was indessen geschehen war einzuziehen hoffte.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI

H o m e r ,

ein Günstling der Zeit.

Als Thales gefragt ward, was er für das Weiseste in der Welt halte? antwortete er: die Zeit, denn sie hat alles erfunden.

Dem gemäß gaben die Griechen dem Zeit-Gott (Chronos) die größten und schönsten Namen. Vater der Dinge, Enthüller der Wahrheit, den Prüf- und Schleifstein der Gedanken, den besten Rathgeber der Sterblichen nannten sie ihn, priesen von ihm: daß er alles mildere, richte, polire; er fördere fortwährend Unbekanntes ans Licht, und lasse Bekanntes in Dämmerung sinken. u. f.

Eben so könnte man in einer andern Allegorie sagen, daß die Sterblichen mit diesem alten Gott in einem fortwährenden Streit leben, daß manche seiner Kinder sich anmaßen, was keiner von ihnen, sondern Er allein gethan hat, und thun konnte; endlich daß unter seinem Namen er manche Glückliche oft unerwartet mit dem reichsten Ruhm kröne.

Wem sind nicht jene Fabelnahmen des Alterthums bekannt, deren Einer oft die Erfindungen ganzer Jahr-

hunderte in sich zu begreifen scheint? Thaut, Theut, Thot, Hermes, Orpheus; es ist fast keine Kunst, keine Wissenschaft, die das Leben der Menschen menschlich gemacht hat, deren Anfänge man ihnen nicht zugeschrieben. Wie ihre, so gelten mehrere Namen des Alterthums als vielfagende Sternbilder am dunkeln Himmel, als große Constellationen der alten Zeit.

Mit Begebenheiten und Unternehmungen ist's wie mit den Erfindungen; sie, die bloß und allein Geburten der Zeit sind, mögen wir gern einzelnen Unternehmern zuschreiben. Romulus und Numa z. B. sollen mit den Mauern und dem Gottesdienste Roms, bereits alles im Sinne gehabt haben, was innerhalb dieser Mauern nur durch Hülfe der Zeit entstand, was sich aus diesen Mauern nur durch Hülfe der Zeit über die Welt verbreitet. Alexander bei seinem Uebergange nach Asien, bei Errichtung Alexandriens, Babylons und anderer Städte soll im Sinne gehabt haben, was in vielen Jahrhunderten, unter Anläßen so verschiedner Umstände erst die vielfinnige Zeit erfann und mit ihren tausend Armen dennoch kaum ausführte. So Julius Cäsar, Muhamed; so manche andre Gesetzgeber, Religionsstifter, Unternehmer, insonderheit wenn sie bei unvollendetem Werk jung starben. Selbst die Kunstwerke der Menschen, die eigensten Geburten ihrer Seele, ihres Fleisches, ihrer Begierde — Doch ich will lieber durch Beispiele reden und über einige glückliche Günstlinge der Zeit meine Gedanken eröffnen. Ich werde dabei selbst dem Gange der Zeit folgen dürfen, in welchem diese Vermuthungen sich bei mir entwickelt haben.

I.

Ist die Ilias und Odyssee von demselben Dichter?

Als ich in jungen Jahren den Homer fast völlig noch als ein Märchen las, fragte ich unbefangen, ob das derselbe Homer sey, der die Ilias und die Odyssee gedichtet? Man gab mir zur Antwort: „Allerdings! nur war er dort jung, hier alt; dort die aufgehende, hier die untergehende Sonne.“ Ich ließ es mir gefallen; nur deutete ich das Bild von der aufgehenden und untergehenden Sonne, (das meines Erachtens von Longin hier etwas unpassend angebracht war,) auf meine Weise. Die Iliade war mir fortan ihrem Gebiet nach eine Morgen-, die Odyssee eine Abendwelt. So, sprach ich, gehet es dort zu in Himmel und auf Erden; hier also. Der Ost-Homer und der Homer in Westen; beide sollen in mir friedlich neben einander wohnen. Ich müßte ein kleines Buch schreiben, wenn ich die Verschiedenheit beider Gedichte und der Dinge in ihnen, ihrer innern Beschaffenheit und äußern Construction nach entwickeln wollte. Und doch würde man vielleicht sagen: du träumest! * Wie mich dünkt, haben beide Gedichte, jedes seine eigne Luft, seinen Himmel, seine eigne Zusammenfassung der Gestalten in der Ober-, Mittel- und Unter-

* Was ich hier nicht ausführen kann, wünschte ich von einem andern ausgeführt, nemlich die innere und äußere Verschiedenheit der Ilias und Odyssee. Es wäre dieß ein angenehmes und nütliches Werk, nur müßte es mit gehöriger Kenntniß, völlig unbefangen und nicht ohne lebendiges Anschauen der Dinge geschrieben werden.

welt. Der Eine ist unser Homer der Ostwelt, (*προς ηω ηελιον τσ.*) der andre der Westwelt (*προς ζορον.*) wie Homer selbst seine Welt eintheilet.

2.

Der grosse Umfang der Dinge in Homers Gedichten.

Als ich den Homer zum zweitenmal las, suchte ich mir, entfernt von allen Theorien und Regeln, seinen Inhalt lebendig vorzubilden; und erstaunte über den Reichthum, über die Ordnung in Vorführung der Gestalten, endlich über die ungeheure Ansicht des Ganzen in seinen kleinsten Theilen. Ich begriff es, warum die griechische Nachwelt den Homer zu einem Gott, und seine beiden Gedichte zu einer Encyclopädie alles menschlichen Wissens habe machen können: * denn wahrlich eine Welt von Charaktern und Einsichten über Himmel und Erde liegt in ihm offen da. Welche Seite des menschlichen Wissens ist, die er nicht berührt hätte! Er, Vater der ältesten Weltkunde und Weltgeschichte, der griechischen Geographie, Genealogie, Beredsamkeit, Dichtkunst und

* Ist Homerus ein Gott: so werd' er verehrt mit den
Göttern,

War Er ein Mensch; so sei dennoch als Gott er geehrt.

Anthol. B. 4. Kap. 27, 10.

Es erfand die Natur; sie gebahr mit Schmerzen, und
ruhte,

Da sie in Einen Homer all' ihre Weisheit gesenkt.

Eb. das. Kap. 27, 11.

mehrerer Wissenschaften. Wie, sprach ich, kam Homer zu dieser weiten Umfassung der Dinge mit ihrer genauesten Bezeichnung? denn nicht etwa auf dem Olymp und im Schattenreiche allein, auch in der Welt, auf Ithaka, in Troja, in jedem Busen und Thal Griechenlandes ist er mit Gegenden, Flüssen, Völkern so bekannt; er charakterisirt mehrere derselben so genau und avtoptisch, daß man wohl siehet, eine gewisse Universalität in Umfassung und Beziehung dieser Dinge im Gesichtskreise der Griechen sei bei der Zusammenordnung seiner Gesänge Absicht gewesen. Auch dies alte Geschlecht sollte nicht übergangen, auch von jenem Volk, jener Stadt, jener Begebenheit und Gegend sollte etwas gesagt werden. Es scheint, Alles für die Griechen Intergante sollte in diesen beiden Gedichten vorkommen; und wenn es nirgend Raum hatte, so fand es Raum auf dem Schilde Achills, bei den Spielen zu Ehren Patroklos, oder am Rande der Erde. Und zwar fand Jegliches einen so schönen Raum, daß ich den alten Sänger eben so wohl über das, was er im flüchtigsten Vorbeigehen, als was er am ausführlichsten erzählt, beneiden mußte. Man versuche es, und gehe in dieser Absicht die Iliade und Odyssee durch; man wird über den Reichthum, die Wohlordnung, das Verhältniß dieser Anspielungen erstaunen. *

* Reimann hat in dieser Absicht eine sogenannte Ilias nach Homer zusammengetragen; es ließe sich hinter ihm eine neue Ilias zweckmäßiger bezeichnen, wenn man zum Grunde setzte, daß bei Zusammenordnung der homerischen Gesänge diese Art griechischer Encyclopädie und Weltcharte mit eine Absicht gewesen.

Wie? fragte ich, und diesen vielsumfassenden, genau ordnenden Geist hatte Ein Sänger? Offenbar ist er hierinn einzig: denn Hesiod und alle übrigen Reste aus diesen uralten Sängerezeiten sind gegen ihn rohe Massen, oder ein zusammengewebeter Vorrath. Und doch ist Homer der älteste Dichter, und diese ärmeren, unvollendeten Sänger haben nach ihm gelebet. Ich las Blackwells vortrefliche Untersuchung, * von dem man sagen kann, daß er über den Homer und sein Zeitalter zuerst im Großen gedacht habe; er that mir in Vielem, aber nicht in Allem Gnüge. So auch späterhin Wood ** nicht, ob er gleich, wenn ich so sagen darf, noch näher an die Geburtsstätte Homers hinandrängt. Ich begnügte mich also die Quellen dieser Gedichte, wie die Quellen des Nilstroms, da ich zu ihnen nicht kommen konnte, in heiliger Ferne zu verehren.

3.

Homer, als Sänger betrachtet.

Ein andermal galt es die Gesangsweise des Dichters; bey Homer das Hauptwerk. Denn gelesen zu werden, sind diese Gesänge ursprünglich nicht gedichtet; sie wurden gesungen; sie sollten gehört werden. ***

* Blackwells Untersuchung über das Leben und die Schriften Homers, übersetzt von Wolf, Leipz. 1776.

** Wood über das Originalgenie des Homers, 1773.

* Auf das Alter der Buchstabenschrift in Griechenland dürfen wir uns hiebey nicht einmal einlassen. Aus Phönicien

Dahin strebt der ganze Bau des Hexameters, der abwechselnde, immer fortschreitende Gang seiner Bilder und Töne. Davon zeugen die oft wiederkommenden Worte und Beiworte, die wiederkehrenden Verse und Halbverse, die leichte Bindung der Gedanken durch eine Menge uns überflüssig-scheinender Partikeln, die dem lebendigen Vortrage Haltung und Schwung gaben, endlich die ganze Art loser Perioden, in der hier alles erscheinet. Für den Sänger war der Hexameter gemacht. Nie konnte, nie durfte er stocken und ausbleiben; der Gesang zog mit sich fort. Eben jene leichten und eintönigen Ausflänge des Verses luden ohne Mühe zur Fort-

kam sie; und wahrscheinlich ward in Jonien zuerst geschrieben; man bedenke aber, was dazu gehöre, daß Werke wie die Ilias und Odyssee mit Buchstaben, deren einige so spät ins griechische Alphabet gekommen, vollständig und genau geschrieben werden. Die Kunst der Rhapsoden widerstand eher dem Bücher schreiben, als daß sie solches hätte fördern wollen: denn wie in Konstantinopel die Abschreiber des Korans, die Kalligraphen der Einführung der Buchdruckerey entgegen waren, weil ihr Gewerbe dadurch unterging: so ging durch Einführung der Buchstabenschrift jene Kunst der Sänger allmählich unter. Es entstand Prose, aus dem Hexameter ein prosaischer Periodus; die Sagen der Menschen wurden Buchstaben anvertrauet; es verstummte die Stimme der Musen, die als Töchter Moseosynens, den Schatz des menschlichen Gedächtnisses vorher allein aufbehalten und lebendig verbreitet hatten. Bücher waren das Grab des Epos.

setzung des Bildes oder der Geschichte ein; eine Kette von wiederkommenden Ausdrücken und Versen gaben dem Sänger Zeit, weiter zu denken, indem sie immer noch das Ohr der Versammlung angenehm füllten. Stellen konnten versetzt, unzählige kleine Züge wieder angebracht werden; so daß wer einige Gesänge der Iliade gesungen hatte, den ganzen Trojanischen Krieg in dieser Manier singen konnte. Der Sänger schwamm und bewegte sich in einem sehr freien Elemente.

Gut für den Homer, der gleichsam erfindend sang und singend erfinden konnte; gut auch für seine Nachsänger, die Homeriden; die Quelle des heroischen Hexameters floß ihnen unverseget. Wie stand es hiebei aber mit der Erhaltung solcher Gesänge im Munde der Rhapsoden? Mochten sie ihren Homer mit der gewissenhaftesten Treue gelernt haben und mit einer Art göttlicher Verehrung wiederholen, die Leichtigkeit des Verses und der Erzählung selbst lud zu Veränderungen ein. Hier konnte dieser, dort jener Vers eingeschaltet werden; bei ähnlichen An- und Ausklängen bot er sich von selbst dar. Ueberdem war die griechische Sprache auf allen den Küsten und Inseln, in allen den Ländern und Städten, wo Jahrhunderte durch Homer gesungen ward, war und blieb sie dieselbe? In Asien, dem Archipelagus, in Alt- und Groß-Griechenland, mußte nicht der Sänger, wenn er verstanden, wenn er mit Entzücken gefühlt seyn wollte, sich hie und da dem Ohr des Volks bequemen, und also verändern? Jedermann, der es versucht hat, weiß, was die lebendige Gegenwart einer Versammlung dem Sprechenden für Gesetze auslegt; hier kann er nicht

alles sagen, was er dort sagen konnte; er kann es nicht auf dieselbe Art sagen. Und da es der Zweck des Rhapsoden war, mit der Versammlung gleichsam ganz Eins zu werden, und aus seiner in ihre Seelen homerische Begeisterung, Vergnügen und Muse hinüber zu strömen, wozu er sogar auch mimische Kunst anwandte; so ist, wenn man sich dabei die griechische Lebhaftigkeit im Vortrage, im Erzählen, im Extemporiren erdichteter Geschichte einigermaßen vorstellt, * ein steifes Recitiren auswendig gelernter Verse, die unter allen Völkern Griechenlandes Jahrhunderte lang dieselbe geblieben wären, ganz undenkbar. Kaum läßt sich eine Geschichte, zumal im Feuer der Beredsamkeit, zweymal mit denselben Worten erzählen; und obgleich hier der Gesang und das Sylbenmaas dazu da war, daß es den Sänger innerhalb vester Schranken erhalten sollte:

* Diese griechische Lebhaftigkeit im Vortrage, dem Erzählen, dem Extemporiren ist aus mehreren Reisebeschreibungen noch jetzt als Charakter der Nation bekannt. In jenen alten dichterischen Zeiten mußte sie es ungeheuer-mehr seyn. „Ich habe oft, sagt Wood (S. 49) die lebhaft theatralische Declamation der italiänischen und orientalischen Dichter bewundert, wenn sie unter freiem Himmel Gedichte hersagen, und jeden Gegenstand, den sie beschreiben, in einer eingebildeten Scene zeigen, die sich ihre Phantasie den Augenblick schaft, zugleich aber sich jedes natürlichen Vortheils der Gegend bedienen, der sich auf ihren Gegenstand anwenden läßt, wodurch sie ihr Gedicht mit dem Ort, wo sie es recitiren, in Verbindung setzen.“ S. auch G u y s literarische Reisen in Griechenland, u. a.

So waren diese Schranken doch so weit gesteckt, daß es unmöglich zu einer Sprachmaschine werden konnte, die unabänderlich dieselben Töne wiederholte. Es ist ein Trieb in unsrer Natur, zu dem Gelernten Eignes hinzuthun; es ist ein Trieb in ihr, diesen Augenblick, diese Stunde, diesen Kreis mit etwas Eignem zu bezeichnen, wenn es auch mit etwas Ungehörigem und Entbehrlichem wäre. So variiren alle Volkslieder auf der Erde; keine Provinz singt die Ibrigen ohne Veränderung. Selbst unsre langsam-tönenden Kirchenlieder, wenn sie vom Volk auswendig gelernt werden, sind von Zusätzen, Worteinschaltungen und Herzens-Ergießungen nicht frei. Wer also an einen Urtext Homers, wie er aus seinem Munde floß, glauben kann, der glaubt viel.

4.

Villoisons Homer. Studium Homers in Italien.

Unvermuthet zeigte sich mir eine grosse Erscheinung: Villoisons Ilias. * Wie staunte ich, diesen Reichthum griechischer Kritik und Urtheile an! Hier fand ich

* Homeri Ilias, edid. Villoison. Venet. 1788. Die Bekanntmachung dieser Schätze des Alterthums ist ein Verdienst, das allein schon Villoisons Namen verewigen kann; wie sehr ist zu wünschen, daß dieser unermüdete Gelehrte seiner Ilias auch eine Odyssee, die gelehrte Reise durch Griechenland nämlich, wie er sie zu Erläuterung der gesammten griechischen Literatur aus Licht stellen will, hinzufügen möge.

meinen Jugendzweifel, ob die Ilias und Odyssee von Einem und Demselben Homer sey, im Namen einer ganzen Secte griechischer Kritiker, der Sonderer (Χωρίζοντες,) wieder; diese sagten: die Ilias und Odyssee sey nicht von demselben Dichter.

In den Anmerkungen über den Homer fand ich die Idee, Homers Gesänge als eine Art Encyclopädie des Wissenswürdigen zu betrachten, so verbreitet, wie sie uns das gesammte Alterthum zeigt.

Endlich erschraack ich beynah über die Freiheit, die man sich mit dem Text Homers nehmen zu können, ja nehmen zu müssen lange Jahrhunderte durch geglaubt hat. *

Billoisons Homer kam mir in Italien vor, als ich unter Denkmalen der griechischen Kunst, mithin auch in Homer lebte. Denn wie uns der nördliche Herbst zu Ossian treibt, so laden uns die griechischen Alterthümer, ja selbst die Sitten und Gegenden Groß-Griechenlandes zu Homer ein, als ob in ihnen hie und da sein Geist noch schwebe. Dreierley insonderheit lernte ich an diesen unschätzbaren Resten der alten Zeit, das mir auch für Homer sehr diente:

* Wer die Ursachen hievon, sammt einer Ideenreichen und bündigen Geschichte der Behandlung Homers lesen will, lese Wolfs Einleitung zu seiner Ausgabe Homers Homeri et Homeridarum opera et reliquiae, P. I. Hal. 1794- Er wird vortrefliche Winke, die der weitern Untersuchung vorzüglich werth sind, darinn finden.

1. Die Wahrheit, Einfachheit und Pracht der griechischen Bilder in ihrer schönen homerischen Fortschreitung.

2. Die mancherlei Epochen der griechischen Kunst und Dichtkunst, in denen Ein Styl sich aus dem andern gleichförmig gebildet.

3. Den Werth und die Wirkungen der griechischen Schule in Wissenschaften und Künsten.

5.

Von der Wahrheit, Einfachheit und Pracht der griechischen Bilder angewandt auf ihre schöne Homerische Fortschreitung.

Unbeschreiblich ist der Eindruck, den die Wahrheit und Einfachheit der griechischen Gedanken in ihrer Kunst auf uns macht. Nie wollten sie zu viel sagen; und deshalb sagten sie es ganz, anschaulich, vollständig. Wie in der Kunst, so thaten sie dies auch in ihren Gesängen. In Homers lichter Welt steht alles so lebhaft da; Götter und Menschen sind so wahre Wesen, wie diese Statuen, wenn sie sich belebten. Der Wohlklang, der in diesem Gliederbau herrscht, die Wahrheit, die in diese Stellung gegossen ist, hebt auch die Gestalten jener Gesänge; und Winkelmann hat recht gesagt: die Nordländer sprechen in Bildern, da die Griechen allein auch in der Sprache Bilder geben.

Ich genoß das zauberische Vergnügen, die Kunstwerke

des Vatikan's, des Kapitolums u. f. unter einer verständigen Fackel-Beleuchtung zu sehen; hier belebten sich Götter und Helden, und mein Auge sah, wovon so viel geschrieben war, wovon auch ich im Nebel geschrieben hatte, den Gang der Griechischen Epopee, den festen und sanften Tritt ihrer Erscheinungen und Gestalten. So, sprach ich, schreitet Apoll auch im Homerus einher; so saß Zeus im Olymp, als Thetis zu ihm trat; dies ist das Haupt der königlichen Juno. So ging Diana einher; so die mütterliche Demeter; und also zeigte sich die kriegende Pallas. Dies ist des göttlich-schönen Achilles, jenes des vielgewandten Ulysses Haupt; so blickte Ajax zum Jupiter empor; so rettete er den todten Patroklos.

Auch auf allen erhobnen Arbeiten der griechischen Kunst aus guten Zeiten, herrscht diese schöne Fortschreitung in nüchterner Einfachheit, in einer bedeutungsvollen Ruhe und Wahrheit. Allenthalben ist eine dauernde Handlung vorgestellt, die etwas hinter sich etwas vor sich hat, und im Fortschreiten den rechten Punkt, gleichsam das Moment eines Epos traf, von der Kunst erfaßt und verewigt.

Hier kam also der Takt der alten griechischen Dichtung in meine Seele; diese sang, sie stellte dar, erzählend. Da durfte kein Bild, kein Zug des Bildes in der lebendigen Rede länger verweilen, als es der anschauende Sinn des Hörenden wollte; jeder Zug trat auf der Stelle hervor, wie er sich der ganzen Gestalt nach in der Seele des Hörenden mahlte. Nichts durfte ausgelassen werden, bis dieser Zweck erreicht war; dann

Die Hören. 1795. 9tes Stk

aber säumte das Bild auch keinen Augenblick länger; das innere Auge des staunenden Zuhörers eilte und verlangte weiter. Daher der prächtige und gehaltne Gang Homers; daher, daß in ihm bei allen Wiederholungen eigentlich nichts müßig dasteht, obgleich alles so lose erscheint. Daher auch, daß bei jeder anscheinenden Leichtigkeit übersetzt zu werden, Homer (so wie alle Dichter, die lebendig sangen und nicht schrieben,) in diesem Stück fast unübersetzbar bleibt. * Denn nicht die Harmonie des Verses ist eigentlich das Steuer seiner Rede, sondern nur ihr Ruder. Der anschauliche Fortgang der Begebenheit, der wachsende Gang der Rede, mit jedem neu hinzustießenden Zuge; Er ist das Hauptwerk, über welchem man selbst die Harmonie des Verses vergißt, und fast unwillig wird, wenn man, unzeitig erinnert, an sie als an etwas Besonderes denkt. Bei den alten Sängern dorfte dies der Fall nie seyn, oder die Harmonie selbst hinderte die Wirkung des Epos. Dies nahm sich Zeit, Alles ganz darzustellen, daß, auf dem Flügel der Rede fortgetragen, der Hörer mit Vergnügen eilte und weilte.

* Wenn Eine der gebildeten Sprachen Europa's in diesem Fortschreiten der Bilder und ihrer Züge der griechischen nachstreben kann und darf, ist es die Deutsche; sie kann sie aber dennoch nie erreichen. Vossens herkulisches Verdienst in Uebersetzung des Naoniden ist von jedermann anerkannt und geachtet.

Vom Fortgange der griechischen Kunst aus Einem Styl in den Andern, auf Homer und die alten Sänger angewendet.

Der sichtbare Formung der griechischen Kunst lehrete mich, wodurch Homer vor so viel andern Sängern vor, neben und nach ihm zu der Höhe gestiegen sey, auf der er den Griechen, als ein Einzelner da stand. Er gelangte zu ihr auch als Künstler, als ein begünstigter Sohn der Zeit.

Viele der Sänger vor ihm hatten Kosmogonien und Theogonien, Thaten der Götter, Abenteuer der Titanen und Helden, des Herkules, der Argonauten, des Theseus u. a., wahrscheinlich auch den Trojanischen Krieg und die Rückkehr der griechischen Führer besungen; und gewiß waren darunter treffliche Gesänge. Durch ihn entstand eine Ilias und Odyssee; wie dies zugeht, erklärt uns die griechische Kunst deutlich.

Auch sie hatte sich nemlich vom Rohesten hinauf durch allerlei Härten, zum Theil in den gewaltsamsten Vorstellungen, zu der Höhe hinbilden müssen, die man erhabnen Götter- und Heldenstyl zu nennen gewohnt ist. Welch einen Weg hatte sie zurückgelegt, seit sie von den Figuren auf dem Kasten des Cypselus zu den Verzierungen der Propyläen, zu Phidias Palas, oder von Dädalus Gestalten zum Olympischen Jupiter gelangt war! Einen gleichen Weg hatte

der Gesang früher zurückgelegt, seit er von der rohesten Götter- und Heldensage zu einem Epos in Homerischem Styl gelangte. Wer dies sehen will, vergleiche den Homer und Hesiodus, oder der Kürze wegen, nur das Schild Achilles bey Homer, und Herkules Schild in der Hesiodischen Sage; ein Unterschied, wie zwischen Phidias, und einem alten Kampanischen Gebilde.

Das Wesen der Kunst nemlich gehet auf Umriss, auf bedeutenden Entzweck, auf Anmuth, Fülle und Einheit. Unvermerkt arbeitet sie dahin, das Ueberflüssige wegzuschaffen, dem Nothwendigen aber Kraft zu geben, und es in höchster Einfachheit darzustellen, göttlich, würdig, angenehm, zierlich. Wie sich aus der Kunst also jene Sähnebleckenden, häßlichen Todes- und Plagegestalten, sammt allen Ungeheuern menschlicher Leidenschaften nothwendig verlieren mußten, so mußten mit Hülfe der Zeit auch im Gesange, der gleichsam im Wettkampf mit der Kunst, und selbst eine hörbare Kunst war, die Ungeheuer der Titanen, wilde Abentheuer in Heldenzügen und Ritterthaten abgethan oder sittlicher geformt werden; und hievon ward uns Homer ein frühes Muster. Auch Er kennet jene rohe Mythologie älterer Zeiten; nur er gebraucht sie äußerst sparsam und zweckmäßig. Kaum vorübergehend legt er sie seinen Göttern oder Helden in den Mund; ins wilde Getümmel der Schlacht, an die Grenzen der Erde hat er sie verlegt, oder sie ist ihm nur Redart. Seine eigne Darstellungen sind allesamt von der Unform gesondert, rein göttlich und menschlich.

Lasset uns sehen, wie auf diesem Wege, ohn' alle

Regel und Vorschrift des Aristoteles, der Umriss einer Homerischen Epöee, als Begriff und Werk, entstehen mußte.

Alle Sagen (επη) nemlich, sie betreffen Götter oder Helden, geben unausgebildet ins Unendliche fort. Sie knüpfen und hängen sich an, oder sie lösen sich von einander, ohne nähern Zweck, in unermesslichen Weiten. Wahrscheinlich waren die alten griechischen Sagen, die Theogonien und Kosmogonien, die Herakliden und Theseiden, die Argonautischen und Cyprischen Gedichte, selbst der Trojanische Krieg, und die Irrten der Helden im weiten unendlichen Meer, dergestalt unumschriebene Abenteuer und Sagen. Nothwendig aber mußte es einem glücklichen Sänger (wer der auch gewesen seyn möge,) einfallen, dieser Unendlichkeit Umriss, diesen Begebenheiten Form zu geben, und zwar auf die leichteste Weise; wozu ihn dann mehrere Ursachen und Umstände einluden.

Zuerst. Nicht alle Momente einer Begebenheit oder eines langfortgeführten Abentheuers konnten für den Hörer gleich anziehend und unterhaltend seyn. Um die interessantesten versammlete sich die Menge; sie hielten die Aufmerksamkeit mit wachsendem Vergnügen fest. Also wurden Gesänge dieser Art mehr gesungen; natürlich also der Sänger auch auf die Ausbildung derselben als auf das glückliche Moment einer Haupthandlung geleitet.

Zweitens. Was von Begebenheiten gilt, gilt auch von Helden. Einer war beliebter als der andre; an

jenen knüpften sich mehr ineinandergreifende Merkwürdigkeiten. Er ward also der Hauptheld einer beliebigeren Sage; sein Leben gab Momente einer Haupt-handlung.

Drittens. Dem Sänger selbst war eine Zusammenfügung mehrerer Gesänge zu Einem Ganzen vortheilhaft und angenehm. Ein Gesang wies sodann auf den andern, Einer floß aus dem andern; nach Jenem ward dieser gefodert. Die Einheit einer Haupt-handlung war also nicht nur Hülfe für sein Gedächtniß, sondern auch eine wirkliche Erweiterung der Seelenkräfte und der Aufmerksamkeit für den Hörer. Aus Einem anmuthigen Labyrinth ward dieser in ein andres Labyrinth, oder von Höhe zu Höhe geführet. War Einmal ein Knote des Gesanges geschürzt, so wollte er den Knoten gelöst sehen; der Sänger mußte ihn lösen, oder er war kein Meister.

Viertens. Auch die Gesänge hielten sich durch diese Verkettung an einander vester. Indem Einer an den andern erinnerte und sich an ihn schloß, konnte jener so wenig, als dieser vergessen werden. Das vorgesteckte Ziel der Handlung war die Achse des sich wälzenden Rades, der Mittelpunkt, (*ομφαλος*) der alle Felder des Schildes an sich befestigte und mit sich forttrug.

Lasset uns die Erweise davon in Homer, verglichen mit andern Dichtern sehen.

Unter Orpheus Namen haben wir ein Gedicht, die Reise der Argonauten. Der Sänger Orpheus

erzählt seinem Schüler Musäus eine berühmte Fahrt, der er mit beigewohnt, und die Erzählung geht fort, wie die Reise. Man kann, wenn uns an der Charte nichts liegt, Glieder auslassen und hinzuthun, am Ende gelangt man doch mit Orpheus zurück in seine Behausung.

Ganz anders ist in der Iliade. Neun Jahre des Trojanischen Krieges waren verfloßen, an die der Sänger nur episodisch denkt. Sein Gedicht leitet sogleich eine Handlung und mit ihr eine Reihe von Handlungen ein, die an einander leise und vester, bis zum Ausgange hinaus geknüpft sind. Ja hinter diesem Ausgange ist man selbst noch das Ende des Helden, das uns an mehreren Orten als nahe verkündigt wird, zu wissen begierig.

Wie die Iliade den größten griechischen Helden vor Troja, und aus seinem Leben die wichtigste Periode emporhob, so wählt die Odyssee unter allen rückkehrenden Helden, den Vielgewandtesten, der das meiste erfahren hat, der also auch am besten erzählen konnte. Von Agamemnon, Menelaus u. a. hören wir hier und da, was wir hören sollen, nur episodisch. Um Ulysses schlingt und windet sich der Kranz aller Erzählungen dieser Abendgegend; und zwar so zierlich ist er geschlungen, so weise, daß es nicht gleichgültig bleibt, ob dies der Dichter oder Ulyx erzählt? ob es Eidothea, Circe, Tiresias sagen? alles ist durch und in einander schlau und verständig geordnet.

7.

Von Verknüpfung der Gesänge in Homer.

Bei Homer ist die Verknüpfung mehrerer Gesänge auf die leichteste, loseste Weise, d. i. rhapsodisch bewirkt worden; laßt uns sehen, was in dieser Manier liege.

Der alte griechische Sänger (*αοιδος*) sang seine Sage unendlich fort; der Rhapsode verknüpft Gesänge; (*ῥαπσοδῶν αοιδῶν, αοιδῶν*.) Davon hat er den Namen, dies ist, nebst dem lebendigen Vortrage, (*ὑποκρίσις*) sein Kunstwerk. Hiermit ist in Absicht auf Homer Alles gesagt.

Fragt man nämlich: wo hört Homers Ilias auf? so ist die Antwort: wo man will. Es sind und bleiben lose Gesänge. Willt du aufhören, wo Achilles nicht mehr zürnet, (weil im Anfange nur der Zorn Achills angekündigt worden:) so höre auf. Andre werden eben jetzt entflammt sein, den Achilles, der zwar gegen Agamemnon nicht mehr, aber gegen Hektor und die Trojaner desto mehr zürnet, in seiner Rache, in seiner Trauer um den Patroklos zu sehen; und zittern für Hektor. Die Textur von Gesängen (*ἄρα αοιδῶν*) die sie wünschen, geht also jetzt erst an. So mit andern Gesängen. Willt du die nächtliche Kundschaft des Ulysses, die Dolonie nicht lesen; laß sie aus. Scheint mit den Spielen bei Patroklos Grabe dir der Gesang zu lange fortgezogen, so möge Patroklos ohne diese ihm gebührende Ehre, durch die Achilles Herz allein beruhigt werden kann, schlafen. Es

kann wohl seyn, daß diesem und jenem Rhapsoden diese und jene Rhapsodie gefehlt habe: denn nach Belieben der Zuhörer sang er bald dieses, bald jenes; die Textur aller dieser Gesänge aber aus Einem Knoten in Einem Geist und Ton bleibt unverkennbar.

So auch bei der Odyssee. Gefällt uns Ithaka, oder Menelaus-Alcinous Hof, die Behausung der Circe, der göttliche Saubirt, Polyphem, das Todtenreich; alles ist aufgethan; alles steht einzeln vor uns. In der Odyssee aber ist's, wie in einer Kunstsammlung, schön geordnet.

Fragt man: warum ist die Iliade so leicht und lose angekündigt, daß diese Ankündigung den Inhalt aller Gesänge kaum unter sich begreift? so dient zur Antwort: eben diese leichte Ankündigung war rhapsodisch. * Der Sänger nähete und reibete an den Zorn Achills, was aus ihm hervorging oder was an ihn schicklich zu reihen war; den Zorn Achills aber war und blieb der Nabel (ομφαλος. ombilicus) d. i. der Vereinigungspunkt seiner Gesänge und Sagen. Die Odyssee scheint genauer angekündigt; und doch sagt die Ankündigung bei weitem nicht alles, was in ihr vorgeht. Selbst des Hauptzweckes der Erzählung, der Ankunft Ulysses auf Ithaka, und dessen, was dort geschah, thut sie fast keine Erwähnung.

Wie entfernt sind wir vom Geist der alten Sängers

* Außer dem was R d y p e n u. a. hierüber geschrieben, enthält I l g e n s disquisitio actionis principis in Iliade Homeri, einen Vorrath von Gelehrsamkeit über diesen oft wiederholten Zweifel.

Zeiten, wenn wir diese zwei leicht und prächtig geschlungene Kränze des Alterthums, die Ilias und Odyssee, nach Regeln richten wollen, die ein neuerer Geschmack für eine Gattung, die Homer ganz und gar nicht kannte, das sogenannte Helden Gedicht (Epopoe) erfand, und in der man Werke, die fast nichts miteinander gemein haben, die Aeneis, Dante's göttliche Komödie, Ariost, Tasso, Milton, Klopstock, Wieland, wiederum die Henriade und Arancana mit Einem Maasstabe mißt und richtet! — Homers Ilias und Odyssee sind zwei lebendige Kriegsheere, die sich, jetzt in diesem, jetzt in jenem Trupp einzeln bewegten; aber auch im ganzen Fortrücken sind es wohl gestellte wohlgeordnete Heere.

Ohne alle Rücksicht auf die Umstände, unter denen aus einzelnen Gesängen und Sagen zusammengeordnete Gesänge (*οαφαι αοιδών*) entstanden: wie leichter und milder war überhaupt der Geschmack der Griechen in Allem, was sie Zusammenordnung (*συνθεσις*) nannten, sey es in Kunst oder in Weisheit. Sehet ihre erhobne Bildwerke, ihre Gruppen, ihre Gemälde. Da drängt sich nichts auf einander, um im Dreieck oder in einem Flammpunkt gen Himmel zu fahren; friedlich sind die Figuren neben einander. Das Auge des Anschauenden soll sie in Ruhe genieffen, und im Gemüth zusammenordnen. Vom Zugespißten unsrer Perspectiv wußten sie nichts. Man lese Homers Beschreibung von Achilles Schilde. Pausanias Erzählung vom Amykläischen und Olympischen Thron, ja alle Stellen, wo er von Zusammenordnung eines Vielen zu Einem redet; man lese Philostrats Ge-

mählde, allenthalben wird man gerade eine so leise und lose Zusammenstellung, wie in der Iliade und Odyssee bemerken, ja oft sogar nach unsern Begriffen über Mangel an Einheit klagen, da sich doch die Griechen unter Morgen- und Abendländern in dem, was wahre und schöne Einfachheit ist, so einzig ausgezeichnet haben. Diese Einfachheit aber war bei ihnen nicht todter Mechanismus, sondern Einheit und Einfachheit der Gedanken, eine gehaltene dauernde Empfindung. In ihren epischen, lyrischen, dramatischen Gedichten blieben sie auf diesem Wege; selbst ihre Denksprüche, ihre Gespräche, ihre Epigramme lieben dies ruhige Aus- und Nebeneinander. Was die Homerische Schule hierinn für ganz Griechenland auf alle künftige Zeiten für Gutes bewirkt habe, wollen wir jetzt mit Wenigem andeuten.

8.

Werth und Wirkung der Homerischen Schule auf Griechenland.

Ich bemerkte von der griechischen Kunst, daß sie den Werth und die Wirkung dessen was Schule ist, zeige. Oft ist ein Denkmal des Alterthums mittelmäßig gearbeitet; indessen ist seine Idee groß; mithin auch seine Wirkung. Die Regel Polinklets ist in ihm sichtbar; man kann ihm seine Aufmerksamkeit nicht versagen. Daß die Griechen dieser Kunstregel so treu blieben, sicherte sie; sie schweiften nicht wie die neuern umher, die sich alles für erlaubt halten.

Homer stiftete mit seiner Gesangsweise die wahre Schule Griechenlandes, die sich bis auf sehr späte

Zeiten in Blüthe erhielt. Der griechische Geschmack in Kunst, Dichtkunst und Weisheit ist dem Homer und seinen Homeriden fast alles schuldig.

Es gab einen Orphischen Geschmack, der sich in den Geheimnissen der Eingeweihten lange erhielt. Wir haben davon späte Proben in Fragmenten und Hymnen; wahrscheinlich aber wird niemand unter uns diesen Orphischen mit dem Homerischen Geschmack vertauschen wollen und jenem die Allgemeinheit wünschen.

In Hesiodus haben wir andre Proben mehrerer uralter griechischer Denkarten; die wenigsten davon werden wir gegen Homers reine Gestalten, gegen seine heitere, weise Denkart verwechseln.

Homer nämlich änderte den alten Geschmack, dadurch, daß er gleichsam den Himmel auf die Erde zog, und, indem er jene ungeheuren abgelebten Fabeln der Vorwelt an ihrem Ort ließ, alle seine Gestalten rein menschlich machte. Von Heldenbegebenheiten wählte er die jüngste unter den alten, die ganz Griechenland interessirte. Von Helden die Blume der Helden, den tapfersten, und den schlauesten. Hiedurch legte er in seine Gedichte Keime zu einer grossen, blühenden Pflanzung; ganz im Kreise der Menschheit. Um seinen Achill vereinigte sich Griechenland und Troja mit tausend Schicksalen und Menschencharakteren; durch seinen Ulyß ward uns in den vielfachsten Ansichten eine Charte der westlichen Welt, und in ihr die verschiedensten Verfassungen und Situationen des häuslichen und bürgerlichen Lebens, wohl aneinander geordnet, sichtbar.

Frage man mich: sang das alles schon Homer? stehst du für jeden Zug jedes Verses, daß auch Er vom großen Altvater sey? so wüßte ich auf solche Frage keine Antwort, als etwa diese: wenn er sie nicht selbst sang, so war er Vater dieser Gesänge. Wo eine Epigene, d. i. ein lebendiger Zuwachs in regelmäßiger Gestalt an Kräften und Gliedern stattfinden soll, da muß, wie die ganze Natur zeigt, ein lebendiger Keim, ein Natur- und Kunstgebilde da seyn, dessen Wachsthum jetzt alle Elemente freudig fördern. Homer pflanzte einen solchen Keim, ein Episches Kunstgebilde. Seine Familie, die Schule der Homeriden erzog diesen Baum; allenthalben umher wurden durch lebendigen Gesang seine Sprossen verpflanzt, und durch Wind und Wetter unter mancherlei Händen, die ihn bearbeiteten, die ihn vielleicht einimpften, ihn beschnitten und an ihm feilten, gedieh der Baum zu der Gestalt, in der er jetzt vor uns steht und wahrscheinlich, (wenige Verbesserungen ausgenommen,) stehen wird, so lange menschliche Cultur dauret.

9.

Vom Homerischen Gedankenkreise.

Daß es in der Schule der Homeriden auf einen Enklus d. i. auf eine Art Encyclopädie des Wissenswürdigen göttlicher und menschlicher Dinge im Gesichtskreise damaliger Zeiten angelegt gewesen, wird jedem eindrucklich werden, der sich vom Inhalt unsrer Ilias und Odyssee ein reines Bild macht, zugleich aber auch mit ihnen die andern dem Homer zugeschriebenen Werke

in Betracht nimmt. *Margites* z. B. ist das Erste derselben: denn, wie späterhin in Athen, hinter vier Trauerspielen heroischen Inhalts eine Komödie zum Schluß gegeben ward: so sollte wahrscheinlich *Margites* das auch im Hochfrölichen und Komischen seyn, was die *Ilias* und *Odyssee*, jene im Königlichen, diese im Bürgerlichen Geschmack waren; *Margites* ründete gleichsam die ephliche Tafel. Das Schicksal hat uns um dieses äußerst wünschenswerthe Gedicht, dessen auch *Aristoteles* oft erwähnt, beneidet; die Ursache des Unterganges läßt sich aber bald einsehn. Das Komische menschlicher Sitten nemlich verändert sich schneller als sich die Gegenstände der *Odyssee* oder *Ilias* verändern; Götter- und Heldencharaktere, Gegenden, Inseln, Wunder der Natur, Königreiche, Geschlechter, dauern, wenn das Lächerliche eines Zeitgeschmacks mit der Zeit vorübergegangen ist, und künftige Geschlechter weniger reizet.

Ob uns also gleich ein Haupttheil dessen, was zum Homerischen Kreise des Wissenswürdigen gehöret, entwandt ist: so darf man dennoch nur die *Ilias* und *Odyssee* selbst, sogar in dem, was uns das Entbehrlichste scheint, mit Aufmerksamkeit ansehen, um an der Idee eines solchen Kreises von dem, was dem damaligen Griechenland wissenschaftlich schien, nicht zu zweifeln.*

Um Mißverständnissen zuvorzukommen, merke ich an, daß hier nicht von jenem mythischen oder epischen Epyllus, d. i. von einer geschlossenen Sammlung alter Dichter und Märchen die Rede sey, wie ihn die Alexandriner festsetzten; diese Anordnung, scheint es, war blos bibliothek-

Man gehe zu diesem Zweck das Verzeichniß der griechischen Schiffe, Länder, und Familien, die Felder auf dem Schilde Achilles, die ganze Umfassung der Odyssee durch; man verfolge beide Gedichte in ihren Gleichnissen, Charakteren, Sitten, Situationen, Regierungsarten in der Ost- und Westwelt; sodann gehe man muthmaassend den Inhalt anderer Gesänge der berühmtesten Englischen Dichter durch, die dem Homer, was in ihm zu mangeln schien, jeder nach seinen Kräften beifügte:

farisch und literarisch. Wir sprechen hier von einem Kreise des Wissenswürdigen in einer gewissen Denk- und Seh- art; ein solcher liegt in allen Epischen Dichtern, in Jedem nach dem Begriff seiner Zeiten. Er ist in Homer, Dante, Ariost, Milton u. f. Er bildet sich, ohne daß es der Dichter weiß: denn dieser trägt eine Welt in sich (*κοσμον*) und sucht für sie Raum in seinem Gedichte. Da nun in jenen Zeiten der lebendige Gesang und zwar im Ton der epischen Erzählung die Stelle aller Bücher vertrat, da er selbst die einzige Kunst der Unterweisung war, indem man andre Dichtungsarten, z. B. Komödie, Tragödie u. f. noch nicht kannte: so mußte man, gleichsam ohne daß man es wollte, darauf hinausgehn, in die beliebtesten Gesänge alles das zu bringen, was in Himmel und auf Erde die Menschheit interessirte. Es war Natur der Sache, das Werk der ewig- fortbildenden Zeit. War Homer einmal der Held der Dichter, der beliebteste Sänger geworden, so ward an ihn, wie an einen Olympischen Jupiter oder an eine Pallas- Athene alles gewandt, was seine Werke vollkommener darstellen konnte.

mich dünkt, so wird man die Idee, daß die fortbildende Zeit es bei einer Reihe verehrter Gesänge, die man für die vollkommensten hielt, und die es auch waren, immer mehr auf eine Art Encyclopädie, d. i. auf einen Umriss des Wissensthürdigen in der damaligen Sphäre der Menschheit anlegen, und darinn fortarbeiten mußte, der Natur der Sache gemäß finden. Gesänge (Epos) und zwar Gesang in dieser Form war damals das einzige, und ein so angenehmes Mittel der Unterweisung, in welches man daher alles brachte, was man wußte oder was man wissensthürd fand. Hätten wir die sämmtlichen Enklischen Dichter der Griechen, von denen wir jetzt keinen haben, so könnten wir selbst die Arten des Geschmacks bestimmen, in denen man, in Homers Schule sowohl, als außer seiner Schule dies Wissensthürdige aneinander gereiht und fortgebildet; jetzt kennen wir unter Homers Namen, oder aus seiner Schule, nur wenige, aber sehr schätzbare Stücke und Fragmente, die uns eben auch dahin weisen.

Unter Homers Namen haben wir z. B. einen Frosch-Mäusekrieg. Von wem er auch sey, er erinnert uns sogleich nicht nur an so manche Spiele und Scherze (*παίγνια*) die man dem guten Altvater zuschreibt: sondern auch an die ganze Manier, in der er Götter und Menschen betrachtet; sie ist leicht und fröhlich. Zur Iliade und Odyssee war also in der Homerischen Schule der Frosch-Mäusekrieg ein vorzügliches Drittes; eine Gehart menschlicher Dinge, die nicht weniger als die Ilias und Odyssee im Geschmack Homers seyn konnte. Sie hatte mehrere Nachahmungen in der Homerischen Manier, den Krieg der

Spinnen, der Kraniche, die Cicaden, die Ziege; (die man daher auch dem Homer zuschrieb:) und es wird ihr hoffentlich nie an fröhlichen Nachahmern fehlen. Ueberhaupt ist in beiden Gedichten Homers eine Summe ruhiger Vernunft und des unbefangenen fröhlichen Selbstgenusses merkbar; wie in keinem andern Dichter. Dieser fröhliche Selbstgenuss scheint das Erbtheil gewesen zu seyn, das der Vater der Homeriden seiner Familie nachließ; daher aus Homers Gedichten und aus seiner Denkart, der gesunde Verstand und fröhliche Sinn der Griechen nicht nur ausgehn sondern auch fortwährend schöpfen konnte.

Auch die Hymnen Homers sind davon Zeugen. Welche Frage, ob Einer derselben von Homer sey? Vielleicht keiner: sie stammen aber alle von ihm her; denn alle sind in seiner Denkart. Gebt uns statt dieser 32 oder 34 Hymnen der Homeriden, die offenbar freie Eingänge zum Gesange waren, noch einmal soviel aus dieser Schule: (die orphische Schule hat 86.) so würden wir auch hier einen Hymnenkreis der Homeriden sehen, schöner und wirksamer als der Cyklus orphischer Hymnen.

Es war Natur der Sache, daß sich nicht alle, selbst Hauptwerke der homerischen Schule in immer-frischer Blüthe des Andenkens erhalten konnten; Vielleicht waren ihrer zu viele: oder die Ilias und Odyssee verdrängten die andern. Diese gingen unter, wie ehemals die Gesänge der ältern roheren Dichter durch sie untergegangen waren. Die Tafel des Gedächtnisses der Menschen ist eine enge Tafel; vor ihr sitzt die Zeit, unaufhörlich beschäftigt mit Hinzuschreiben, Aendern und Wegthun.

Die Hören. 1795. 9tes Stück.

Nur das Wissenwürdigste, das Vortrefflichste soll diese Tafel aufbewahren; Dank ihr, daß von Homer sie uns die Ilias und Odyssee erhalten. Wir können zufrieden seyn, daß wir neben ihnen aus dieser Schule noch einige Hymnen, aus Hesiodus und Orpheus Schule kleine Reste, (aus der letzten vielleicht nur das Echo des Echo) besitzen: wir können vergleichen, und durch Vergleichung zu dem Urtheil kommen, daß die Homerische Schule für alle Zeiten den wahren, guten und sichern Geschmack gegründet.

10.

Verdienst Lykurgus, Solons und der Pisistratiden um Homer.

Ohne Zweifel ist man dem Lykurg und Solon, den beiden größten Gesetzgebern Griechenlandes vielen Dank schuldig, daß sie von ihrer Seite dazu beitrugen, uns den Homer zu erhalten; sie thaten es aber nicht für uns, es erforderte solches ihre eigne Gesinnung, und der Zweck ihrer Gesetzgebung. Kein Fürst und Weiser Griechenlandes wollte muthwillig ein Barbar seyn, noch weniger glaubte er, barbarische Völker könnten besser als gebildete regiert werden; auf dem Boden der Cultur sproßte der Ruhm der Griechen; sich von Barbaren zu unterscheiden, war und blieb ihr wachsender Nachruhm.

Eben so gereicht es dem Pisistratus und Hipparch zur Ehre, daß sie auf Solons Wege fortgingen und den Gesang Homers an den Panathenäen einführten; nur lasse man auch dieser grossen Männer

Lykurgus und Solon, Pisistratus und Hipparchus Verdienst bestehn in seinen Gränzen.

Lykurg brachte Homers Gedichte aus Asien in seine Stadt; man weiß nicht, wie? ob in Schrift oder im Munde lebender Sänger? wenigstens hat die Homerische Dichtkunst in Lacedämon nie geblühet.

Drei Jahrhunderte später führte Solon seine Gedichte in Athen ein; und befahl sie, Reihab, also daß Ein Sänger den andern ablösete, zu singen. (εξ υποβολης ραψωδισθαι.) Wenn keine Zusammenordnung (συνθεσις) in den Gedichten Homers gewesen wäre, so hätte sie ihnen Solon, den wir aus seinen eignen Gedichten kennen, schwerlich geben können. Also glaube man nicht, Er habe die Iliade und Odyssee geschaffen; er ordnete etwa die Rhapsodien, (soviel ihrer damals waren,) wie sie im öffentlichen Vortrage folgen sollten, und traf dazu von Seiten der Sänger Vorkehrung. Sein Verdienst um die Erhaltung Homers war politisch.

So auch das Verdienst Pisistratus und Hipparchus. Ich zweifle, ob diese, übrigens verdiente Männer Dichter=Verdienst um den Homer haben, und in ihn bringen konnten, was nicht da war. Als Fürsten ordneten sie, sie regulierten. Hätten sie dabei auch alle Weisen der damaligen Zeit in einer Regulativ-Synode zu Hülfe genommen; wir kennen ja den Simonides, Anakreon, Onomakritus u. f. aus eignen Gedichten. Zu ihren Zeiten war jener Geist, der die Iliade und Odyssee schuf, längst entwichen; sie konn-

ten schwerlich hervorbringen, was nicht da war, aber was da war, konnten sie übersehen, redigiren und revidiren, ordnen. (διασκευάζειν.)

Wie wenig man sich nachher an diese Redaction gelehret, zeigt die Geschichte der Auslegung Homers in den folgenden Zeiten; indessen bleibt den grossen Namen Solon, Pisistratus und Hipparchus das unsterbliche Verdienst, daß sie die Gedichte Homers, wie sie sich ihnen gaben, auf ewig vom Untergange errettet haben, und in der Pallas Schleier gleichsam bargen. Fortan wurden sie nicht nur alle fünf Jahre in den Panathenäen abgesungen, sondern in Athen, der Mutter der Schriften, kamen sie als Schrift in die Hände der Dichter, der Sophisten, der Redner, Staatsmänner und Philosophen; sie wurden ein classisches Buch der Schulen, (so wenige Schulen damals waren,) noch mehr aber ein classisches Buch aller gebildeten Menschen, die sich auf Vortrag in Poesie oder Prose legten.

II.

S c h l u ß.

Irre ich nicht, so hing Homers Glück von drei Dingen ab, die alle unter dem Gebiet der Zeit standen. Wir wollen sie mit drei Worten, Epos, Gesang, Rhapsodie uns wiederholen.

Epos war das lebendige Wort, die Stimme der Vorwelt. Sie brachte aus dem grauen Alterthum Gestalten und Sagen herab, die auf dem Flügel

der Zeit sich gleichsam höher schwingen und fortwachsen.
Was Virgil von seiner Fama singt:

Mobilitate viget, viresque acquirit eundo;
Parva quidem primo; mox sese attollit in auras
Ingrediturque solo et caput inter nubila condit; *

gilt edler von jener göttlichen Stimme, (*φῆμη, οσσα*) die wie ein weissagender, lehrender Ton aus der Vorzeit hinabkam und sich auf künftige Zeiten forterbte. Die Muse des Gedächtnisses weihte ihren Sänger, daß er sich diese Stimme eigen machte, sie veredelte, und den Menschen menschlicher zuhauchte. Würden Achill und Ulyses sich wieder erkennen in Homers Gedichten? Schwerlich. Auf dem Flügel der Zeit, auf der Schwinge des lebendigen Worts und Gesanges sind ihre Gestalten so heroisch, göttlich und groß worden, daß sie hier andre Wesen sind, als sie im sterblichen Leben waren.

Das Epos gehört in die Kindheit der Welt. Da horcht das abergläubische Ohr auf Stimmen der Vorwelt, und erträumt sich gern wunderbare, höhere Gestalten. Was das Auge nüchtern sieht, wird durch die Rede, zumal durch die von Geschlecht zu Geschlecht forttönende Rede, wie in trunkenen Begeisterung fortge-

* Regend belebt sie sich; fortschreitend wächst die Kraft ihr;

Klein zuerst und erhebt sich schnell in die Lüfte;
sie wandelt

Unten am Boden, das Haupt hoch in der Wolke
verbergend.

bildet und erhebt sich wachsend. Da traf nun Homer den rechten Punct; ein Bote der Vorwelt, der aber weise für seine Zeit war, und in allem die Umriffe traf, die, wohlgedacht, leicht übersehbar, geschlank und fröhlich, das Auge künftiger Geschlechter mit Anmuth und Würde ewig verhießen. Dazu half ihm sein Gesang, ein einfacher Strom, in den alle Belehrung floß, der in lyrische und dramatische Ströme, wie in bunte Mäander noch nicht vertheilt war. Gesang und Drama, Redekunst und Weisheit blühen in ihm noch auf Einem Baume; erst spätere Zeiten kamen und pflanzten jede besonders. Denn aus Homers Kunst, die aus dem Munde der Muse Gesänge reihet und ordnet, aus diesem einfachen Kunstwerk, in welchem sich Vieles zu Einem auf die leichteste Weise fügte, entsprang eben unter den Händen der Zeit jede andre Kunst und Dichtung, die beide immer ein Eins in Mehrerem, mithin Handlung, Knote, Fortleitung und Auflösung lieben. Nur Er schlang dies Band der Gesänge mit fast unmerklicher leiser Hand; die holde, günstige Zeit wars, die diesem alten Propheten eine Familie, d. i. Kinder gewährte, die das von ihm geschlungene Band weiter zogen und fortknüpften. Das liebliche Jonien, die Mutter aller Künste, gebahr Homer; die griechischen Inseln bis zur westlichen Welt hin haben seine Gesänge erzogen; Athen nahm sie auf, bildete sie im Drama und sonst vielfach aus und sprach darüber. In Alexandrien endlich gelangten sie, nach vielen Fragen und Zweifeln, mit Obeliskten und Asteriskten geschmückt, zu der Gestalt, in der sie uns die Zeit übergeben.

Als ich in Rom das berühmte Denkmal der Apo-

theose Homers * sah: „Jupiter, Apollo, Mnemosyne und die Musen sind über ihm vom Gipfel herab in höheren Gegenden des Felsen; Er sitzt da wie ein Gott: die Ilias und Odyssee knien an seinem Stuhl und stützen denselben. Ihn, der darauf sitzt, krönen die geflügelte Zeit und die bewohnte Erde (*οικουμενη*.) Vor ihm steht ein Altar, bei dem der Nythus als Knabe dienet, auf dem die Geschichte Weibrauch opfert; die Poesie, das Trauer- und Lustspiel stimmen den Opfergesang an; die Natur als ein Kind, die männliche Tugend, das aufbewahrende Ge-

Bekanntlich haben es Cuper, Schott u. a. erklärt. Eine andre Vergötterung Homers führe ich aus Winkelmanns Gesch. der Kunst (S. 339. Dresdn. Ausg.) mit seinen eignen Worten an: „Der Dichter sitzt auf einem Adler, von welchem er in die Luft getragen wird. Auf beiden Seiten sitzen zwei weibliche Figuren auf Zierrathen von Zweigen, beide mit einem kurzen Schwert an der Seite. Die zur Rechten hat einen Helm; mit der rechten Hand faßt sie an ihr Schwert, und sitzt mit gestüttem Haupt, in tiefen Gedanken. Die andre hat einen spizigen Hut, wie er dem Ulysses gegeben ist, hat ebenfalls die Eine Hand am Schwert und mit der andern Hand hält sie ein Ruder. Jene bedeutet die Ilias; diese die Odyssee. Die Schwäne unter den Zierrathen über der vergötterten Figur haben auch ihre Deutung auf den Dichter.“ Diese Apotheose, da sie auf einem Silbergefäß ist, ist zierlich; jene, im Pallast Colonna, gewiß nach einem altern Kunstwerke gemacht, ist groß.

dächtniß, die Treue, die Weisheit wohnen dem Fest bei;" da erinnerte ich mich ganz des Glückes dieses ruhmvollen Sohnes der Zeiten. Er stand auf seiner Stelle, empfing von seinen Vorfahren einen reichen Schatz dessen, was er durch Geschmack, und zwar den wahren Geschmack eines reinen Menschengefühls zu veredeln wußte; und stiftete damit eine ewige Schule seiner fortarbeitenden Verehrer. Dichter sangen nach ihm weiter; Gesetzgeber ehreten ihn und führten seine Gesänge ein, Aeschylus nährte sich von Brosamen seiner Tafel; die Genossen desselben, mit ihnen die Dichter jeder andern Gattung schöpften aus seiner Quelle; nach ihm bildete sich der erste Geschichtschreiber; die Kunst wetteiferte mit ihm; und er gab dem Phidias seinen Jupiter, seine Pallas Athene; die Philosophen sprachen über ihn; die Redner aus ihm — bis endlich eine Literatur und Cultur sich unter die Völker verbreitete, der Er der erste große Beförderer gewesen. Sein lebendiges Wort, (επος) das die Zeit auf ihren Flügeln umher getragen, war zu Athen, im Tempel der Pallas festliche, ewige Schrift worden, und tönt vom Cecropischen Felsen noch fort in die Seelen der Menschen. Von ihm kann man sagen: er habe den Flug der Zeit durch Kunst der Rede gefesselt; willig nahm sie die Blumenfessel an und hat ihn dafür mit ewigem Ruhm gekränzet.

VII

Natur und Schule.

„Ist es denn wahr, sprichst du, was der Weisheit
 Meister mich lehren,
 Was der Lehrlinge Schaar sicher und fertig
 beschwört ;
 Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden
 mich führen,
 Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück
 und das Recht ?
 Muß ich dem Trieb misstraun, der leise mich
 warnt, dem Gesetze,
 Das du selber, Natur mir in den Busen
 geprägt,
 Bis auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel
 gedrückt,
 Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen
 Geist ?
 Sage du mirs, du bist in diese Tiefen ge-
 stiegen,
 Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten
 zurück,
 Dir ist bekannt was die Gruft der dunkeln
 Wörter bewahret,
 Ob der Lebenden Trost dort bey den Mumien
 wohnt ?

Muß ich ihn wandeln den nächtlichen Weg? Mir
 graut, ich bekenn' es,
 Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit
 und Recht."

Freund, du kennst doch die goldene Zeit, (Es
 haben die Dichter
 Manche Sage von ihr rührend und einfach
 erzählt.)

Jene Zeit da das Heilige noch in der Mensch-
 heit gewandelt,
 Da jungfräulich und keusch noch der Instinkt
 sich bewahrt,
 Da noch das große Gesetz, das oben im Son-
 nenlauf waltet,
 Und verborgen im En reget den hüpfenden
 Punkt,
 Der Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige,
 gleiche,
 Auch der menschlichen Brust freiere Wellen
 bewegt,
 Da ein sichres Gefühl noch treu, wie am
 Uhrwerk der Zeiger,
 Auf das Wahrhaftige nur, nur auf das
 Ewige wies?

Da war kein Profaner, kein Eingeweihter zu
 sehen,
 Was man lebendig empfand, ward nicht bey
 Todten gesucht.

Gleich verständlich für jegliches Herz war die
ewige Regel,

Gleich verborgen der Quell, dem sie belebend
entfloß.

Aber die glückliche Zeit ist nicht mehr. Vermessene
Willführ

Hat der getreuen Natur göttlichen Einklang
entweicht.

Wolligt fließt der himmlische Strom in schuldigen
Herzen,

Lauter wird er und rein nur an dem Quell
noch geschöpft.

Dieser Quell, tief unten im Schacht des reinen
Verstandes,

Fern von der Leidenschaft Spur, rieselt er
silbern und kühl.

Aus der Sinne wildem Geräusch verschwand das
Drasel,

Nur in dem stilleren Selbst hört es der
horchende Geist.

Aber die Wissenschaft nur vermag den Zugang
zu öffnen,

Und den heiligen Sinn hütet das mystische
Wort.

Hier beschwört es der Forscher, der reines
Herzens hinabsteigt,

Und die verlorne Natur giebt ihm die
Weisheit zurück.

Hast du, Glücklicher, nie den schützenden Engel
verloren,

Nie des frommen Instinkts liebende Warnung
verwirkt,

Mahl in dem keuschen Auge noch treu und rein
sich die Wahrheit,

Tönt ihre Stimme dir noch hell in der
kindlichen Brust,

Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des
Zweifels Empörung,

Wird sie, weist du's gewiß, schweigen auf
ewig wie heut,

Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters
bedürfen,

Nie den hellen Verstand trüben das tückische
Herz,

Nie der verschlagene Witz des Gewissens Einfalt
bestrieken,

Niemals, weist du's gewiß, wanken das ewige
Steuer?

O dann gehe du hin in deiner köstlichen Un-
schuld,

Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie
lerne von dir!

Jenes Gesetz, das mit eisernem Stab den Sträu-
benden lenket,

Dir gilt es nicht. Was du thust, was dir
gefällt, ist Gesetz.

Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Po-
Inklets Regel,

Was du mit heiliger Hand bildest, mit
heiligem Mund

Redest, wird die Herzen der Menschen allmächtig
bewegen,

Du nur merkst nicht den Gott, der dir
im Busen gebent,

Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir
beuget,

Einfach gehst du und still durch die eroberte
Welt;

Aber blind erringst du, was wir im Lichte
verfehlen,

Und dem spielenden Kind glückt, was dem
Weisen mislingt.

VIII

Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heiserer Durst
 Nach Sais in Egypten trieb, der Priester
 Geheime Weisheit zu erlernen, hatte
 Schon manchen Grad mit schnellem Geist durchweilt,
 Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
 Und kaum befänstigte der Hierophant
 Den ungeduldig strebenden. „Was hab ich,
 Wenn ich nicht Alles habe, sprach der Jüngling
 Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
 Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück
 Nur eine Summe, die man größer, kleiner
 Besitzen kann und immer doch besitzt?
 Ist sie nicht eins einzige, ungetheilte?
 Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
 Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
 Und alles was dir bleibt ist Nichts, solange
 Das schöne All der Töne fehlt und Farben.

Indem sie einst so sprachen, standen sie
 In einer einsamen Rotonde still,

Wo ein verschleiert Bild von Riesengröße
Dem Jüngling in die Augen fiel.

Bewundert

Blickt er den Führer an und spricht. Was ist's,
Das hinter diesem Schleier sich verbirgt?

„Die Wahrheit“ ist die Antwort.

Wie? ruft jener,
Nach Wahrheit streb ich ja allein, und diese
Gerade ist es, die man mir verhüllt?

„Das mache mit der Gottheit aus, versetzt
Der Hierophant. Kein Sterblicher, sagt sie,
Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.
Und wer mit ungeweihter schuldger Hand
Den heiligen verboten früher hebt,
Der, spricht die Gottheit“ —

Nun?

„Der sieht die Wahrheit“
Ein seltsamer Orakelspruch! Du selbst
Du hättest also niemals ihn gehoben?

„Ich? Warlich nicht! Und war auch nie dann

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

Versucht.“

Das faß ich nicht. Wenn von der Wahrheit
Nur diese dünne Scheidewand mich trennte —

„Und ein Gesetz, fällt ihm sein Führer ein.
Gewichtiger mein Sohn als du es meynst
Ist dieser dünne Flor — Für deine Hand
Zwar leicht, doch Zentner schwer für dein Gewissen“

Der Jüngling gieng gedankenvoll nach Hause,
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager,
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreywillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die Lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oefnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,

Und furchtbar wie ein gegenwärtger Gott
 Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
 In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt,
 Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
 Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein,
 Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
 Unglücklicher, was willst du thun? So ruft
 In seinem Innern eine treue Stimme.
 Versuchen den Allheiligen willst du?
 Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
 Rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe.

Doch setzte nicht derselbe Mund hinzu:
 Wer diesen Schleier hebt, soll Wahrheit schauen.
 Sey hinter ihm, was will! Ich heb ihn auf.
 (Er rufts mit lauter Stimm) Ich will sie schauen.

Schauen!

Gellt ihm ein langes Echo spottend nach.

Er spricht's und hat den Schleier aufgedeckt.
 „Nun, fragt ihr, und was zeigte sich ihm hier?“
 Ich weiß es nicht. Besinnungslos und bleich
 Die Horen. 1795. 9tes Bt.

So fanden ihn am andern Tag die Priester
Am Fußgestell der Isis ausgestreckt.
Was er allda gesehen und erfahren
Hat seine Zunge nie bekannt. Auf ewig
War seines Lebens Heiterkeit dahin,
Ihn riß ein tiefer Gram zum frühen Grabe.
„Weh dem, dieß war sein warnungsvolles Wort,
Wenn ungestümme Fragen in ihn drangen,
„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,
„Sie wird ihm nimmermehr erfreulich seyn.“

IX

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.

Der Misbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reißen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, wie der Geschmack seinen Einfluß äußert, um bestimmen zu können, wie weit er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündnis zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündnis zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, sey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frey und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem

UNIVERSITÄT ZÜRICH

Geist und der Materie augenblicklich aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beiden gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig und unsre Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend und unsre Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was ganz und gar keine Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustand gerichtet, insoferne derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabey auf kein Verhältniß derselben zu andern Objecten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen wird also durch Urtheile des Geschmacks nicht erweitert, und keine Erkenntnis, selbst nicht einmal von der Schö-

heit wird durch die Empfindung der Schönheit erworben. Wo also Erkenntniß der Zweck ist, da kann uns der Geschmack, wenigstens direkt und unmittelbar keine Dienste leisten; vielmehr wird die Erkenntniß gerade so lange ausgesetzt, als uns die Schönheit beschäftigt.

Wozu dient denn aber nun, wird man einwenden, eine geschmackvolle Einkleidung der Begriffe, wenn der Zweck des Vortrags, der doch kein anderer seyn kann, als Erkenntniß hervorzubringen, vielmehr dadurch gehindert als befördert wird?

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beitragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äußere Eleganz eines Menschen zu Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Ekstase gereizt und hier durch das Empfehlende im Aeußern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reizende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsre Seele zu öffnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beim Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstand unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die man sich bloß in der Form erlaubt, ohne dadurch etwas an dem Inhalt zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntnis, und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bey Mittheilung seiner Gedanken beabsichtigt.

Es giebt eine wissenschaftliche Erkenntnis, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine populäre Erkenntnis, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der Letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern gerade zu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß dem Inhalt nach vorzutragen, sondern auch die Probe der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dieß kann aber nichts anders heißen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern auch die Darlegung desselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand aneinander schließfen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h. nach gan-

zen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen Freiheit und erkennt dabei kein andres Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit Theilvorstellungen oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge nach ihren innern Verhältnissen verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher trennte d. h. nur durch Theilvorstellungen, verbinden. Der Verstand beobachtet in seinen Kombinationen strenge Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit und es ist bloß der stätige Zusammenhang der Begriffe, wodurch er befriedigt werden kann. Dieser Zusammenhang wird aber jedesmal gestört, so oft die Einbildungskraft ganze Vorstellungen (einzelne Fälle) in diese Kette von Abstraktionen einschaltet, und in die strenge Nothwendigkeit der Sachverknüpfung den Zufall der Zeitverknüpfung mischt.*

* Ein Schriftsteller, dem es um wissenschaftliche Strenge zu thun ist, wird sich deswegen der Beispiele sehr ungern und sehr sparsam bedienen. Was vom Allgemeinen mit vollkommener Wahrheit gilt, erleidet in jedem besondern Fall Einschränkungen; und da in jedem besondern Fall

Es ist daher unumgänglich nöthig, daß da, wo es um strenge Consequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkürlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freyheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniß des Verstandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigem Dichtungstrieb, als durch Gesetzmäßigkeit im Fortschritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu setzen. Freylich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung, und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussetzen läßt, und wo man sich keine Hoffnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man

sich Umstände finden, die in Rücksicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, daß diese zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

frenlich auf Mittheilung einer wissenschaftlichen Erkenntnis Verzicht thun müssen, dafür aber in Ansehung des Vortrags, etwas mehr Freiheit gewinnen. Man verläßt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die unabhängig von allem Inhalt sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freiheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der ich jeden befaße, der nicht ausschliessend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet, so kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bey denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verstand seiner Leser, den

Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird also bey dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber doch immer nur reproduktiv, (empfangene Vorstellungen erneuernd) nicht aber produktiv (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie bloß im Dienst des Verstandes handelt. Der Vortrag hält sich zwar etwas näher an das Leben und an die Sinnenwelt, aber er verliert sich noch nicht in derselben. Die Darstellung ist also noch immer bloß didaktisch, denn, um schön zu seyn, fehlen ihr noch die zwey vornehmsten Eigenschaften, Sinnlichkeit im Ausdruck und Freyheit in der Bewegung.

Frey wird die Darstellung, wenn der Verstand den Zusammenhang der Ideen zwar bestimmt, aber mit so versteckter Gesetzmäßigkeit, daß die Einbildungskraft dabey völlig willkürlich zu verfahren, und bloß dem Zufall der Zeitverknüpfung zu folgen scheint. Sinnlich wird die Darstellung, wenn sie das Allgemeine in das Besondere versteckt, und der Phantasie das lebendige Bild (die ganze Vorstellung) hingiebt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorstellung) zu thun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der Einen Seite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur eine Bestimmung verlangt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen, ein Individuum gibt; sie ist aber von einer andern Seite betrachtet wieder eingeschränkt und

arm, weil sie nur von einem Individuum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer ganzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand gerade um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluß darbietet, denn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist ihr Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach Willkür zu wechseln, das Interesse des Verstandes ist, die seinigen mit strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beiden Interessen mit einander zu streiten scheinen, so giebt es doch zwischen beiden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist das eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen materiellen Theil oder Körper haben, und diesen machen die Anschauungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale oder Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so ist es doch immer zuletzt etwas sinnliches, was unserm Denken zum Grund liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von Anschauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern Zusammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die Anschauungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in keiner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als unabhängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen, verrathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich selbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einleitung aesthetische Freiheit, und das Bedürfniß der Phantasie ist befriedigt. Eine

UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARY

solche Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Produkt, wo nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung ist ein mechanisches Werk, wo die Theile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, Bedeutung, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelt welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theil der Rede der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkürliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelöst, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diction, so wird man allemal finden, daß sie in einem solchen glücklichen Verhältnis zwischen äußerer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freyheit der Einbildungskraft trägt die Individualisierung der Gegenstände, und der figürliche oder uneigentliche Ausdruck das meiste bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen

Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der Bestimmungen strebend, erhält und gebraucht sie jetzt das Recht, das ihr hingeebene Bild nach Gefallen zu ergänzen, zu beleben, umzustatten, ihm in allen seinen Verbindungen und Verwandlungen zu folgen. Sie darf augenblicklich ihrer untergeordneten Rolle vergessen, und sich als eine willkürliche Selbstherrscherinn betragen, weil durch den strengen innern Zusammenhang hinlänglich dafür gesorgt ist, daß sie dem Zügel des Verstandes nie ganz entfliehen kann. Der uneigentliche Ausdruck treibt diese Freiheit noch weiter, indem er Bilder zusammengattet, die ihrem Inhalt nach ganz verschieden sind, aber sich gemeinschaftlich unter einem höhern Begriff verbinden. Weil sich nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem Gesetz der Nothwendigkeit, aber nach dem Gesetz der Freiheit gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drei zwar den Gedanken, um den

es zu thun ist, der Materie nach, gleich getrenn überliefern, und uns also alle drey zu einer Erkenntnis verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntnis bey einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als möglich und als wünschenswürdig vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich bloß als eine willkürliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich wirklich so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren was ist, aber niemals was seyn muß. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweist aus unbezweifelten Gründen, daß es sich nothwendig so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgehet, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drey verschiedenen Formen der Diction ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat zu thun ist, die populäre und schöne Schreibart den Vorzug verdienen. Wann aber der populäre Ausdruck in den schönen übergehen darf, das entscheidet der größere oder geringere

Grad des Interesse, den man voraussetzen und zu bewirken hat.

Der reine wissenschaftliche Ausdruck setzt uns (mehr oder weniger, je nachdem er philosophischer oder populärer ist) in den Besitz einer Erkenntnis; der schöne Ausdruck leiht uns dieselbe bloß zu augenblicklichem Genuß und Gebrauche. Der erste giebt uns — wenn ich mir die Vergleichung erlauben darf — den Baum mit samt der Wurzel, aber freulich müssen wir uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt; der schöne Ausdruck bricht uns bloß die Blüten und Früchte davon ab, aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden. So widersinnig es nun wäre, demjenigen die bloße Blume oder Frucht abzubrechen, der den Baum selbst in seinen Garten verpflanzt haben will, eben so ungereimt würde es seyn, dem, welchem gerade jetzt nur nach einer Frucht gelüftet, den Baum selbst mit seinen künftigen Früchten anzubieten. Die Anwendung ergiebt sich von selbst, und ich bemerke bloß, daß der schöne Ausdruck eben so wenig für den Lehrstuhl, als der schulgerechte für den schönen Umgang und für die Rednerbühne taugt.

Der Lernende sammelt für spätere Zwecke, und für einen künftigen Gebrauch; daher der Lehrer dafür zu sorgen hat, ihn zum völligen Eigenthümer der Kenntnisse zu machen, die er ihm beibringt. Nichts aber ist unser, als was dem Verstand übergeben wird. Der Redner hingegen bezweckt einen schnellen Gebrauch, und hat ein gegenwärtiges Bedürfnis seines Publicums

zu befriedigen. Sein Interesse ist es also, die Kenntnisse, welche er austreut, so schnell, als er immer kann, praktisch zu machen, und dies erreicht er am sichersten, wenn er sie dem Sinn übergibt, und für die Empfindung zubereitet. Der Lehrer, der sein Publikum bloß auf Bedingungen übernimmt, und berechtigt ist, die Stimmung des Gemüths, die zur Aufnahme der Wahrheit erfordert wird, schon bey demselben vorauszusetzen, richtet sich bloß nach dem Object seines Vortrags, da im Gegentheil der Redner, der mit seinem Publikum keine Bedingung eingehen darf, und die Neigung erst zu seinem Vortheil gewinnen muß, sich zugleich nach den Subjecten zu richten hat, an die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war, und wieder kommt, braucht bloß Bruchstücke zu liefern, die mit vorhergegangenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen Publikum ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht nie zurückkehrt, muß sein Geschäft bey jedem Vortrag vollenden, jede seiner Aufführungen muß ein Ganzes für sich seyn, und ihren vollständigen Aufschluß enthalten.

Daher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher dogmatischer Vortrag in der Konversation und auf der Kanzel kein Glück macht, und ein noch so geistvoller schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl keine Früchte trägt — wenn die schöne Welt Schriften ungelesen läßt, die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke ignoriert, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebhabern des Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann in dem Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja an innerm Gehalt kon-

nen beide vollkommen gleich seyn, aber es hiesse etwas unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker anstrengt, zugleich dem blossen Schönggeist zum leichten Spiele dienen sollte.

Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortreflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigeren Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bey dieser Lectüre, immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die bloße Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestossen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmäßigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende soll lernen, einen Zweck ver-

Die Horn. 1795. 9tes St.

folgen, und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preis der Anstrengung ist. Bey dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bey dem schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich, während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut.

Dies gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Nothwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da seyn, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge thun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand ins besondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonierenden Ganzen des Menschen, als Natur zur Natur. Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig bestimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darstellung besteht, die vollkommene Auflösung der Theile in einem reinen

Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht, und nur für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bey philosophischen Darstellungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriediget werden, es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen; dieß ist der Zweck, der auf keine Weise hintangesezt werden darf. Wenn aber der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt hat, daß der Verstand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit wirkt, und wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Einheit verloren, solche schnell wieder herstellt) wenn er das Getrennte wieder verbindet, und durch die vereinigte Auffoderung der sinnlichen und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler frenlich, der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde, welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn ein solcher muß ihn frenlich erst übersezen, wenn er ihn verstehen will, so wie der bloße nackte Verstand, entblößt von allem Darstellungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in der Kunst erst in seine Sprache umsezen und auseinander legen, kurz, so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabieren muß. Aber von der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser empfängt der darstellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in sich selbst trägt,

geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa folgt und wer zurück bleibt. Es werden viele zurück bleiben; denn so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für sie schlechtthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beide nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beiden Geschäfte fodert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beide billigen also, was sie fassen und vermiffen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichsten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu ist er glücklicher weise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung, muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fodert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe

mitzutheilen, er ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtigt sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.

Wenn es für die Gründlichkeit der Erkenntniß nachtheilig befunden wurde, bey dem eigentlichen Lernen, den Forderungen des Geschmacks Raum zu geben, so wird dadurch keineswegs behauptet, daß die Bildung dieses Vermögens bey dem Studirenden zu frühzeitig sey. Ganz im Gegentheil soll man ihn aufmuntern und veranlassen, Kenntnisse, die er sich auf dem Wege der Schule zu eigen machte, auf dem Wege der lebendigen Darstellung mitzutheilen. Sobald das erstere nur beobachtet worden ist, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grad mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen großen Verstand besitzen, um selbst in dem freyen Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in Schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweist nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweist auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es auffer uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschauungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrierte, und wie kraftlos öfters die demonstriertesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weisheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Einsicht eben das, was sie im moralischen, in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit demselben die Wahrheit theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergiebt dem reichsten Inhalt die vernachlässigte Form nicht, und der ganze innere Bau seines Wesens giebt ihm ein Recht zu dieser strengen Forderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen, das

schöne Geschlecht heißen müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was diese entweder beleidigt, oder leer läßt, ist für dasselbe verloren. Freulich kann ihm in diesem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweis unzertrennlich ist. Aber glücklicher Weise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden möchten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stufe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber zu ziehen suchen, wo das Weib zugleich Muster und Richterinn ist. Er wird, da er in dem weiblichen Geiste keine dauerhaften Pflanzungen anlegen kann, so viele Blüten und Früchte, als immer möglich ist, auf seinem eigenen Feld zu erzielen suchen, um den schnell verwelkenden Vorrath auf dem andern desto öfter erneuern, und da, wo keine natürliche Herdte reißt, eine künstliche unterhalten zu können. Der Geschmack verbessert — oder verbirgt — den natürlichen Geistesunterschied beider Geschlechter, er nährt und schmückt den weiblichen Geist mit den Produkten des männlichen, und läßt das reizende Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und genießen, wo es nicht gearbeitet hat.

Dem Geschmack ist also, unter den Einschränkungen, deren ich bisher erwähnte, bei Mittheilung der Erkenntnis zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eignen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntnis günstige Stimmung zu versetzen; aber in allem dem, was die Sache betrifft, soll er sich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein andres ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht bloß auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag, und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Consequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äußern Eindruck geopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel getrieben.

Schriftsteller, welche mehr Wiß als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Beirügeren nur allzuoft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bey solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Mufen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung giebt, den unreifen zum Becken macht. *

* Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adlicher Sitten im I Theil seiner Versuche u. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prærogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der großen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon

Stoff ohne Form ist freylich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatte eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann denjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äussere Ge-

durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht auf die äussere und ästhetische Bildung unstreitig als ein Vortheil zu betrachten ist, auch in Absicht auf die innere Bildung des adelichen Jünglings, und also auf das Ganze seiner Erziehung, noch ein Gewinn heißen könne, darüber hat uns Herr Garve seine Meinung nicht gesagt, und ich zweifle, ob er eine solche Behauptung würde rechtfertigen können. Soviel auch auf diesem Wege an Form zu gewinnen ist, soviel muß dadurch an Materie versäumt werden, und wenn man überlegt, wie viel leichter sich Form zu einem Inhalt, als Inhalt zu einer Form findet, so dürfte der Bürger den Edelmann um dieses Prærogativ nicht sehr beneiden. Wenn es freylich auch fernerhin bey der Einrichtung bleiben soll, daß der Bürgerliche arbeitet, und der Adelige repräsentirt, so kann man kein passenderes Mittel dazu wählen, als gerade diesen Unterschied in der Erziehung, aber ich zweifle, ob der Adelige sich eine solche Theilung immer gefallen lassen wird.

stalt, Vernunft und Erfahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geist, kurz so verliert er eben so viel an Freiheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zu viel verstatet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bey den bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheitsinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superficialen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergözen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probierestein zu seyn, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Grossen und Schönen; das Feuer womit es die jugendliche Imagination entzündet und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrenen beredet, Palette oder Feder zu ergreifen, und auszugießen in Gestalten oder Tönen, was

in ihm lebendig wurde. In seinem Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gängelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomen, steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und fragt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter geboren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmacks, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum

Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das grosse Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stand ist, seine Fähigkeit nach dem grossen Maassstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendsten Gefühl für das Ganze Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem blossen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern bey dem Hervorbringen so bequem haben, als bey der Betrachtung.

X

Der philosophische Egoist.

Hast du den Säugling gesehn, der, unbewußt
noch der Liebe,

Die ihn wärmet und wiegt, schlafend von
Arme zu Arm

Wandert, bis bey der Leidenschaft Ruf der
Jüngling erwachet,

Und des Bewußtseyns Blik dämmernd die
Welt ihm erhellt?

Hast du eine Mutter gesehn, wenn sie Schlum-
mer dem Kinde

Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für
das Sorglose sorgt,

Nährt mit ihrem eigenen Leben die zitternden
Flamme,

Und mit der Sorge selbst sich für die
Sorge belohnt?

Und du lästerst die grosse Natur, die bald Kind
und bald Mutter

Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Be-
dürfnis besteht?

Selbstgenügsam willst du dem schönen Ring dich
entziehen,

Der Geschöpf an Geschöpf reht in vertrau-
lichem Bund,

Willst, du Armer, stehen allein und allein
durch dich selber,

Wenn durch der Kräfte Tausch selbst das
Unendliche steht?

XI

Die Antike
an einen Wanderer aus Norden.

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durch-
schwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der
schwindliche Steg,
Mich in der Nähe zu schauen und meine
Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die
staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich
heilge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich
es dir?
Hinter dir liegt zwar dein nebliger Pol und
dein eiserner Himmel,
Deine arkturische Nacht flieht vor Ausoniens
Tag,
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts
gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und trau-
rig sich thürmt?

Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke
des Nebels ,

Die von dem wundernden Aug' wälzte der
fröhliche Strahl ?

Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens
Sonne ,

Den verdüsterten Sinn bindet der nordische
Fluch.

XII

Deutsche Treue.

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig
 dem Bayer
 Fridrich aus Habsburgs Stamm, beyde ge-
 rufen zum Thron,
 Jenen schützte Luxemburgs Macht, und die Mehr-
 heit der Wähler,
 Diesen der Kirche Gewalt und des Geschlech-
 tes Verdienst.
 Aber den Prinzen Oesterreichs führt das neidi-
 sche Kriegsglück
 In die Fesseln des Feinds, der ihn im
 Kampfe bezwingt.
 Mit dem Thron erkaufte er die Freyheit; sein
 Wort muß er geben,
 Für den Sieger das Schwerdt gegen die
 Freunde zu ziehn;
 Aber was er in Banden gelobt, kann er frey
 nicht erfüllen,
 Siehe, da stellt er außs neu willig den
 Banden sich dar.
 Tief gerührt umhalbt ihn der Feind, sie wech-
 seln von nun an
 Wie der Freund mit dem Freund traulich
 die Becher des Mahls,

Arm in Arm schlummern auf Einem Lager die
Fürsten,

Da noch blutiger Haß grimmig die Völker
zerfleischt.

Gegen Friderichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum
Wächter

Bayerns läßt er den Feind, den er bestreift,
zurück.

„Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so. Man
hat mir geschrieben“

Rief der Pontifex aus, als er die Kunde
vernahm.

XIII

Weißheit und Klugheit.

Willst du Freund die erhabensten Höhn der
Weißheit erkriegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die
Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, von wel-
chem du scheidest,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein mutht-
ger Flug.

XIV

An einen Weltverbesserer.

Wies, sagst du mir, opfert' ich bin, der
 Menschheit zu helfen,
 Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung
 der Lohn.

Soll ich dir sagen, Freund, wie Ich mit Men-
 schen es halte?

Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der
 Führer getäuscht.

Von der Menschheit — du kannst von ihr nie
 groß genug denken

Wie du im Busen sie trägst, prägst du
 in Thaten sie aus.

Auch dem Menschen, der dir im engen Le-
 ben begegnet,

Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich
 die helfende Hand.

Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der
 Menschengeschlechter

Lass du das liebe Geschick walten wie ge-
 stern so heut.

XV.

D a s H ö c h s t e .

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze
kann es dich lehren.
Was sie Willenlos ist, sey du es wollend —
das ist's!

XVI

S i a s.

Immer zerreißet den Kranz des Homer, und
zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur und die Züge
der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur.

XVII

U n s t e r b l i c h k e i t.

Vor dem Tod erschrickst du? Du wünschst un-
sterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn Du lange dahin
bist, es bleibt.